STEPHEN KING



SPÄTER

HEYNE

ROMAN

Das Buch

Jamie Conklin wächst in Manhattan auf und wirkt wie ein normaler Junge. Mit seiner alleinerziehenden Mutter Tia teilt er aber ein Geheimnis: Er kann von klein auf die Geister kürzlich Verstorbener sehen und mit ihnen reden. Und die Toten müssen alle seine Fragen wahrheitsgemäß beantworten. Tia ist Literaturagentin und hat sich gerade aus großer finanzieller Not gekämpft, da stirbt ihr lukrativster Autor. Der langersehnte Abschlussband seiner großen Bestsellersaga blieb leider unvollendet – wäre da nicht Jamies Gabe. Das Befragen der Toten ruft allerdings auch ungewollte Dämonen herbei.

Der Autor

Stephen King, 1947 in Portland, Maine, geboren, ist einer der erfolgreichsten amerikanischen Schriftsteller. Bislang haben sich seine Bücher weltweit über 400 Millionen Mal in mehr als 50 Sprachen verkauft. Für sein Werk bekam er zahlreiche Preise, darunter 2003 den Sonderpreis der National Book Foundation für sein Lebenswerk und 2015 mit dem Edgar Allan Poe Award den bedeutendsten kriminalliterarischen Preis für *Mr. Mercedes.* 2015 ehrte Präsident Barack Obama ihn zudem mit der National Medal of Arts. 2018 erhielt er den PEN America Literary Service Award für sein Wirken, gegen jedwede Art von Unterdrückung aufzubegehren und die hohen Werte der Humanität zu verteidigen.

Seine Werke erscheinen im Heyne-Verlag.

STEPHEN KING

SPÄTER

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Bernhard Kleinschmidt

HEYNE

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
LATER
bei Titan Books, London

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright © 2021 by Stephen King
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Umschlaggestaltung und Motiv:
Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
Herstellung: Mariam En Nazer
Satz: Schaber Datentechnik, Austria

ISBN 978-3-641-27738-3
V001

Für Chris Lotts

»Es kommt nicht immer ein neuer Tag.«

Michael Landon

Ich fange nicht gern mit einer Rechtfertigung an – wahrscheinlich gibt es dagegen sogar eine Regel wie die, einen Satz nie mit einer Präposition enden zu lassen –, aber nach dem Durchlesen der dreißig Seiten, die ich bisher geschrieben habe, glaube ich, das tun zu müssen. Es geht um ein bestimmtes Wort, das ich ständig verwende. Von meiner Mutter habe ich jede Menge vulgäre Ausdrücke gelernt und die auch von klein auf benutzt (wie ihr noch feststellen werdet), aber das Wort, um das es hier geht, ist nicht vulgär. Es lautet *später* wie in »später dann«, in »später habe ich erfahren« und in »erst später ist mir klar geworden«. Ich weiß, dass das monoton klingt, aber ich hatte keine andere Wahl. Meine Geschichte fängt nämlich in einer Zeit an, wo ich noch an den Weihnachtsmann und die Zahnfee glaubte (obwohl ich da schon mit sechs meine Zweifel hatte). Heute bin ich zweiundzwanzig, weshalb das jetzt später ist, alles klar? Wenn ich in meinen Vierzigern bin – vorausgesetzt, dass ich es bis dahin schaffe –, werde ich wahrscheinlich auf das zurückblicken, was ich mit zweiundzwanzig zu verstehen meinte, und erkennen, dass ich eine Menge überhaupt nicht verstanden habe. Es gibt immer ein Später, das weiß ich jetzt. Zumindest bis wir sterben. Dann ist wohl alles andere *vorher*.

Ich heiße Jamie Conklin, und einmal habe ich einen Thanksgiving-Truthahn gemalt, den ich für saugeil hielt. Später – und zwar nicht viel später – stellte ich fest, dass er eher saumäßig misslungen war. Manchmal ist die Wahrheit echt beschissen.

Das Ganze hier ist wohl eine Horrorstory. Also dann mal los.

1

Ich war gerade mit meiner Mutter auf dem Heimweg von der Schule. Sie hatte mich an die Hand genommen, und in der anderen hielt ich meinen Truthahn, den wir Erstklässler in der Woche vor Thanksgiving angefertigt hatten. Ich war stolz wie Oskar. Wir machten das folgendermaßen: Man legte eine Hand auf ein Blatt Tonpapier und umfuhr sie mit einem Wachsmalstift. So entstanden der Schwanz und der Rumpf. Was den Kopf anging, war man auf sich selbst gestellt.

Als ich Mama meinen Truthahn zeigte, sagte sie ja, ja, ja, genau, genau, genau, total super, aber ich glaube nicht, dass sie ihn sich richtig angesehen hat. Wahrscheinlich dachte sie stattdessen an eines der Bücher, die sie verkaufen wollte. »Das Produkt an den Mann bringen«, wie sie es nannte. Mama war nämlich Literaturagentin. Früher hat das ihr Bruder gemacht, mein Onkel Harry, aber ein Jahr vor der Zeit, von der ich hier erzähle, hatte Mama seine Agentur übernommen. Das ist eine lange, ziemlich traurige Geschichte.

»Ich hab Dunkelgrün genommen, weil das meine Lieblingsfarbe ist«, sagte ich. »Das weißt du doch, oder?« Inzwischen waren wir fast da. Unsere Wohnung lag nur drei Straßen von meiner Schule entfernt.

Ja, ja, ja, hat Mama gesagt. Außerdem: »Wenn wir zu Hause sind, spielst du was oder schaust dir *Barney* und den *Zauberschulbus* an, Kleiner. Ich muss massenhaft Anrufe erledigen.«

Worauf ich ja, ja, ja von mir gegeben habe, was mir einen Knuff in die Seite und ein Grinsen einbrachte. Ich fand es immer toll, wenn ich meine Mutter zum Grinsen bringen konnte. Schon mit sechs wusste ich nämlich, dass sie das Leben äußerst ernst nahm. Später

stellte ich fest, dass das teilweise an mir lag. Sie ging irgendwie davon aus, dass sie ein ziemlich gestörtes Kind aufziehen würde. Der Tag, von dem ich gerade erzähle, war jedenfalls der, wo sie definitiv zu dem Schluss kam, dass ich doch nicht gestört war. Was für sie einerseits eine Erleichterung und andererseits keine gewesen sein muss.

»Du sprichst mit keinem darüber, ja?«, sagte sie später an jenem Tag zu mir. »Außer mit mir. Und vielleicht nicht mal mit mir, Kleiner. Okay?«

Ich sagte okay. Wenn man klein ist und es sich um die eigene Mama handelt, sagt man zu allem okay. Außer natürlich, sie erklärt einem, dass es Zeit fürs Bett ist. Oder sie befiehlt, bloß ja den ganzen Brokkoli aufzuessen.

Als wir zu Hause ankamen, war der Aufzug immer noch kaputt. Theoretisch könnte man sagen, das Ganze wäre vielleicht anders gelaufen, wenn das Ding funktioniert hätte, aber das glaube ich nicht. Leute, die behaupten, im Leben gehe es nur um die Entscheidungen, die wir treffen, und um die Wege, die wir wählen, haben meiner Meinung nach keinen blassen Schimmer. Egal ob Treppe oder Aufzug, wir wären in jedem Fall im zweiten Stock gelandet. Wenn der flatterhafte Finger des Schicksals auf einen zeigt, führen alle Wege zum selben Ort, meiner Meinung nach jedenfalls. Eventuell werde ich meine Meinung ändern, wenn ich älter bin, aber das glaube ich eigentlich nicht.

»Was für ein Scheißaufzug«, sagte Mama. Und dann: »Das hast du nicht gehört, Kleiner.«

»Was denn?«, sagte ich, was mir ein weiteres Grinsen einbrachte. Es sollte das letzte an jenem Nachmittag sein, so viel kann ich verraten. Ich fragte, ob ich ihre Tasche tragen solle, in der wie immer ein Manuskript steckte. An jenem Tag war es ein dickes, das nach circa fünfhundert Seiten aussah (wenn das Wetter gut war, saß Mama immer auf einer Bank und las, während sie darauf wartete,

dass ich aus der Schule kam). »Lieb von dir«, sagte sie. »Aber was erkläre ich dir immer?«

»Jeder muss im Leben seine eigene Last tragen«, sagte ich.

»Haargenau.«

»Ist es von Regis Thomas?«, fragte ich.

»Richtig geraten. Von dem guten alten Regis, der unsere Miete bezahlt.«

»Geht es um Roanoke?«

»Musst du das wirklich fragen, Jamie?« Was mich zum Kichern brachte. *Alles,* was der gute alte Regis schrieb, spielte in Roanoke. Das war die Last, die *er* im Leben trug.

Wir stiegen die Treppe hinauf in den zweiten Stock, wo sich außer unserer noch zwei weitere Wohnungen befanden. Unsere hinten im Flur war die schickste. Vor der Tür von 3A standen Mr. und Mrs. Burkett, und mir war sofort klar, dass etwas nicht stimmte. Mr. Burkett rauchte eine Zigarette, was ich bei ihm noch nie gesehen hatte und was in unserem Haus außerdem verboten war. Seine Augen waren blutunterlaufen, und die Haare standen ihm in wirren grauen Büscheln vom Kopf ab. Ich sagte immer Mister zu ihm, aber eigentlich war er Professor Burkett und lehrte an der New York University irgendetwas Kluges. Englische und europäische Dichtung, wie ich später erfuhr. Mrs. Burkett stand barfuß nur im Nachthemd da. Das Nachthemd war ziemlich dünn. Ich konnte durch es hindurch fast alles von ihr sehen.

»Was ist denn passiert, Marty?«, fragte meine Mutter.

Bevor er etwas erwidern konnte, zeigte ich ihm meinen Truthahn. Weil Mr. Burkett traurig wirkte und ich ihn aufmuntern wollte, aber auch weil ich so stolz darauf war. »Schauen Sie mal, Mr. Burkett! Ich hab einen Truthahn gemalt! Schauen Sie mal, Mrs. Burkett!« Beim Hinhalten hob ich ihn vors Gesicht, weil sie nicht denken sollte, dass ich auf ihren Busen glotzte.

Mr. Burkett achtete nicht auf mich. Ich glaube, er hatte mich nicht

mal gehört. »Tia, ich habe eine schreckliche Nachricht. Heute Morgen ist Mona gestorben.«

Meine Mutter ließ die Tasche mit dem Manuskript zwischen ihre Füße fallen und schlug sich die Hand vor den Mund. »O nein! Das ist nicht wahr!«

Er brach in Tränen aus. »Sie ist nachts aufgestanden und hat gesagt, sie will ein Glas Wasser trinken. Ich bin wieder eingeschlafen, und heute Morgen lag sie auf dem Sofa und hatte eine Steppdecke bis zum Kinn gezogen. Da bin ich auf Zehenspitzen in die Küche gegangen und hab Kaffee aufgesetzt, weil ich dachte, der Duft würde sie auf-auf-w-w-w… würde sie aufwecken …«

Dann brach er wirklich zusammen. Mama nahm ihn in die Arme, wie sie es mit mir tat, wenn ich mir wehgetan hatte, obwohl Mr. Burkett ungefähr hundert Jahre alt war (vierundsiebzig, wie ich später erfuhr).

Und da sagte Mrs. Burkett etwas zu mir. Sie war schwer zu verstehen, wenn auch nicht so schwer wie manche anderen, weil sie noch ziemlich frisch war. »Truthähne sind nicht grün, James«, sagte sie.

»Meiner schon«, sagte ich.

Meine Mutter hielt Mr. Burkett immer noch in den Armen und wiegte ihn irgendwie hin und her. Die beiden hörten Mrs. Burkett nicht, und mich hörten sie auch nicht, weil sie erwachsene Dinge taten: Mama spendete Trost, Mr. Burkett heulte.

»Ich hab Doktor Allen angerufen«, sagte Mr. Burkett. »Als er dann da war, meinte er, dass sie wahrscheinlich einen Schlag hatte.« Wenigstens glaube ich, dass er das gesagt hat. Er weinte so sehr, dass er nicht gut zu verstehen war. »Er hat für mich beim Bestattungsinstitut angerufen. Die haben sie weggebracht. Ich weiß gar nicht, was ich ohne sie tun soll.«

Mrs. Burkett sagte: »Wenn mein Mann nicht aufpasst, wird er deiner Mutter mit seiner Zigarette noch das Haar versengen.«

Was er tatsächlich tat. Ich konnte die schmorenden Haare riechen, ein Gestank wie beim Damenfriseur. Mama war zu höflich, etwas zu sagen, aber sie sorgte dafür, dass er sie losließ, und dann nahm sie ihm die Zigarette ab, warf sie auf den Boden und trat darauf. Das fand ich richtig eklig, eine echte Schweinerei, aber ich hielt den Mund. Ich kapierte, dass es sich um eine besondere Situation handelte.

Außerdem kapierte ich, dass er durchdrehen würde, wenn ich weiter mit Mrs. Burkett sprach. Mama ebenfalls. Selbst ein kleiner Junge weiß gewisse grundlegende Dinge, wenn er nicht weich in der Birne ist. Man sagt bitte, man sagt danke, man wedelt in der Öffentlichkeit nicht mit dem Schniedel herum, man kaut nicht mit offenem Mund, und man spricht nicht mit toten Leuten, wenn sie neben lebenden Leuten stehen, die gerade erst anfangen, sie zu vermissen. Zu meiner Verteidigung will ich nur sagen: Beim ersten Anblick war mir noch nicht bewusst gewesen, dass sie tot war. Später wurde ich besser darin, den Unterschied zu beurteilen, aber damals musste ich das erst noch lernen. Durch das Nachthemd von Mrs. Burkett konnte ich hindurchschauen, durch sie selbst nicht. Tote sehen genauso aus wie Lebende, nur dass sie immer die Kleidung wie beim Sterben tragen.

Währenddessen kaute Mr. Burkett die ganze Sache noch einmal durch. Er erzählte meiner Mutter, wie er neben dem Sofa auf dem Boden gesessen und die Hand seiner Frau gehalten hatte, bis der Arzt kam, und dann wieder, bis die Leute vom Bestattungsinstitut gekommen waren, um sie wegzuschaffen. Eigentlich sagte er: »Um sie von dannen zu bringen«, was ich nicht verstand, bis Mama es mir erklärte. Das Weinen hatte zwischendurch nachgelassen, nahm jetzt jedoch wieder Fahrt auf. »Ihre Ringe sind weg«, sagte er unter Tränen. »Nicht nur ihr Hochzeitsring, sondern auch der Verlobungsring mit dem großen Diamanten. Ich hab auf dem Nachttisch auf ihrer Bettseite nachgeschaut, wo sie die Dinger

immer hinlegt, wenn sie sich die Hände mit der scheußlich riechenden Arthritissalbe einreibt …«

»Die riecht tatsächlich erbärmlich«, bestätigte Mrs. Burkett. »Das Lanolin da drin ist im Grunde nur Schaffett, aber irgendwie hilft's.«

Ich nickte, um auszudrücken, dass ich verstanden hätte, sagte aber nichts.

»… und auf dem Waschbecken im Bad, weil sie die Ringe manchmal da liegen lässt … *Überall* hab ich nachgeschaut.«

»Die werden schon wieder auftauchen«, sagte meine Mutter besänftigend, und da ihre Haare jetzt nicht mehr gefährdet waren, nahm sie Mr. Burkett wieder in die Arme. »Sie tauchen bestimmt wieder auf, Marty, mach dir darüber keine Sorgen.«

»Ich vermisse sie so sehr! Ich vermisse sie jetzt schon!«

Mrs. Burkett wedelte mit der Hand vor dem Gesicht. »Wahrscheinlich dauert es nicht mal sechs Wochen, bis er Dolores Magowan zum Mittagessen ausführt.«

Mr. Burkett flennte, und meine Mutter tröstete ihn, so wie sie mich tröstete, wenn ich mir mal das Knie aufschürfte oder wie damals, als ich ihr eine Tasse Tee machen wollte und mir heißes Wasser auf die Hand geschwappt ist. Es herrschte also irgendwie ein ziemlich hoher Lärmpegel, weshalb ich es riskierte, wenn auch nur mit leiser Stimme.

»Wo sind Ihre Ringe denn, Mrs. Burkett? Wissen Sie das?«

Wenn sie tot sind, müssen sie die Wahrheit sagen. Im Alter von sechs Jahren wusste ich das allerdings noch nicht; ich nahm einfach an, dass alle Erwachsenen, ob nun lebendig oder tot, stets die Wahrheit sagten. Natürlich glaubte ich damals auch, Goldlöckchen wäre ein echtes Mädchen. Man darf mich gern als dämlich bezeichnen, aber immerhin glaubte ich wenigstens nicht, dass die drei Bären auch wirklich sprechen konnten.

»Im obersten Fach vom Flurschrank«, sagte sie. »Ganz hinten, hinter den Fotoalben.«

»Warum da?«, fragte ich, worauf meine Mutter mir einen seltsamen Blick zuwarf. Soweit sie sehen konnte, unterhielt ich mich mit dem leeren Wohnungseingang … obwohl sie eigentlich längst wusste, dass ich ein bisschen anders als andere Kinder tickte. Nach einem nicht gerade schönen Vorfall im Central Park – dazu bald mehr – bekam ich mit, wie sie einer von ihren Verlagsfreundinnen am Telefon erzählte, ich hätte eine besondere Beziehung zur Geisterwelt. Was mir einen gewaltigen Schrecken einjagte. Geister setzte ich nämlich mit Gespenstern gleich, und vor denen hatte ich furchtbare Angst.

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung«, sagte Mrs. Burkett. »Aber da hatte ich wahrscheinlich schon den Schlaganfall. Das heißt, meine Gedanken sind in Blut ertrunken.«

In Blut ertrunkene Gedanken. Das habe ich nie vergessen.

Mama fragte Mr. Burkett, ob er mit in unsere Wohnung kommen wolle, zu einer Tasse Tee (»oder etwas Stärkerem«), aber er lehnte ab, weil er noch einmal nach den verschwundenen Ringen seiner Frau suchen wollte. Daraufhin fragte sie ihn, ob wir ihm was vom Chinesen mitbringen sollten, wenn wir dort unser Abendessen holten, und er sagte: »Das wäre schön, vielen Dank, Tia.«

»De nada«, sagte meine Mutter (das verwendete sie beinah so oft wie ja, ja, ja und genau, genau, genau), und dann erklärte sie ihm, wir würden ihm das Essen gegen sechs in die Wohnung bringen, falls er nicht bei uns essen wolle, wozu er gern eingeladen sei. Nein, sagte er, er würde lieber bei sich essen, aber er fände es nett, wenn wir uns dann zu ihm gesellen würden. Nur dass er *zu uns* sagte, als wäre Mrs. Burkett noch am Leben. Was sie ja nicht war, obwohl sie dastand.

»Bis dahin hast du die Ringe bestimmt gefunden«, sagte Mama. Sie nahm mich an die Hand. »Komm, Jamie. Wir besuchen Mr. Burkett später wieder. Jetzt lassen wir ihn erst mal lieber für sich allein.«

»Truthähne sind nicht grün, Jamie«, sagte Mrs. Burkett. »Und das da sieht sowieso nicht wie ein Truthahn aus. Das sieht aus wie ein Klecks, aus dem Finger ragen. Ein Rembrandt bist du nicht gerade.«

Tote Leute mussten die Wahrheit sagen, was okay war, solange man die Antwort auf eine Frage erfahren wollte, aber wie schon gesagt, die Wahrheit war halt manchmal echt beschissen. Weshalb ich irgendwie wütend auf Mrs. Burkett wurde, wenn auch nur kurz, weil sie auf einmal zu weinen anfing. Sie wandte sich Mr. Burkett zu und sagte: »Wer wird jetzt dafür sorgen, dass du die Gürtelschlaufe hinten an deiner Hose nicht vergisst? Dolores Magowan? Da fress ich doch ’nen Besen!« Sie küsste seine Wange … oder küsste in deren Richtung, das war mir nicht ganz klar. »Ich habe dich geliebt, Marty. Das tu ich immer noch.«

Mr. Burkett hob die Hand und kratzte sich an der Stelle, wo ihre Lippen ihn berührt hatten, als würde es ihn da jucken. Das hat er wohl jedenfalls gedacht.

2

Also ja, ich kann tote Leute sehen. Das war schon immer so, soweit ich mich erinnern kann. Allerdings ist es nicht so wie in dem einen Film mit Bruce Willis. Manchmal ist es einfach nur interessant, manchmal eher beängstigend (wie bei dem Typen im Central Park), und manchmal ist es extrem nervig, aber hauptsächlich ist es einfach so, wie es ist. Wie wenn man Linkshänder ist oder schon als Dreijähriger klassische Musik spielen kann oder von früh einsetzender Demenz betroffen ist wie mein Onkel Harry, als der erst zweiundvierzig war. Als Sechsjähriger sind mir zweiundvierzig Jahre alt vorgekommen, aber schon damals habe ich begriffen, dass man in dem Alter eigentlich zu jung dafür ist, nicht mehr zu wissen, wer man ist. Oder welchen Namen die Dinge haben – aus irgendeinem

Grund hat mir das immer am meisten Angst gemacht, wenn wir Onkel Harry besucht haben. Seine Gedanken sind zwar nicht im Blut von einem geplatzten Gehirngefäß ertrunken, aber ertrunken sind sie trotzdem.

Wir sind zur 3C rüber. Meine Mutter brauchte beim Aufschließen etwas Zeit, weil an unserer Tür drei Schlösser waren. Laut Mama war das der Preis, den man bezahlte, wenn man stilvoll wohnen wollte. Unsere Wohnung hatte sechs Zimmer und lag zur Straße hin. Mama nannte sie den Palast an der Avenue. Zweimal pro Woche kam eine Putzfrau. In dem Parkhaus an der Second Avenue hatte Mama einen Range Rover stehen, mit dem wir manchmal nach Speonk zu Onkel Harry fuhren. Dank Regis Thomas und einigen anderen Schriftstellern (aber hauptsächlich dank dem guten alten Regis) lebten wir in Saus und Braus. Allerdings sollte das nicht ewig andauern, eine deprimierende Entwicklung, von der ich nur allzu bald erzählen werde. Im Rückblick denke ich manchmal, mein Leben war wie ein Roman von Dickens, nur halt mit Kraftausdrücken.

Mama warf Manuskript- und Handtasche aufs Sofa und setzte sich. Das Sofa gab das furzende Geräusch von sich, das uns normalerweise zum Lachen brachte, jedoch nicht an jenem Tag. »Verdammte Scheiße«, sagte Mama, dann hob sie abwehrend die Hand. »Das hast du …«

»Ich hab es nicht gehört, nein«, sagte ich.

»Gut. Ich brauche einen Elektroschockkragen oder irgendein Ding, das jedes Mal summt, wenn ich in deiner Gegenwart fluche. Als Training sozusagen.« Sie schob die Unterlippe vor und blies sich die Fransen aus der Stirn. »Ich muss noch zweihundert Seiten vom neuesten Regis lesen …«

»Wie heißt das Buch denn diesmal?«, fragte ich, wobei ich schon wusste, dass im Titel *von Roanoke* vorkommen würde. Das war immer der Fall.

»Die Geistermaid von Roanoke«, sagte sie. »Es ist eines von

seinen besseren, mit viel Se… Mit viel Küssen und Kuscheln.«

Ich rümpfte die Nase.

»Tut mir leid, Kleiner, aber die Damen lieben nun mal pochende Herzen und heiße Lenden.« Sie warf einen Blick auf die Tasche mit der *Geistermaid von Roanoke,* die mit den üblichen sechs bis acht Gummibändern gesichert war. Wenn eines von den Dingern riss, gab Mama immer einige von ihren besten Ausdrücken von sich. Viele davon verwende ich noch heute. »Jetzt hab ich allerdings den Eindruck, dass ich nichts will als ein Glas Wein trinken. Vielleicht sogar eine ganze Flasche. Mona Burkett war zwar eine echte Zimtzicke, und wahrscheinlich ist er ohne sie besser dran, aber momentan ist er doch ziemlich am Boden zerstört. Ich hoffe bloß, dass er Verwandte hat, weil ich keine Lust habe, als oberste Trostspenderin zu dienen.«

»Sie hat ihn auch geliebt«, sagte ich.

Mama warf mir einen seltsamen Blick zu. »Ja? Meinst du?«

»Das weiß ich. Sie hat zwar was Gemeines über meinen Truthahn gesagt, aber dann hat sie geweint und ihm einen Kuss auf die Backe gegeben.«

»Das hast du dir bloß eingebildet, James«, sagte sie, wenn auch nur halbherzig. Inzwischen wusste sie es besser, da bin ich mir ganz sicher, aber es fällt Erwachsenen unheimlich schwer, so was zu glauben, und ich meine auch zu wissen, warum. Wenn sie als Kinder herausbekommen, dass der Weihnachtsmann ein Fake, Goldlöckchen kein echtes Mädchen und der Osterhase reiner Bullshit ist – das sind nur drei Beispiele, ich könnte weitere aufzählen –, entsteht in ihnen ein Komplex, und sie hören auf, an irgendwas zu glauben, was sie nicht mit eigenen Augen sehen können.

»Nee, das hab ich mir nicht eingebildet. Sie hat gesagt, ein Rembrandt wär ich nicht gerade. Wer ist das eigentlich?«

»Ein Maler«, sagte sie und blies sich wieder die Fransen aus der

Stirn. Ich weiß nicht, wieso sie die nicht einfach abgeschnitten oder sich eine andere Frisur zugelegt hat. Was kein Problem gewesen wäre, weil sie wirklich hübsch war.

»Wenn wir zum Essen rübergehen, darfst du Mr. Burkett auf keinen Fall etwas von dem erzählen, was du angeblich gesehen hast.«

»Tu ich schon nicht«, sagte ich. »Aber sie hatte recht. Mein Truthahn ist beschissen.« Ich war ziemlich deprimiert darüber.

Offenbar war das sichtbar, jedenfalls streckte Mama die Arme aus. »Komm mal her, Kleiner.«

Ich ging zu ihr und umarmte sie.

»Dein Truthahn ist wunderschön. Es ist der schönste Truthahn, den ich je gesehen habe. Ich werde ihn an den Kühlschrank hängen, und da wird er für immer bleiben.«

Ich drückte sie, so fest ich konnte, und vergrub das Gesicht in der Höhlung ihrer Schulter, damit ich ihr Parfüm riechen konnte. »Ich hab dich lieb, Mama.«

»Ich hab dich auch lieb, Jamie, und zwar ganz doll. Jetzt geh spielen, oder setz dich vor den Fernseher. Ich muss die Anrufe machen, bevor ich das Essen bestelle.«

»Okay.« Ich machte mich auf den Weg in mein Zimmer, blieb jedoch gleich wieder stehen. »Sie hat ihre Ringe auf das oberste Fach in dem Schrank im Flur gelegt, hinter die Fotoalben.«

Meine Mutter starrte mich mit offenem Mund an. »Wieso das denn?«

»Das hab ich sie auch gefragt, und sie hat gesagt, sie weiß es nicht. Da wären ihre Gedanken schon in Blut ertrunken, hat sie gemeint.«

»Du lieber Himmel«, flüsterte Mama und griff sich mit der Hand an den Hals.

»Du solltest dir was ausdenken, wie wir es ihm erzählen, wenn wir bei ihm zum Essen sind. Dann muss er sich keine Sorgen mehr darum machen. Kann ich Hühnchen General Tso haben?«

»Ja«, sagte sie. »Aber mit braunem, nicht mit weißem Reis.«

»Genau, genau, genau«, sagte ich und ging Lego spielen. Ich baute gerade einen Roboter.

3

Die Wohnung der Burketts war kleiner als unsere, aber hübsch. Als wir nach dem Essen unsere Glückskekse knackten (auf meinem stand *Eine Feder in der Hand ist besser als ein Vogel in der Luft,* was absolut keinen Sinn ergibt), sagte Mama: »Hast du eigentlich schon in den Schränken nachgeschaut, Marty? Nach den Ringen, meine ich?«

»Weshalb sollte sie ihre Ringe denn in einen Schrank legen?« Eine durchaus vernünftige Frage.

»Na ja, wenn sie gerade einen Schlaganfall hatte, konnte sie vielleicht nicht mehr ganz klar denken.«

Wir aßen an dem kleinen, runden Tisch in der Küchennische. Mrs. Burkett saß auf einem von den Hockern an der Theke und nickte nachdrücklich, als Mama das sagte.

»Vielleicht schaue ich später nach«, sagte Mr. Burkett. Er klang ziemlich unentschlossen. »Jetzt bin ich zu müde und zu durcheinander.«

»Dann schau im Schlafzimmerschrank nach, sobald du dazu kommst«, sagte Mama. »Ich gehe jetzt gleich zu dem im Flur. Nach dem ganzen süß-sauren Schweinefleisch tut mir ein bisschen Bewegung ganz gut.«

»Ist sie da ganz alleine drauf gekommen?«, sagte Mrs. Burkett. »Ich wusste gar nicht, dass sie so clever ist.« Inzwischen war sie schon nicht mehr so gut zu verstehen. Nach einer Weile würde ich sie überhaupt nicht mehr hören können, sondern nur noch sehen, wie sich ihr Mund bewegt, so als wäre sie hinter einer dicken

Glasscheibe. Und bald danach würde sie verschwunden sein.

»Meine Mama ist total clever«, sagte ich.

»Ich würde nie das Gegenteil behaupten«, sagte Mr. Burkett. »Aber wenn sie die Ringe in dem Schrank da draußen findet, fresse ich einen Besen.«

Genau in dem Moment sagte meine Mutter: »Na also!«, und kam mit den Ringen auf der ausgestreckten Hand wieder. Der Hochzeitsring war nichts Besonderes, aber der Verlobungsring war riesig. Mit einem echten Diamanten.

»Das ist doch nicht die Möglichkeit!«, rief Mr. Burkett aus. »Wie um alles in der Welt …?«

»Ich habe zum heiligen Antonius gebetet«, sagte Mama, warf mir jedoch einen schnellen Blick zu. Wobei sie grinste. »Antonius, du guter Mann, führe mich an die Ringe heran! Und wie du siehst, hat es geklappt.«

Ich überlegte, Mr. Burkett zu fragen, ob er seinen Besen mit Salz und Pfeffer essen wolle, ließ es aber bleiben. Es war nicht der richtige Zeitpunkt, Scherze zu machen, und außerdem stimmte es, was meine Mutter immer sagte: Klugscheißer machen sich nur unbeliebt.

4

Drei Tage später fand die Beerdigung statt. Es war meine erste, und sie war interessant, wenngleich sie mir nicht gerade Spaß gemacht hat. Immerhin musste sich meine Mutter nicht als oberste Trostspenderin betätigen. Mr. Burkett hatte eine Schwester und einen Bruder, die diese Rolle übernehmen konnten. Sie waren alt, wenn auch nicht so alt wie er. Während der ganzen Trauerfeier weinte er, und seine Schwester reichte ihm ein Papiertaschentuch nach dem anderen. Ihre Handtasche war offenbar voll davon. Ich

staunte, dass da noch Platz für irgendetwas anderes war.

Am Abend bestellten Mama und ich uns Pizza bei Domino's. Mama trank Wein, und ich bekam als besondere Belohnung Kool-Aid, weil ich mich bei der Beerdigung gut benommen hatte. Als nur noch ein Stück Pizza übrig war, fragte sie mich, ob ich meinen würde, dass Mrs. Burkett da gewesen sei.

»Klar. Sie saß auf der Treppe zu dem Ding, wo der Pfarrer und die anderen Leute gestanden haben, um was zu sagen.«

»Du meinst den Ambo. Konntest du …« Sie nahm sich das letzte Stück, beäugte es, legte es wieder hin und sah mich an. »Konntest du durch sie hindurchschauen?«

»Meinst du wie durch einen Geist im Kino?«

»Ja. Das meine ich wohl.«

»Nee. Sie war ganz da, aber immer noch in ihrem Nachthemd. Ich hab mich gewundert, dass ich sie gesehen hab, weil sie schon vor drei Tagen gestorben ist. Normalerweise halten die nicht so lange durch.«

»Sie verschwinden einfach?« Als ob sie versuchen würde, sich darüber klar zu werden. Ich merkte, dass sie nicht gern darüber sprach, war jedoch froh, dass sie es tat. Es war eine Erleichterung.

»Ja, genau.«

»Was hat sie denn getan, Jamie?«

»Sie hat einfach bloß dagesessen. Ein-, zweimal hat sie einen Blick auf ihren Sarg geworfen, aber hauptsächlich hat sie nur ihn angesehen.«

»Mr. Burkett. Marty.«

»Genau. Einmal hat sie was gesagt, aber das konnte ich nicht hören. Wenn sie tot sind, werden ihre Stimmen schnell leiser, wie wenn man im Autoradio die Musik runterdreht. Nach einer Weile kann man sie überhaupt nicht mehr hören.«

»Und dann sind sie fort.«

»Ja«, sagte ich. Ich hatte einen Kloß im Hals, weshalb ich den Rest

von meinem Kool-Aid trank, um ihn wegzubekommen. »Fort.«

»Hilf mir jetzt schnell beim Wegräumen«, sagte sie. »Dann können wir eine Folge von *Torchwood* anschauen, wenn du willst.«

»Klar, cool!« Meiner Meinung nach war *Torchwood* nicht richtig cool, aber dass ich eine Stunde länger aufbleiben durfte als sonst, war total cool.

»Fein. Sofern dir klar ist, dass wir das nicht zur Gewohnheit werden lassen. Aber zuerst muss ich dir etwas erklären, was sehr wichtig ist. Deshalb spitz jetzt die Ohren, und zwar gut.«

»Okay.«

Sie ließ sich auf ein Knie nieder, damit unsere Gesichter mehr oder weniger auf gleicher Höhe waren, und ergriff mich bei den Schultern, sanft, aber fest. »Erzähl nie wem, dass du tote Leute siehst, James. *Niemals.*«

»Man würde mir sowieso nicht glauben. Hast du ja früher auch nicht getan.«

»*Irgendwas* hab ich durchaus geglaubt«, sagte sie. »Seit dem Tag damals im Central Park. Erinnerst du dich noch?« Sie blies sich die Fransen aus der Stirn. »Natürlich erinnerst du dich. Wie könntest du das wohl je vergessen.«

»Ich erinnere mich.« Wobei es mir anders lieber gewesen wäre.

Sie kniete immer noch vor mir und sah mir in die Augen. »Also hör zu. Es ist gut, dass die Leute so etwas nicht glauben. Aber vielleicht glaubt jemand es irgendwann doch. Und dann könnte es zu unangenehmem Gerede kommen, wenn du nicht sogar in Gefahr gerätst.«

»Warum das denn?«

»Ein alter Spruch sagt, tote Männer reden nicht mehr, Jamie. Aber mit *dir* tun sie das. Und zwar Männer *und* Frauen, oder? Du sagst, sie müssen auf Fragen reagieren und wahrheitsgemäß antworten. Als ob Sterben wie eine Dosis Natriumthiopental wäre.«

Ich hatte keine Ahnung, was das war, was meine Mutter mir

offenbar an der Nasenspitze ansah, weshalb sie sagte, das wäre jetzt nicht weiter wichtig. Aber ich solle mich daran erinnern, was Mrs. Burkett auf meine Frage nach ihren Ringen gesagt habe.

»Wieso?« Ich war meiner Mutter gern so nahe wie jetzt gerade, aber dass sie mich derart aufmerksam ansah, gefiel mir gar nicht.

»Die Ringe waren wertvoll, besonders der Verlobungsring. Man stirbt mit Geheimnissen, Jamie, und es gibt immer Leute, die solche Geheimnisse erfahren wollen. Ich will dir keine Angst einjagen, aber manchmal ist Angst die einzige Warnung, die wirkt.«

Wie der Mann vom Central Park mir die Warnung erteilt hatte, im Verkehr aufzupassen und beim Radfahren immer meinen Helm zu tragen, dachte ich … sprach es aber nicht aus.

»Ich rede schon nicht darüber«, sagte ich.

»Und zwar nie. Außer mit mir. Wenn es unbedingt sein muss.«

»Okay.«

»Gut. Dann sind wir uns ja einig.«

Sie stand auf, und dann gingen wir zum Fernsehen ins Wohnzimmer. Als die Sendung vorbei war, putzte ich mir die Zähne, pinkelte noch mal und wusch mir die Hände. Mama brachte mich ins Bett, gab mir einen Kuss und sagte, was sie immer sagte: »Ich wünsch dir eine gute Nacht, das Lichtlein wird nun ausgemacht. Träum was Schönes, schlafe fein, bald schon wird es wieder morgen sein.«

Normalerweise sah ich sie anschließend erst am Morgen wieder. Oft hörte ich Glas klimpern, wenn sie sich ein zweites (oder drittes) Glas Wein einschenkte, und dann ganz leisen Jazz, wenn sie sich daranmachte, ein Manuskript zu lesen. Allerdings haben Mütter wohl einen sechsten Sinn, jedenfalls kam sie an jenem Abend bald wieder in mein Zimmer und setzte sich auf die Bettkante. Vielleicht hat sie mich auch einfach weinen hören, obwohl ich mir alle Mühe gegeben habe, das möglichst leise zu tun. Denn – ein weiterer von ihren Sprüchen – es war besser, zur Lösung beizutragen anstatt zu dem

Problem.

»Was ist denn, Jamie?«, fragte sie und strich mir übers Haar. »Denkst du über die Beerdigung nach? Oder darüber, dass Mrs. Burkett dabei war?«

»Was täte eigentlich mit mir passieren, wenn du stirbst, Mama? Komme ich dann in ein Waisenhaus?« Weil ich mit absoluter Sicherheit nicht zu Onkel Harry kommen würde.

»Natürlich nicht«, sagte Mama, die mir immer noch über den Kopf strich. »Abgesehen davon, nennt man so was eine rein akademische Frage, weil ich noch ganz lange nicht sterben werde. Ich bin erst fünfunddreißig, was bedeutet, dass ich mehr als die Hälfte meines Lebens noch vor mir habe.«

»Aber was ist, wenn du das kriegst, was Onkel Harry hat, und bei ihm im Heim leben musst?« Tränen liefen mir über die Wangen. Dass Mama mir die Haare streichelte, tröstete mich, brachte mich jedoch zugleich dazu, noch mehr zu weinen, wer weiß warum. »Da riecht es so eklig. Nach *Pipi!*«

»Die Chance, dass das passiert, ist total winzig. Wenn man sie neben eine Ameise legen würde, wäre die Ameise so groß wie Godzilla.« Darüber musste ich grinsen, wodurch ich mich auch gleich besser fühlte. Da ich jetzt älter bin, weiß ich, dass sie entweder schwindelte oder falsch informiert war, aber das Gen, von dem das ausgelöst wird, was Onkel Harry hatte – früh einsetzende Demenz –, hatte sie selbst nur verfehlt, Gott sei Dank.

»Ich werde nicht sterben, du wirst auch nicht sterben, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass deine merkwürdige Begabung verkümmert, wenn du älter wirst. Also … alles gut?«

»Alles gut.«

»Keine Tränen mehr, Jamie. Träum was Schönes, schlafe fein …«

»Bald schon wird es wieder morgen sein«, ergänzte ich.

»Genau, genau, genau.« Sie gab mir einen Kuss auf die Stirn und ging hinaus. Die Tür ließ sie einen Spalt offen, wie sie es immer tat.

Ich wollte ihr nicht erzählen, dass ich nicht wegen der Beerdigung geweint hatte und auch nicht wegen Mrs. Burkett, weil die mir nämlich keine Angst machte. Das tun die meisten nicht. Nur der Fahrradmann im Central Park, der hat mir brutal Angst gemacht. Der war richtig gruselig.

5

Wir fuhren auf der 86th Street durch den Central Park, unterwegs nach Wave Hill in der Bronx. Dort feierte Lily, eine von meinen Kindergartenfreundinnen, eine große Geburtstagsparty. (»Manche Kinder werden ja bis zum Gehtnichtmehr verwöhnt«, hatte Mama kommentiert.) Das Geschenk hatte ich auf dem Schoß liegen. Als wir um eine Biegung kamen, sahen wir einen kleinen Haufen Leute auf der Straße stehen. Offenbar hatte der Unfall sich gerade erst ereignet. Ein Mann lag halb auf der Straße und halb auf dem Gehsteig, sein völlig verbogenes Fahrrad neben ihm. Den oberen Körper hatte jemand mit einer Jacke bedeckt, unten trug er schwarze Fahrradshorts mit roten Streifen an den Seiten, eine Knieschiene und ganz mit Blut bedeckte Sneakers. Auch auf seinen Socken und Beinen war Blut. Wir hörten nahende Sirenen.

Neben ihm stand derselbe Mann mit denselben Fahrradshorts und derselben Knieschiene. Er hatte weiße Haare mit Blut darin. Das Gesicht war genau in der Mitte eingedrückt, wohl weil er damit auf der Bordsteinkante aufgeprallt war. Die Nase war irgendwie in zwei Teilen, der Mund ebenfalls.

Die Autos vor uns hielten an, und meine Mutter sagte: »Mach die Augen zu.« Was sie sah, war natürlich der Mann, der auf dem Boden lag.

»Er ist tot!« Ich brach in Tränen aus. »Der Mann da ist tot!«

Wir hielten. Das mussten wir. Weil die anderen Autos vor uns

standen.

»Nein, das ist er nicht«, sagte Mama. »Der ist nur ohnmächtig, nichts weiter. Das passiert manchmal, wenn man irgendwo kräftig dranknallt. Bald geht's ihm wieder besser. Und jetzt mach die Augen zu.«

Das tat ich nicht. Der verwüstete Mann hob die Hand und winkte mir zu. Sie wissen es, wenn ich sie sehe. Das ist immer so.

»Sein Gesicht ist total in *zwei Teilen!*«

Um sich zu vergewissern, warf Mama noch mal einen Blick auf den Mann. Weil er bis zur Hüfte mit einer Jacke bedeckt war, sagte sie: »Hör auf, dich in was reinzusteigern, Jamie. Mach einfach die …«

»Aber da steht er!« Ich zeigte auf ihn. Mein Finger zitterte. *Alles* an mir zitterte. »Da drüben steht er neben sich!«

Das wiederum erschreckte meine Mutter. Ich erkannte es daran, wie sie die Lippen zusammenpresste. Mit einer Hand betätigte sie die Hupe, mit der anderen drückte sie auf die Taste, mit der man das Fenster öffnete, und winkte den vor uns stehenden Autos zu. *»Los!«,* rief sie. *»Weiter! Hört auf, ihn anzustarren, um Himmels willen, wir sind hier doch nicht in einem verdammten Kinofilm!«*

Die Fahrer schienen zu gehorchen, nur der direkt vor uns nicht. Der lehnte sich aus dem Fenster, um ein Handyfoto zu machen. Mama fuhr an und rempelte seine Stoßstange. Der Mann zeigte ihr den Finger. Daraufhin stieß sie zurück und lenkte unseren Wagen auf die andere Fahrspur, um ihn zu umkurven. Schade, dass ich ihm nicht auch den Finger gezeigt habe, aber ich war einfach zu verdattert.

Nachdem Mama fast mit einem entgegenkommenden Polizeiwagen kollidiert war, fuhr sie so schnell wie möglich zur anderen Parkseite. Wir waren noch nicht ganz da, als ich mich losschnallte. Mama brüllte mich an, das solle ich bleiben lassen, aber ich tat es trotzdem, ließ mein Fenster herunter und kniete mich auf den Sitz. Dann streckte ich den Kopf hinaus und kotzte meinen Mageninhalt über die Wagentür. Da war nichts zu machen. Im

Westen vom Central Park angekommen, fuhr Mama an den Straßenrand und wischte mir mit dem Blusenärmel das Gesicht ab. Gut möglich, dass sie die Bluse später wieder getragen hat, aber wenn das der Fall war, erinnere ich mich nicht daran.

»Du lieber Himmel, Jamie, du bist ja leichenblass.«

»Ich konnte nichts dagegen machen«, sagte ich. »So was wie den hab ich noch nie gesehen. Dem haben richtig die Knochen aus der N-Nase geguckt, und …« Wieder musste ich würgen, schaffte es diesmal jedoch, das meiste auf die Straße anstatt auf unseren Wagen zu befördern. Außerdem war es nicht mehr so viel.

Mama streichelte mir den Nacken, ohne auf den Wagen zu achten, der hupend dicht an uns vorbeifuhr (vielleicht war da der Mann drin, der uns den Finger gezeigt hatte). »Schatz, das ist bloß deine Einbildung. Er war ja mit einer Jacke bedeckt.«

»Nicht der auf dem Boden, sondern der, der neben ihm gestanden hat. Der hat mir zugewinkt.«

Sie starrte mich lange an und gab sich den Anschein, mir etwas sagen zu wollen, schnallte mich aber nur wieder an. »Ich glaube, wir sollten die Party sausen lassen. Was meinst du?«

»In Ordnung«, sagte ich. »Ich mag Lily sowieso nicht. In der Vorlesestunde kneift sie mich immer heimlich.«

Wir fuhren zurück nach Hause. Mama fragte mich, ob ich wohl eine Tasse Kakao drinbehalten würde, was ich bejahte. Gemeinsam tranken wir im Wohnzimmer also Kakao. Ich hatte immer noch das Geschenk für Lily bei mir, ein Püppchen in einem Matrosenanzug. Als ich es Lily in der Woche drauf überreichte, gab sie mir einen Kuss direkt auf den Mund, anstatt mich heimlich zu kneifen. Deshalb wurde ich von den anderen geneckt, was mir aber überhaupt nichts ausmachte.

Während wir unseren Kakao tranken (eventuell hatte Mama ihren mit irgendetwas aufgepeppt), sagte sie: »Als ich schwanger war, hab ich mir fest vorgenommen, mein Kind nie anzulügen. Alsdann. Ja,

der Mann da war wahrscheinlich tot.« Sie machte eine Pause. »Er war sogar eindeutig tot. Offenbar hatte er gar keinen auf, aber ich glaube, den hätte nicht mal ein Fahrradhelm gerettet.«

Nein, er hatte keinen Helm getragen. Wenn er beim Überfahren (wie wir später feststellten, von einem Taxi) einen getragen hätte, dann hätte er ihn nämlich auch aufgehabt, als er neben seiner Leiche stand. Wie gesagt, tragen sie immer das, was sie beim Sterben anhatten.

»Dass du sein Gesicht gesehen haben willst, hast du dir bloß vorgestellt, Schatz. Das war ja gar nicht möglich. Jemand hatte ihn mit einer Jacke zugedeckt. Jemand mit einem guten Herzen.«

»Er hatte ein T-Shirt mit einem Leuchtturm drauf an«, sagte ich. Dann fiel mir noch etwas anderes ein. Es war nur minimal tröstlich, aber nach so etwas gibt man sich wohl mit dem kleinsten Lichtblick zufrieden. »Wenigstens war er schon ziemlich alt.«

»Wie kommst du denn darauf?« Sie sah mich seltsam an. Im Rückblick war das der Moment, denke ich, wo sie mir zum ersten Mal glaubte, zumindest ein klein bisschen.

»Seine Haare waren weiß. Außer da, wo Blut drauf war natürlich.«

Ich weinte wieder los. Meine Mutter nahm mich in die Arme und wiegte mich, und während sie das tat, schlief ich ein. Wenn einem irgendwelcher gruselige Scheiß im Kopf rumgeht, gibt es nichts Besseres, als eine Mutter zur Hand zu haben, ehrlich.

Wir bekamen die *New York Times* an die Tür geliefert. Normalerweise las meine Mutter sie noch im Bademantel am Frühstückstisch, aber am Tag nach dem Mann vom Central Park ging sie stattdessen eines von ihren Manuskripten durch. Nach dem Frühstück sagte sie, ich solle mich anziehen; vielleicht würden wir eine Fahrt mit der Circle Line machen. Es muss also ein Samstag gewesen sein. Ich erinnere mich, wie ich dachte: Das ist das erste Wochenende, wo der Mann vom Central Park tot ist. Was mir die ganze Sache wieder deutlich vor Augen brachte.

Ich tat wie geheißen, aber zuerst ging ich noch in ihr Zimmer, während sie unter der Dusche stand. Die Zeitung lag auf dem Bett, auf der Seite geöffnet, wo es immer um die Toten ging, die von der *Times* für berühmt genug gehalten wurden. Da war ein Foto von dem Mann aus dem Central Park. Er hieß Robert Harrison. Was das Lesen anging, war ich mit vier Jahren schon auf Drittklässlerniveau, worauf meine Mutter sehr stolz war, und die Überschrift des Artikels enthielt keine schweren Wörter. Sie war alles, was ich las: CEO DER LIGHTHOUSE FOUNDATION STIRBT BEI VERKEHRSUNFALL.

Danach habe ich noch weitere Tote gesehen. Der Spruch, dass wir mitten im Leben vom Tod umfangen seien, ist wahrer, als die meisten wissen – und manchmal sagte ich darüber etwas zu Mama, aber meistens nicht, weil ich merkte, dass es sie aus der Fassung brachte. Erst als Mrs. Burkett starb und Mama deren Ringe im Schrank fand, sprachen wir wieder richtig darüber.

Nachdem sie an jenem Abend mein Zimmer verlassen hatte, glaubte ich, nicht einschlafen zu können, und wenn doch, würde ich von dem Mann im Park mit seinem gespaltenen Gesicht und den aus der Nase ragenden Knochen träumen. Oder davon, dass meine Mutter in ihrem Sarg lag und zugleich auf den Stufen zum Ambo saß, wo nur ich sie sehen konnte. Aber soweit ich mich erinnere, träumte ich überhaupt nichts. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, fühlte ich mich gut, Mama fühlte sich auch gut, wir flachsten nur rum, wie wir es manchmal einfach taten; sie heftete meinen Truthahn an den Kühlschrank und drückte dann einen so festen Schmatz darauf, dass ich kichern musste. Sie brachte mich zur Schule, wo Mrs. Tate uns etwas über Dinosaurier erzählte, und das Leben ging zwei Jahre lang problemlos weiter, wie es das normalerweise tat. Bis alles in die Binsen ging.

Als Mama merkte, wie schlimm es stand, hörte ich sie am Telefon mit Anne Staley sprechen, einer befreundeten Lektorin. Es ging um Onkel Harry. »Der war schon weich in der Birne, bevor er richtig weich geworden ist«, sagte Mama. »Das ist mir jetzt klar.«

Mit sechs Jahren hätte ich keinen Schimmer gehabt, worum es ging. Aber inzwischen war ich acht, beinah neun, und begriff zumindest teilweise. Sie sprach über den Schlamassel, in den ihr Bruder sich – und sie – gebracht hatte, noch bevor die frühe Demenz sein Gehirn wie ein Dieb in der Nacht davontrug.

Natürlich war ich ihrer Meinung; sie war meine Mutter, wir beide gegen den Rest der Welt, ein echtes Zweierteam. Ich hasste Onkel Harry für die Misere, in die er uns gebracht hatte. Erst später, als ich zwölf oder vielleicht auch vierzehn war, wurde mir bewusst, dass meine Mutter ebenfalls einen Teil der Schuld trug. Eventuell wäre sie in der Lage gewesen, aus der Sache herauszukommen, solange noch Zeit war, sehr wahrscheinlich sogar, aber das tat sie nicht. Wie Onkel Harry, der die Literaturagentur gegründet hatte, wusste sie eine Menge über Bücher, aber nicht genug über Geld.

Sie wurde sogar zweimal gewarnt, unter anderem von ihrer Freundin Liz Dutton. Liz war Detective beim NYPD und ein großer Fan der Roanoke-Saga von Regis Thomas. Meine Mutter hatte sie bei der Präsentation eines einschlägigen Bandes kennengelernt, und die beiden hatten sich gleich prächtig verstanden. Was sich als weniger gut entpuppen sollte. Dazu komme ich noch; vorläufig will ich mich darauf beschränken, dass Liz zu meiner Mutter sagte, der Mackenzie-Fonds sei zu schön, um wahr zu sein. Das dürfte ungefähr zu der Zeit gewesen sein, wo Mrs. Burkett starb; da bin ich mir zwar nicht ganz sicher, aber auf jeden Fall war es vor Herbst 2008, wo die Wirtschaft abstürzte. Unser Anteil daran eingeschlossen.

Onkel Harry hatte früher in einem noblen Club in der Nähe von Pier 90 – dort, wo die großen Schiffe anlegten – Racquetball

gespielt. Einer der Sportkameraden war ein Produzent am Broadway, der ihm vom Mackenzie-Fonds erzählte. Er bezeichnete den Fonds als Lizenz zum Gelddrucken, was Onkel Harry wörtlich nahm. Klare Sache. Schließlich hatte jener Freund massenhaft Musicals produziert, die massenhaft Jahre nicht nur am Broadway, sondern im ganzen Land gelaufen waren, und seine Tantiemen strömten nur so herein. (Ich wusste genau, was Tantiemen waren, nicht umsonst war ich das Kind einer Literaturagentin.)

Onkel Harry erkundigte sich, sprach mit irgendeinem großen Tier, das für den Fonds tätig war (allerdings nicht mit James Mackenzie selbst, weil Onkel Harry im großen Finanzzirkus nur ein kleines Tier war), und steckte einen Haufen Geld hinein. Der Ertrag war so gut, dass er noch mehr hineinsteckte. Und immer mehr. Als er dement wurde – und es ging ziemlich schnell abwärts mit ihm –, übernahm meine Mutter sämtliche Konten und Depots und hielt den Mackenzie-Fonds nicht nur, sondern steckte wiederum selbst Geld hinein.

Monty Grisham, der ihr damals bei den Verträgen half, riet ihr nicht nur ab, noch mehr hineinzustecken; er beschwor sie sogar, sie solle aussteigen, solange die Lage noch gut sei. Das war die zweite Warnung, die sie erhielt, und zwar nicht lange nachdem sie die Agentur übernommen hatte. Außerdem meinte Grisham, wenn etwas zu schön aussehe, als dass es wahr sein könnte, dann sei das wahrscheinlich auch der Fall.

Alles, was ich gerade erzähle, habe ich scheibchen- und bröckchenweise herausbekommen, wie bei dem erwähnten Telefongespräch zwischen Mama und der mit ihr befreundeten Lektorin. Bestimmt ist schon jeder selbst draufgekommen, und ich brauche nicht groß auszuführen, dass es sich beim Mackenzie-Fonds in Wirklichkeit um einen fetten Anlagebetrug handelte. Mackenzie und seine fröhliche Diebesbande sammelten eine Million nach der anderen ein und schütteten hohe Gewinne aus, steckten

jedoch den größten Teil des investierten Geldes in die eigene Tasche. Sie hielten die Sache am Laufen, indem sie ständig neue Investoren an Land zogen und ihnen weismachten, was für besondere Leute sie seien, weil nur wenige Auserwählte in den Fonds einzahlen dürften. Wie sich herausstellte, waren die wenigen Auserwählten mehrere Tausend, von Broadway-Produzenten bis hin zu reichen Witwen, die dann beinah über Nacht ihren Reichtum verloren.

Eine solche Masche ist darauf angewiesen, dass die Investoren mit ihrem Gewinn zufrieden sind und nicht nur ihre ursprüngliche Investition im Fonds belassen, sondern immer mehr hineinstecken. Eine Weile funktionierte alles ganz gut. Als die Wirtschaft dann 2008 in die Krise geriet, wollten praktisch alle Beteiligten ihr Geld zurück, aber das Geld war nicht mehr vorhanden. Verglichen mit Bernie Madoff, dem König aller Anlagebetrüger, war Mackenzie zwar eine kleine Nummer, schlug sich im Vergleich jedoch ganz wacker. Nachdem er mehr als zwanzig Milliarden Dollar einkassiert hatte, befanden sich auf seinen Konten gerade mal magere fünfzehn Millionen. Er kam ins Gefängnis, was erfreulich war, aber wie Mama manchmal sagte: »Rache ist süß, aber kaufen kann man sich nichts davon.«

»Alles im grünen Bereich«, sagte sie zu mir, als Mackenzie auf sämtlichen Nachrichtensendern und in der *New York Times* auftauchte. »Mach dir keine Sorgen, Jamie.« Aber die Ringe unter ihren Augen zeigten, dass *sie* sich große Sorgen machte. Wofür sie mehr als genug Gründe hatte.

Hier noch was von dem, was ich später herausbekam: Mama besaß nur etwa zweihunderttausend Dollar an Vermögen, das sie flüssig machen konnte, und das schloss die Lebensversicherungen für sie und mich ein. Was sie an Verbindlichkeiten hatte, will keiner wissen. Man erinnere sich nur daran, dass unsere Wohnung an der Park Avenue lag und das Büro der Agentur an der Madison Avenue.

Das Pflegeheim, wo Onkel Harry lebte (»falls man so was leben nennen kann«, höre ich meine Mutter hinzufügen), befand sich in Pound Ridge, was ebenfalls ein teures Pflaster war.

Das Büro an der Madison zu schließen war Mamas erster Schachzug. Anschließend arbeitete sie von unserem Palast an der Avenue aus, zumindest eine Weile lang. Die Miete bezahlte sie im Voraus, indem sie die erwähnten Versicherungspolicen auflöste, auch die von ihrem Bruder, aber das würde nur acht bis zehn Monate reichen. Sie vermietete das Haus von Onkel Harry in Speonk. Sie verkaufte den Range Rover (»in der Stadt brauchen wir eigentlich sowieso kein Auto, Jamie«, sagte sie) und einen Stapel Erstausgaben, darunter ein von Thomas Wolfe signiertes Exemplar von *Schau heimwärts, Engel!* Bei Letzterem weinte sie und meinte, sie hätte nicht die Hälfte von dem bekommen, was es wert sei. Der Markt für seltene Bücher war ebenfalls im Keller, dank einem Haufen Sammler, die ebenso verzweifelt Bares brauchten wie sie selbst. Auch unser Gemälde von Andrew Wyeth musste dran glauben. Und jeden Tag verfluchte sie James Mackenzie, weil er eine derart heimtückische, geldgeile, beschissene, schwanzlutschende Hämorrhoide auf zwei Beinen sei. Manchmal verfluchte sie sogar Onkel Harry und verkündete, er werde am Jahresende hinter einem Müllcontainer hausen, was ihm nur recht geschehe. Und fairerweise verfluchte sie sich später auch selbst, weil sie nicht auf Liz und Monty gehört hatte.

»Ich komme mir vor wie die Grille, die den ganzen Sommer Musik gemacht hat, statt zu arbeiten«, sagte sie eines Abends zu mir. Das war im Januar oder Februar 2009, glaube ich. Inzwischen übernachtete Liz manchmal bei uns, allerdings nicht an jenem Abend. Vielleicht fiel mir da zum ersten Mal auf, wie sich in die hübschen roten Haare meiner Mutter graue Strähnen stahlen. Es kann aber auch sein, dass ich mich deshalb so daran erinnere, weil sie in Tränen ausbrach und jetzt ich an der Reihe war, sie mit

Kopfstreicheln zu trösten, obwohl ich noch ein kleiner Junge war und eigentlich gar nicht wusste, wie man so was richtig tat.

Im Sommer zogen wir aus dem Palast an der Avenue in eine wesentlich kleinere Wohnung in der Tenth. »Keineswegs eine Absteige«, sagte Mama. »Und die Miete stimmt.« Außerdem: »Aus der Stadt ziehe ich bestimmt nicht weg. Dann würde ich die weiße Fahne schwenken. Und Klienten verlieren.«

Die Agentur zog natürlich mit uns um. Das Büro kam in den Raum, der wohl als mein Zimmer gegolten hätte, wenn die Lage nicht so verdammt mies gewesen wäre. Deshalb bestand mein Zimmer aus einem Kabuff neben der Küche. Dort war es im Sommer heiß und im Winter kalt, aber wenigstens roch es gut. Ich glaube, es hatte früher als Speisekammer gedient.

Ihren Bruder ließ Mama in ein Heim in Bayonne verlegen. Reden wir lieber nicht weiter darüber. Das einzig Gute bestand wahrscheinlich darin, dass der arme alte Onkel Harry ohnehin keine Ahnung hatte, wo er sich befand; wenn er im Beverly Hilton gewesen wäre, hätte er sich genauso oft in die Hosen gemacht.

Andere Dinge aus den Jahren 2009 und 2010, an die ich mich erinnere: Meine Mutter ging nicht mehr zum Friseur. Sie ging auch nicht mehr mit Freundinnen Mittag essen, und mit Klienten der Agentur nur, wenn es unbedingt nötig war (weil die Rechnung immer an ihr hängen blieb). Neue Klamotten kaufte sie sich kaum noch, und wenn doch, dann in Discountläden. Und sie fing an, mehr Wein zu trinken. Wesentlich mehr. An manchen Abenden ließ sie sich gemeinsam mit ihrer Freundin Liz ordentlich volllaufen. Dann hatte sie am nächsten Tag rote Augen, war bissig und werkelte im Schlafanzug in ihrem Büro herum. »Das Leben ist wie ’ne Hühnerleiter«, sang sie dabei manchmal vor sich hin. »Kurz und beschissen geht es weiter.« An solchen Tagen war es eine echte Wohltat, in die Schule gehen zu dürfen. In eine *öffentliche* Schule natürlich, meine Privatschulzeit war dank James Mackenzie vorüber.

In dem ganzen Trübsinn gab es immerhin ein paar Lichtblicke. Während der Markt für seltene Bücher im Orkus war, lasen die Leute wieder normale Bücher – Romane, um aus der Wirklichkeit zu flüchten, und Selbsthilfetitel, weil sich 2009 und 2010 eine Menge Leute selbst helfen mussten, da gibt es keinen Zweifel. Mama hatte immer gern Kriminalromane gelesen und diese Sparte ständig ausgebaut, seit sie die Agentur von Onkel Harry übernommen hatte. Inzwischen hatte sie zehn, vielleicht auch zwölf Kriminalschriftsteller unter Vertrag. Die schrieben zwar keine Bestseller, aber ihre fünfzehn Prozent reichten aus, die Miete für unsere neue Wohnung zu bezahlen und dafür zu sorgen, dass man uns nicht den Strom abdrehte.

Außerdem war da noch Jane Reynolds, eine Bibliothekarin aus North Carolina. Ihr Roman, ein Krimi mit dem Titel *Volltreffer,* kam überraschend herein, und Mama schwärmte geradezu davon. Es fand eine Auktion um die Veröffentlichungsrechte statt. Alle großen Verlage nahmen teil, und die Rechte wurden schließlich für zwei Millionen Dollar verkauft. Dreihunderttausend von diesem unerwarteten Profit gehörten uns, und meine Mutter fand ihr Lächeln wieder.

»Es wird lange dauern, bevor wir wieder in der Park Avenue wohnen«, sagte sie. »Und wir müssen noch ein ganzes Stück klettern, bevor wir aus dem Loch kommen, das uns Onkel Harry geschaufelt hat, aber wir könnten es schaffen.«

»Ich will sowieso nicht in die Park Avenue zurück«, sagte ich. »Mir gefällt es hier.«

Mama strahlte und umarmte mich. »Du bist mein kleiner Schatz.« Sie hielt mich auf Armeslänge und betrachtete mich. »Na, so klein bist du auch nicht mehr. Weißt du, was ich hoffe, Jamie?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Dass Jane Reynolds das Zeug hat, jährlich einen Roman abzuliefern. Und dass man aus *Volltreffer* einen Film macht. Aber

selbst wenn beides nicht passiert, haben wir noch den guten alten Regis Thomas mit seiner Saga über Roanoke. Der ist unser Kronjuwel.«

Nur dass *Volltreffer* sich als letzter Sonnenstrahl vor dem großen Unwetter entpuppte. Der Film wurde nie gedreht, und es zeigte sich, dass die euphorisch für das Buch bietenden Verlage sich letztlich – wie sie das nicht selten taten – schlicht irren sollten. Dass der Titel floppte, schadete uns zwar finanziell nicht direkt – wir hatten unser Geld ja bekommen –, aber dann passierten ein paar weitere Dinge, worauf die dreihunderttausend sich wie ein Nebelfetzen in Luft auflösten.

Zuerst machten Mamas Weisheitszähne schlapp und entzündeten sich. Alle mussten gezogen werden. Schlimm genug. Dann stolperte Onkel Harry, der leidige Onkel Harry, in seinem Pflegeheim in Bayonne und erlitt einen Schädelbruch. Was weitaus schlimmer war.

Mama sprach mit dem Anwalt, der sie bei Buchverträgen unterstützte (und dafür einen anständigen Anteil unserer Agenturgebühr einstrich). Der verwies sie an einen Kollegen, der sich auf Haftungs- und Fahrlässigkeitsklagen spezialisiert hatte. Der wiederum meinte, wir hätten gute Chancen, was eventuell auch stimmte, aber bevor die Sache überhaupt vor Gericht kam, meldete das Pflegeheim in Bayonne Konkurs an. Der Einzige, der mit dem Ganzen Geld verdiente, war unser flotter neuer Anwalt, der knapp vierzigtausend Dollar einstrich.

»Diese gebührenpflichtigen Beratungsstunden sind regelrecht grotesk«, sagte Mama eines Abends, als sie mit Liz Dutton gerade die zweite Flasche Wein leerte. Liz lachte, weil es nicht ihre vierzigtausend waren. Mama lachte, weil sie besäuselt war. Ich war der Einzige, der es nicht lustig fand. Es ging ja nicht nur um die Anwaltsrechnungen. Wir hatten auch die Behandlungskosten von Onkel Harry an der Backe.

Zu allem Unglück rückte meiner Mama schließlich noch das

Finanzamt auf die Pelle, weil Onkel Harry Steuern schuldete. Die hatte er nicht bezahlt, um mehr Geld im Mackenzie-Fonds versenken zu können. Womit uns nur noch Regis Thomas blieb.

Unser Kronjuwel.

7

Jetzt kommt der Knaller.

Es ist Herbst 2009, Obama ist Präsident, und der Wirtschaft geht es allmählich besser. Für uns gilt das weniger. Ich bin in der dritten Klasse, und Ms. Pierce lässt mich an der Tafel eine Bruchrechnung lösen, weil ich solchen Kram gut kann. Als Sohn einer Literaturagentin habe ich mich bekanntlich schon mit sieben im Prozentrechnen geübt. Die Kinder hinter mir sind zappelig, weil es sich um jene merkwürdige Schulperiode zwischen Thanksgiving und Weihnachten handelt. Die Aufgabe ist so leicht wie Knäckebrot, und ich bin gerade fertig, als Mr. Hernandez, der Konrektor, den Kopf hereinstreckt. Er unterhält sich kurz murmelnd mit Ms. Pierce, woraufhin die mich auffordert, in den Flur hinauszutreten.

Dort erwartet mich meine Mutter, bleich wie ein Laken. Ein frisch gewaschenes. Zuerst denke ich, dass Onkel Harry, der jetzt eine Stahlplatte im Schädel hat, um sein nutzloses Gehirn zu schützen, gestorben ist. Was auf grausame Weise sogar gut wäre, weil wir dann weniger Ausgaben hätten. Aber als ich mich nach ihm erkundige – inzwischen haust er in einem drittklassigen Heim in Piscataway, ist also wie ein abgefuckter, hirntoter Pionier immer weiter nach Westen gezogen –, sagt sie, es gehe ihm gut.

Bevor ich weitere Fragen stellen kann, hetzt Mama mich den Flur entlang und dann zur Tür hinaus. An dem gelb lackierten Bordstein, wo die Eltern morgens ihre Kinder abladen und nachmittags wieder einsammeln, wartet ein Ford mit einem Blinklicht auf dem

Armaturenbrett. Daneben steht Liz Dutton, in einem blauen Parka mit *NYPD* auf der Brust.

Mama will mich zum Wagen zerren, aber ich sperre mich, sodass sie stehen bleiben muss. »Was ist denn los?«, frage ich. »Sag's mir!« Ich weine zwar nicht, bin aber nahe dran. Seit wir die Wahrheit über den Mackenzie-Fonds kennen, hat es viele schlechte Nachrichten gegeben, und ich glaube nicht, mehr von der Sorte aushalten zu können. Bekomme aber trotzdem eine zu hören. Regis Thomas ist tot.

Das Kronjuwel ist gerade aus unserer Krone gefallen.

8

Hier muss ich eine kurze Pause einlegen, um etwas über Regis Thomas zu erzählen. Meine Mutter hat immer gesagt, die meisten Schriftsteller wären so merkwürdig wie ein im Dunkeln leuchtender Kackhaufen, und Mr. Thomas war ein gutes Beispiel dafür.

Die Roanoke-Saga – wie er es nannte – bestand bei seinem Tod aus neun Büchern, jeweils dick wie ein Backstein. »Der alte Regis serviert immer eine doppelte Portion«, hat Mama einmal gesagt. Als ich acht war, habe ich aus dem Regal im Büro den ersten Band geklaut, *Der Todessumpf von Roanoke*. Die Lektüre bereitete mir keine Probleme. Im Lesen war ich so gut wie in Mathe und darin, tote Leute zu sehen (was wahr ist, darf man bekanntlich sagen). Außerdem war der *Todessumpf* nicht unbedingt mit *Finnegans Wake* zu vergleichen.

Ich will nicht behaupten, dass das Buch schlecht geschrieben wäre, man verstehe mich da nicht falsch; eine Geschichte erzählen konnte der Mann durchaus. Es gab viel Abenteuer, allerhand furchterregende Szenen (vor allem im Todessumpf), eine Suche nach vergrabenen Schätzen und eine anständige Portion guten alten

S-E-X. Ich habe aus dem Buch mehr über die wahre Bedeutung von 69 erfahren, als ein achtjähriger Junge wissen sollte. Übrigens habe ich damals noch etwas anderes erfahren, wenngleich ich erst später bewusste Schlüsse zog. Es ging um die ganzen Nächte, wo Mamas Freundin Liz bei uns übernachtete.

Ich würde sagen, im *Todessumpf* kam etwa alle fünfzig Seiten eine Sexszene, darunter eine auf einem Baum, unter dem hungrige Alligatoren herumkrochen. Man könnte von den *Fifty Shades of Roanoke* sprechen. In meinen frühen Teenagerjahren hat Regis Thomas mir beigebracht, wie man wichst, und falls die Information eine zu viel für jemand hier ist, kann ich da auch nichts machen.

Die Bücher waren insofern wirklich eine Saga, als sie eine fortlaufende Geschichte mit einer gleichbleibenden Reihe von Figuren erzählten. Das waren starke Männer mit hellem Haar und lachenden Augen, fragwürdige Männer mit verschlagenem Blick, edle Indianer (aus denen in späteren Büchern edle amerikanische Ureinwohner wurden) und hinreißende Frauen mit festen, hohen Brüsten. Alle – die Guten, die Bösen, die Hochbrüstigen – waren die ganze Zeit über ausgesprochen lüstern.

Den Kern der Reihe, der die Leser bei der Stange hielt (neben den Zweikämpfen, Morden und dem Sex natürlich), bildete das gewaltige Geheimnis, weshalb es dazu gekommen war, dass sämtliche Siedler von Roanoke verschwunden waren. War es die Schuld des Oberschurken George Threadgill gewesen? Waren die Siedler tot? Verbarg sich unter Roanoke wirklich eine uralte Stadt voll uralter Weisheit? Was hatte Martin Betancourt gemeint, als er vor seinem Verscheiden »Der Schlüssel ist die Zeit« sagte? Was bedeutete eigentlich jenes kryptische Wort *Croatoan,* das man in eine Palisade der verlassenen Siedlung eingeritzt gefunden hatte? Millionen Leser gierten danach, die Antwort auf diese Fragen zu erfahren. Falls jemand in der fernen Zukunft das schwer zu glauben finden sollte, rate ich ihm einfach, etwas von Judith Krantz oder Harold Robbins

aufzutreiben. Deren Zeug haben auch Millionen Menschen gelesen.

Die Figuren von Regis Thomas waren klassische Projektionen. Vielleicht meine ich auch Wunscherfüllung. Er selbst war ein kleiner, verhutzelter Bursche, dessen Autorenfoto regelmäßig so bearbeitet wurde, dass sein Gesicht ein bisschen weniger wie eine lederne Damenhandtasche aussah. Nach New York rein kam er nie, weil er das nicht konnte. Der Kerl, der über furchtlose Recken schrieb, die sich ihren Weg durch gefährliche Sümpfe bahnten, Zweikämpfe austrugen und athletischen Sex unter dem Sternenhimmel hatten, war ein Junggeselle mit Agoraphobie, der ganz allein für sich auf dem Land lebte. Außerdem war er unglaublich paranoid (behauptete jedenfalls meine Mutter), was seine Werke anging. Bevor die Manuskripte fertig waren, bekam niemand sie zu Gesicht, und nachdem die ersten beiden Bände ein derart gewaltiger Erfolg geworden waren, dass sie monatelang an der Spitze der Bestsellerlisten standen, galt das auch für das Lektorat. Er bestand darauf, dass sie exakt so veröffentlicht wurden, wie er sie schrieb, Wort für goldenes Wort.

Zu den Autoren, die jedes Jahr ein Buch ablieferten (dem Eldorado aller Literaturagenturen), gehörte er zwar nicht, aber er war zuverlässig; alle zwei, drei Jahre erschien ein Buch mit *Roanoke* im Titel. Die ersten vier kamen zu Zeiten von Onkel Harry heraus, die nächsten fünf wurden von meiner Mutter betreut. Zu letzteren gehörte die *Geistermaid von Roanoke,* die laut Thomas der vorletzte Band sein sollte. Das letzte Buch der Reihe, versprach er, solle *Das Geheimnis von Roanoke* heißen und werde sämtliche Fragen beantworten, die seine treuen Leser seit jenen ersten Expeditionen in den Todessumpf gestellt hätten. Zudem sollte es mit etwa siebenhundert Seiten der dickste Band werden. (Was es dem Verlag erlauben würde, auf den Verkaufspreis ein, zwei Dollar aufzuschlagen.) Und sobald er Roanoke mit seinen ganzen Geheimnissen zu den Akten gelegt habe, wolle er eine mehrbändige

Reihe rund um die *Mary Celeste* schreiben. Das hatte er meiner Mutter bei einem ihrer Besuche auf seinem Anwesen in Upstate New York anvertraut.

Alles schien in bester Ordnung zu sein, bis er an seinem Schreibtisch den Löffel abgab, nachdem er erst ungefähr dreißig Seiten von seinem Opus magnum vollendet hatte. Er hatte einen coolen Vorschuss von drei Millionen erhalten, aber ohne Buch musste der zurückgezahlt werden, unser Anteil eingeschlossen. Nur dass unser Anteil bereits entweder verbraucht oder verplant war. An dem Punkt kam ich ins Spiel, wie man vielleicht schon erraten hat.

Okay, zurück zur Geschichte.

9

Während wir auf den äußerlich unauffälligen Polizeiwagen zugingen (ich wusste, worum es sich handelte, hatte ich den Wagen doch oft vor unserem Haus stehen sehen, ein Schild mit der Inschrift POLIZEI IM EINSATZ auf dem Armaturenbrett), öffnete Liz ihren Parka, um mir ihr leeres Schulterholster zu zeigen. Das war eine Art Scherz zwischen uns. Keine Schusswaffen, wenn mein Sohn in der Nähe ist, lautete die strenge Regel, die meine Mutter aufgestellt hatte. Deshalb zeigte mir Liz das leere Holster immer, wenn sie es trug, und ich hatte es oft auf dem Couchtisch in unserem Wohnzimmer liegen sehen. Auch auf dem Nachttisch an der Bettseite, die meine Mutter nicht verwendete, und mit meinen neun Jahren hatte ich eine ziemlich gute Ahnung, was das zu bedeuten hatte. Im *Todessumpf von Roanoke* kam es zu mehreren heißen Szenen zwischen Laura Goodhugh und Purity Betancourt, der Witwe von Martin Betancourt (die keinerlei puritanische Neigungen hegte).

»Was macht *die* denn hier?«, fragte ich Mama, als wir den Wagen erreichten. Liz stand direkt daneben, weshalb eine solche Frage

wohl ausgesprochen unhöflich, wenn nicht gar ruppig war, aber ich war gerade aus dem Klassenzimmer geschleift worden, um noch auf dem Flur zu erfahren, dass man uns den finanziellen Teppich unter den Füßen weggezogen hatte.

»Steig ein, Champ«, sagte Liz. Sie nannte mich immer Champ. »Die Zeit ist knapp.«

»Ich will nicht. Zum Mittagessen gibt es Fischstäbchen.«

»Negativ«, sagte Liz. »Wir futtern Whopper und Fritten. Ich lade euch ein.«

»Steig ein«, sagte meine Mutter. »Bitte, Jamie.«

Also stieg ich hinten ein. Auf dem Boden lag zusammengeknülltes Einwickelpapier von Taco Bell, und es roch nach etwas wie Popcorn aus der Mikrowelle. Außerdem nahm ich noch einen weiteren Geruch wahr, der mich an unsere Besuche bei Onkel Harry in seinen verschiedenen Pflegeheimen erinnerte, aber wenigstens war zwischen hinten und vorn kein Metallgitter montiert, wie ich es in manchen der Krimiserien beobachtet hatte, die Mama sich regelmäßig ansah (besonders stand sie auf *The Wire*).

Nachdem Mama vorn eingestiegen war, fuhr Liz los. Vor der nächsten roten Ampel schaltete sie das Blinklicht auf dem Armaturenbrett ein. Es machte *blip-blip-blip,* und auch ohne Sirene wichen die Autos ihr aus, sodass wir im Nullkommanix auf dem FDR Drive waren.

Meine Mutter drehte sich um, spähte zwischen den Sitzen hindurch und betrachtete mich mit einem Ausdruck, der mir Angst machte. Sie sah verzweifelt aus. »Ist er vielleicht noch in seinem Haus, Jamie? Ich bin mir ziemlich sicher, dass man die Leiche in die Leichenhalle oder zum Bestatter gebracht hat, aber ist er vielleicht doch noch zu Hause?«

Die Antwort darauf lautete, dass ich es nicht wisse, aber zuerst sagte ich weder das noch irgendetwas anderes. Ich war zu verblüfft. Und zu verletzt. Möglicherweise war ich sogar zornig, das weiß ich

nicht mehr genau, aber an die Verblüffung und die Verletzung erinnere ich mich bestens. Meine Mutter hatte mir befohlen, nie jemand zu verraten, dass ich tote Leute sähe, und ich hatte gehorcht, aber jetzt hatte *sie* es verraten. Sie hatte es Liz erzählt. Deshalb war Liz gekommen und würde ihr Blinklicht bald auf dem Sprain Brook Parkway dazu verwenden, den Verkehr aus dem Weg zu scheuchen.

»Wie lange weiß sie es schon?«, fragte ich schließlich.

Ich sah, wie Liz mir im Rückspiegel zuzwinkerte, so nach dem Motto: *Wir zwei beide haben jetzt ein Geheimnis.* Das gefiel mir gar nicht, schließlich war es ein Geheimnis, das nur Mama und ich hätten teilen sollen.

Mama streckte die Hand über die Sitzlehne und fasste mich am Handgelenk. Ihre Hand war kalt. »Lass jetzt gut sein, Jamie, sag mir einfach, ob er vielleicht noch zu Hause ist.«

»Ja, glaub schon. Wenn er da gestorben ist.«

Mama ließ mich los und sagte Liz, sie solle aufs Gas drücken, aber die schüttelte den Kopf.

»Keine gute Idee. Sonst nehmen uns noch meine Kollegen aufs Korn und wollen wissen, wo’s gerade brennt. Soll ich denen etwa erzählen, wir müssten unbedingt sofort mit einem Toten sprechen, bevor der verschwindet?« Daran, wie sie das sagte, merkte ich, dass sie kein Wort von dem glaubte, was Mama ihr verraten hatte; sie wollte sie nur aufmuntern. Ein bisschen gute Laune machen. Mir war das recht, und was meine Mutter anging, war ihr wahrscheinlich schnuppe, was Liz dachte, solange sie uns nach Croton-on-Hudson fuhr.

»Dann wenigstens so schnell es geht.«

»Alles klar, Titi.« Ich mochte es nicht, wenn sie Mama so nannte, schon weil manche Kinder in meiner Klasse das zu den Brüsten unserer Lehrerin sagten, aber Mama schien nichts dagegen zu haben. An jenem Tag hätte sie wohl nicht einmal was dagegen

gehabt, wenn Liz sie Tina Titting genannt hätte. Wahrscheinlich wäre es ihr nicht mal aufgefallen.

»Manche Leute können Geheimnisse für sich behalten, und manche können das nicht«, sagte ich. Ich konnte einfach nicht anders. Also war ich offenbar doch zornig.

»Hör auf«, sagte meine Mutter. »Ich kann es mir nicht leisten, dass du jetzt schmollst.«

»Ich schmolle doch nicht«, sagte ich schmollend.

Mir war klar, dass sie und Liz eine enge Beziehung hatten, aber *unsere* Beziehung hätte noch enger sein sollen. Zumindest hätte sie mich fragen sollen, was ich von ihrer Idee hielte, bevor sie unser größtes Geheimnis ausplauderte, wahrscheinlich in irgendeiner Nacht, wo sie mit Liz im Bett lag, nachdem die beiden die »Leiter der Leidenschaft« erklommen hatten, wie Regis Thomas es nannte.

»Ich merke, dass du eingeschnappt bist, und du kannst dich später über mich ärgern, so viel du willst, aber jetzt brauche ich dich, Kleiner.« Es war, als hätte sie vergessen, dass Liz da war, aber im Rückspiegel sah ich deren Augen und wusste, dass sie jedem Wort lauschte.

»Okay.« Sie machte mir ein bisschen Angst. »Chill einfach, Mama.«

Sie fuhr sich mit der Hand durchs Haar und zerrte obendrein an ihren Stirnfransen. »Es ist so unfair. Alles, was uns zugestoßen ist … was uns immer noch zustößt … ist so eine verfickte Scheiße!« Sie strubbelte mir über den Kopf. »Das hast du nicht gehört.«

»Doch, hab ich«, sagte ich, weil ich immer noch zornig war. Aber sie hatte recht. Man erinnere sich daran, dass ich mir mein Leben manchmal wie in einem Roman von Dickens vorstellte, nur mit Kraftausdrücken. Soll ich verraten, wieso die Leute solche Bücher lesen? Weil sie dermaßen glücklich darüber sind, dass sie so eine verfickte Scheiße nicht erleben müssen.

»Jetzt jongliere ich schon zwei Jahre mit den Rechnungen und hab

keine einzige nicht bezahlt. Manchmal musste ich die kleinen liegen lassen, um die großen zu bezahlen, und manchmal hab ich die großen liegen lassen, um einen Haufen kleine zu bezahlen, aber man hat uns nicht den Strom abgedreht, und wir hatten immer was zu essen. Stimmt doch, oder?«

»Ja, ja, ja«, sagte ich, weil ich dachte, ich könnte sie damit zum Lächeln bringen. Was nicht der Fall war.

»Aber jetzt …« Sie zerrte wieder an ihren Fransen, die total außer Form gerieten. »*Jetzt* ist ein halbes Dutzend Forderungen sofort fällig, und das verdammte Finanzamt führt die Meute an. Ich ertrinke in einem Meer aus roter Tinte und hab erwartet, dass Regis mich rettet. Und da stirbt der Dreckskerl einfach! Im Alter von neunundfünfzig Jahren! Wer stirbt denn mit neunundfünfzig, wenn er nicht zentnerweise Übergewicht hat oder Drogen nimmt?«

»Leute, die Krebs haben?«, sagte ich.

Mama gab ein feuchtes Schnauben von sich und zerrte an ihren armen Stirnfransen.

»Nur die Ruhe, Titi«, murmelte Liz. Sie legte meiner Mutter die flache Hand auf den Nacken, aber ich glaube nicht, dass Mama das wahrnahm.

»Das Buch könnte uns retten. Das Buch, das ganze Buch und nichts als das Buch.« Sie stieß ein wildes Lachen aus, das mir noch mehr Angst machte. »Ich weiß, dass er nur ein paar Kapitel fertig hatte, aber das weiß niemand sonst, weil er mit niemand außer Onkel Harry gesprochen hat, bevor der krank wurde, und seither mit mir. Er hat keinen Entwurf verfasst oder sich Notizen gemacht, Jamie, weil er meinte, das würde den kreativen Prozess behindern. Aber auch weil er das nicht tun musste. Er wusste immer schon im Voraus, worauf es hinauslief.«

Sie fasste mich wieder am Handgelenk und drückte so fest zu, dass blaue Flecken entstanden. Die entdeckte ich allerdings erst abends.

»Vielleicht weiß er es immer noch!«

10

In Tarrytown fuhren wir an den Drive-in-Schalter von Burger King, wo ich wie versprochen einen Whopper bekam. Und einen Schoko-Milchshake. Mama hätte am liebsten keine Pause gemacht, aber Liz bestand darauf. »Der Junge ist noch am Wachsen, Titi. Der braucht was zu futtern, auch wenn du selber keinen Hunger hast.«

Dafür mochte ich sie. Es gab noch andere Dinge, für die ich sie mochte, aber wegen wieder anderen Dingen mochte ich sie nicht. Wichtige Dinge. Dazu komme ich später, das lässt sich nicht vermeiden, aber vorläufig wollen wir uns damit begnügen, dass meine Gefühle gegenüber Elizabeth Dutton, Detective 2nd Grade am NYPD, komplex waren.

Bevor wir nach Croton-on-Hudson kamen, sagte sie noch etwas, was ich erwähnen muss. Sie plauderte dabei nur vor sich hin, aber später (wieder dieses Wort, ich weiß) stellte es sich als wichtig heraus. Liz sagte, Thumper habe endlich jemand umgebracht.

Über den Mann, der sich Thumper nannte, war in den Lokalnachrichten gelegentlich berichtet worden, vor allem auf NY1, dem Sender, den Mama meistens laufen ließ, wenn sie das Abendessen machte (und manchmal auch, während wir beim Essen saßen, wenn am Tag viel Interessantes passiert war). Thumpers »Schreckensherrschaft« – danke, NY1 – hatte noch vor meiner Geburt begonnen, und er war zu einer Art Großstadtlegende geworden. Also halt wie Slender Man und The Hook, nur mit Bomben.

»Wen?«, fragte ich. »Wen hat er umgebracht?«

»Wann sind wir endlich da?«, erkundigte sich Mama. Sie hatte kein Interesse an Thumper; sie musste sich um ihre eigenen

Angelegenheiten kümmern.

»Einen Typen, der den Fehler gemacht hat, eine der paar verbliebenen Telefonzellen von Manhattan zu verwenden«, sagte Liz, ohne auf meine Mutter zu achten. »Die Leute von der Bombenentschärfung meinen, dass das Ding in dem Moment losgegangen ist, wo er den Hörer abgehoben hat. Zwei Stangen Dynamit …«

»Müssen wir wirklich über so was reden?«, sagte Mama. »Und wieso steht jede verdammte Ampel auf *Rot?*«

»Zwei Stangen Dynamit, die er unter die kleine Ablage geklebt hatte, wo man sein Geld deponieren kann«, fuhr Liz unbeirrt fort. »Thumper ist ein erfinderischer Hurensohn, das muss man ihm lassen. Jetzt wird man wieder eine Sonderkommission auf die Beine stellen – seit 1996 die dritte –, und ich werde mich dafür bewerben. Ich war schon in der letzten, also hab ich eine gute Chance. Ich kann das Geld für die Überstunden echt brauchen.«

»Es ist grün«, sagte Mama. »Weiter!«

Liz fuhr los.

11

Ich war noch mit den letzten Pommes beschäftigt (die inzwischen kalt waren, was mir nichts ausmachte), als wir in eine kleine Sackgasse mit Namen Cobblestone Lane einbogen. Vielleicht war hier früher mal Kopfsteinpflaster, jetzt war sie jedenfalls sauber asphaltiert. Das Haus am Ende nannte sich Cobblestone Cottage. Es war ein großer Steinbau mit edlen geschnitzten Fensterläden und Moos auf dem Dach. Richtig gehört: Moos. Irre, was? Davor war ein Tor, das offen stand. An den Torpfosten, die aus demselben grauen Naturstein errichtet waren wie das Haus, hingen Schilder. Auf dem einen stand: BETRETEN VERBOTEN, WIR HABEN ES SATT, DIE

LEICHEN ZU VERGRABEN. Auf dem anderen sah man einen knurrenden Deutschen Schäferhund mit dem Hinweis: ACHTUNG KAMPFHUND.

Liz stoppte und sah meine Mutter mit gehobenen Augenbrauen an.

»Die einzige Leiche, die Regis je vergraben hat, war die von seinem Sittich Francis«, sagte Mama. »Benannt nach dem Entdecker Francis Drake. Und einen Hund hat er nie besessen.«

»Wegen Allergie«, sagte ich auf dem Rücksitz.

Liz fuhr zum Haus, hielt davor an und schaltete das Blinklicht auf dem Armaturenbrett aus. »Das Garagentor ist zu, und ich sehe kein einziges Auto. Wer ist jetzt hier?«

»Niemand«, sagte Mama. »Gefunden hat ihn die Haushälterin. Mrs. Quayle. Davina. Die und ein Teilzeitgärtner waren das ganze Personal. Eine nette Frau. Sie hat mich gleich angerufen, nachdem sie den Rettungswagen bestellt hatte. Bei dem Wort *Rettungswagen* hab ich mich gefragt, ob er wirklich tot ist, aber sie hat gesagt, da wär sie sich sicher, weil sie in einem Pflegeheim gearbeitet hätte, bevor sie zu Regis kam. Trotzdem müsste man ihn zuerst ins Krankenhaus bringen. Ich hab ihr gesagt, sie soll nach Hause fahren, sobald man die Leiche abtransportiert hat. Die Gute war ziemlich durch den Wind. Hat nach Frank Wilcox gefragt, das ist der Geschäftsmanager von Regis, und ich hab gesagt, dass ich ihn informieren werde. Das werde ich irgendwann auch tun, aber als ich das letzte Mal mit Regis gesprochen hab, hat er mir gesagt, dass Frank mit seiner Frau in Griechenland ist.«

»Was ist mit Presseleuten?«, fragte Liz. »Schließlich war er ein Bestsellerautor.«

»Du lieber Himmel, keine Ahnung!« Mama sah sich so hektisch um, als würde sie erwarten, dass sich hinter den Büschen irgendwelche Reporter versteckten. »Jedenfalls sehe ich keine.«

»Vielleicht wissen die noch gar nicht Bescheid«, sagte Liz. »Und wenn doch, wenn sie’s im Polizeifunk gehört haben, werden sie erst

mal den Cops und den Sanitätern auf die Pelle rücken. Die Leiche ist nicht hier, daher gibt's hier auch nichts zu holen. Das heißt, wir haben etwas Zeit, also bleib locker.«

»Ich blicke dem Bankrott ins Auge, ich habe einen Bruder, der eventuell die nächsten dreißig Jahre in einem Heim verbringen wird, und einen Jungen, der irgendwann aufs College gehen will, also sag mir bloß nicht, ich soll locker bleiben. Jamie, siehst du ihn? Du weißt doch, wie er aussieht, oder? Sag mir, dass du ihn siehst!«

»Ich weiß, wie er aussieht, aber ich sehe ihn nicht«, sagte ich.

Mama stöhnte und schlug sich mit der flachen Hand an ihre armen verklebten Stirnfransen.

Ich langte nach dem Türgriff, aber – wer hätte das gedacht? – da war keiner. Ich sagte Liz, sie solle mich rauslassen, was sie auch tat. Genauer gesagt, stiegen wir alle aus.

»Klopf an die Haustür«, sagte Liz. »Wenn niemand aufmacht, gehen wir nach hinten und heben Jamie hoch, damit er durch die Fenster schauen kann.«

Möglich war das, weil die Fensterläden, in die aparte kleine Ornamente geschnitzt waren, alle offen standen. Meine Mutter lief zur Tür, um zu klopfen, weshalb ich einen Moment mit Liz allein war.

»Du glaubst doch nicht wirklich, dass du tote Menschen sehen kannst wie der Junge in dem einen Film, hm, Champ?«

Es war mir zwar egal, ob sie mir glaubte oder nicht, aber etwas an ihrem Ton – so, als wäre alles ein großer Jux – kotzte mich an. »Mama hat dir doch von den Ringen von Mrs. Burkett erzählt, oder?«

Liz zuckte die Achseln. »Das kann ja ein Zufallstreffer gewesen sein. Hast du denn auf dem Weg hierher irgendwelche Toten gesehen?«

Ich verneinte, aber so was war schwer zu beurteilen, wenn man nicht mit ihnen sprach … oder sie mit einem sprachen. Als Mama und ich einmal im Bus saßen, hab ich ein Mädchen mit

Schnittwunden am Handgelenk gesehen. Die waren so tief, dass sie wie rote Armspangen aussahen, und ich war mir ziemlich sicher, dass das Mädchen tot war, obwohl es nicht halb so gruselig aussah wie der Mann vom Central Park. Damals, bei der Fahrt durch die Stadt, hatte ich außerdem noch eine alte Frau in einem rosa Bademantel gesehen, die an der Ecke zur Eighth Avenue stand. Auch als die Fußgängerampel auf Grün umsprang, blieb sie einfach stehen und blickte sich wie eine Touristin suchend um. Sie hatte solche Wickeldinger in den Haaren. Vielleicht war sie tatsächlich tot, aber sie hätte auch jemand sein können, der lebendig durch die Gegend wanderte, so wie Onkel Harry es manchmal tat, bevor Mama ihn in das erste Pflegeheim gesteckt hatte. Sie hat mir erzählt, als er damit angefangen hätte, manchmal in seinem Schlafanzug, hätte sie die Hoffnung aufgegeben, dass sich sein Zustand bessern würde.

»Leute, die wahrsagen, landen ständig Zufallstreffer«, sagte Liz. »Ganz zu schweigen von dem alten Spruch, dass selbst eine stehen gebliebene Uhr zweimal am Tag die richtige Zeit anzeigt.«

»Du meinst also, meine Mutter ist verrückt, und ich helfe ihr dabei, verrückt zu sein?«

Sie lachte. »Das würde man als suchtförderndes Verhalten bezeichnen, Champ, aber nein, das glaube ich nicht. Ich glaube, sie ist einfach durcheinander und klammert sich an Strohhalme. Weißt du, was das bedeutet?«

»Ja. Dass sie verrückt ist.«

Liz schüttelte wieder den Kopf, diesmal nachdrücklicher. »Sie steht unter großem Stress. Das ist mir völlig klar. Aber sich was vorzumachen wird ihr nicht helfen. Ich hoffe, dass wenigstens *dir* das klar ist.«

Mama kam wieder. »Keine Reaktion, und die Tür ist abgeschlossen. Ich hab daran gerüttelt.«

»Na gut«, sagte Liz. »Dann spähen wir mal durch die Fenster.«

Wir gingen ums Haus herum. Durch die Esszimmerfenster konnte ich problemlos schauen, weil sie bis zum Boden reichten, aber für die meisten anderen war ich zu klein. Liz machte eine Räuberleiter, damit ich da auch reinschauen konnte. Ich sah ein großes Wohnzimmer mit einem Breitbildfernseher und allerhand schicken Möbeln. Ich sah ein Esszimmer mit einem Tisch, der groß genug war, die ganze Mannschaft der New York Mets samt den Auswechselspielern unterzubringen. Was völliger Quatsch für einen Typen war, der nicht gern Gesellschaft hatte. Ich sah ein Zimmer, das Mama als kleinen Salon bezeichnete, und ganz hinten befand sich die Küche. Mr. Thomas war in keinem von den Zimmern.

»Vielleicht ist er im Obergeschoss. Da bin ich zwar nie gewesen, aber wenn er im Bett gestorben ist … oder im Badezimmer … dann ist er vielleicht noch …«

»Ich bezweifle, dass er wie Elvis auf dem Thron gestorben ist, aber möglich ist es zweifellos.«

Das brachte mich zum Lachen; wenn man das Klo als Thron bezeichnete, war das immer so, aber als ich Mamas Gesicht sah, verstummte ich. Das hier war eine ernste Sache, und sie verlor allmählich die Hoffnung. In die Küche führte eine Außentür, und Mama drehte am Knauf, aber da war ebenso abgeschlossen wie vorn.

Sie sah Liz an. »Vielleicht könnten wir …«

»Kommt nicht infrage«, sagte Liz. »Einbrechen werden wir auf gar keinen Fall, Titi. Ich hab an meiner Dienststelle schon genug Probleme, ohne dass ich die Alarmanlage von einem kürzlich verstorbenen Bestsellerautor auslöse und erklären muss, was wir hier zu suchen haben, wenn die Typen vom Wachdienst aufkreuzen. Oder meine hiesigen Kollegen. Und wo wir schon von den Cops reden … Als er gestorben ist, war er doch allein, oder? Die Haushälterin hat ihn gefunden?«

»Ja. Mrs. Quayle. Die hat mich angerufen, das hab ich dir ja schon

…«

»Dann wollen die Cops ihr sicher einige Fragen stellen. Vielleicht tun sie das sogar jetzt gerade. Falls das nicht der Rechtsmediziner tut. Ich weiß nicht, wie man hier in Westchester County bei so was verfährt.«

»Weil er berühmt ist? Weil sie meinen, dass ihn vielleicht jemand *ermordet* hat?«

»Weil das Routine ist. Und ja, wahrscheinlich auch weil er berühmt ist. Worauf ich hinauswill: Wir sollten weg sein, bevor die hier auftauchen.«

Meine Mutter ließ die Schultern hängen. »Nichts, Jamie? Keine Spur von ihm?«

Ich schüttelte den Kopf.

Mama seufzte und sah wieder Liz an. »Vielleicht sollten wir mal in der Garage nachschauen?«

Liz zuckte die Achseln, um auszudrücken: *Du hast hier das Sagen.*

»Jamie? Was meinst du?«

Ich konnte mir zwar nicht vorstellen, wieso Mr. Thomas in seiner Garage herumlungern sollte, hielt es jedoch für möglich. Vielleicht besaß er einen Wagen, den er besonders liebte. »Warum nicht? Wenn wir schon hier sind …«

Wir gingen auf die Garage zu, doch dann blieb ich plötzlich stehen. Hinter dem abgelassenen Swimmingpool von Mr. Thomas begann ein Kiesweg. Er war von Bäumen gesäumt, aber weil so spät im Jahr die meisten Blätter heruntergefallen waren, konnte ich am Ende ein grünes Häuschen entdecken. Ich zeigte darauf. »Was ist denn das da?«

Mama schlug sich wieder an die Stirn. Ich machte mir allmählich Sorgen, dass sie sich damit einen Gehirntumor oder so zuziehen könnte. »O Gott, *la petite maison dans le bois!* Wieso hab ich nicht gleich daran gedacht?«

»Und was ist das?«, wiederholte ich.

»Sein Schreibatelier! Wenn er irgendwo ist, dann dort! Kommt mit!«

Sie packte mich an der Hand und rannte mit mir um die schmale Seite vom Pool, aber als wir zum Anfang des Kieswegs kamen, stemmte ich die Füße in den Boden und blieb stehen. Mama lief weiter, und wenn Liz mich nicht an der Schulter festgehalten hätte, wäre ich wahrscheinlich auf die Fresse gefallen.

»Mama? *Mama!*«

Sie drehte sich um und sah mich ungeduldig an. Nur ist das nicht der richtige Ausdruck. Sie sah halb verrückt aus. »Los, komm weiter! Ich sag dir doch, wenn er überhaupt irgendwo ist, dann da drüben!«

»Jetzt beruhige dich mal, Titi«, sagte Liz. »Wir werden uns sein Atelier ja anschauen, aber dann sollten wir meiner Meinung nach wirklich verschwinden.«

»Mama!«

Meine Mutter achtete nicht auf mich. Sie brach in Tränen aus, was sie sonst kaum jemals tat. Das hatte sie nicht mal getan, als sie feststellte, wie viel das Finanzamt haben wollte; an dem Tag hatte sie nur mit den Fäusten auf den Schreibtisch getrommelt und über diese verfluchten Blutsauger geschimpft, aber jetzt weinte sie. »Du kannst gern abhauen, wenn du willst, aber wir bleiben hier, bis Jamie sich sicher ist, dass wir umsonst gekommen sind. Für dich ist es vielleicht bloß eine Spritztour, um mich durchgeknalltes Weib bei Laune zu halten …«

»Das ist unfair!«

»… aber hier geht es um mein *Leben* …«

»Das weiß ich doch …«

»… und um das von Jamie, und …«

»MAMA!«

Mit am schlimmsten, wenn nicht gar am allerschlimmsten für Kinder ist es, wie die Erwachsenen sie ignorieren, wenn sie mit ihrem eigenen Scheiß beschäftigt sind. *»MAMA! LIZ! AUFHÖREN! BEIDE!«*

Sie hörten auf. Sie sahen mich an. Da standen wir, zwei Frauen und ein kleiner Junge in einem New-York-Mets-Hoodie, neben einem leeren Pool an einem trüben Novembertag.

Ich zeigte auf den Kiesweg, der zu dem Häuschen im Wald führte, wo Mr. Thomas seine Bücher über Roanoke geschrieben hatte. »Da drüben steht er«, sagte ich.

12

Er kam auf uns zu, was mich nicht überraschte. Die meisten, wenn auch nicht alle, werden eine Weile lang von lebenden Menschen angezogen wie Mücken von einer Insektenlampe. Es ist zwar furchtbar, das so auszudrücken, aber was anderes fällt mir nicht ein. Selbst wenn ich nicht gewusst hätte, dass er tot war, hätte ich es erkannt, und zwar wegen dem, was er anhatte. Es war ein kühler Tag, aber er trug lediglich ein schlichtes weißes T-Shirt, Schlabbershorts und diese Riemchensandalen, die Mama als Jesuslatschen bezeichnete. Und noch etwas anderes, was ziemlich seltsam war: eine gelbe Schärpe, an die ein blaues Bändchen geheftet war.

Liz sagte zu meiner Mutter, da sei ja gar niemand und ich würde nur so tun, als ob, aber darauf achtete ich nicht. Ich ging auf Mr. Thomas zu. Der blieb stehen.

»Hallo, Mr. Thomas«, sagte ich. »Ich bin Jamie Conklin. Der Sohn von Tia. Wir sind uns noch nie begegnet.«

»Also, hör mal!«, sagte Liz hinter mir.

»Still!«, sagte Mama, war von Liz' Skepsis aber offenbar doch beeinflusst, jedenfalls fragte sie mich, ob ich mir sicher sei, dass Mr. Thomas wirklich vorhanden sei.

Auch darauf achtete ich nicht. Ich war neugierig auf die Schärpe, die er trug. Beziehungsweise bei seinem Tod getragen hatte.

»Ich habe an meinem Schreibtisch gesessen«, sagte er. »Die Schärpe trage ich immer, wenn ich schreibe. Die ist mein Glücksbringer.«

»Und was ist das für ein blaues Band?«

»Das ist von dem regionalen Buchstabierwettbewerb, den ich gewonnen habe, als ich in der sechsten Klasse war. Hab Kinder von zwanzig anderen Schulen besiegt. In der nächsthöheren Runde hab ich verloren, aber für den regionalen Sieg hab ich das blaue Band da bekommen. Meine Mutter hat die Schärpe genäht und das Band drangeheftet.«

Meiner Meinung nach war es irgendwie komisch, das Ding noch zu tragen, schließlich war die Schulzeit von Mr. Thomas ungefähr hundert Jahre her, aber er erzählte das alles ohne jede Scham oder Verlegenheit. Manche Toten konnten Liebe empfinden – man erinnere sich daran, dass ich erzählt habe, wie Mrs. Burkett ihrem Mann einen Kuss auf die Wange gab –, und Hass konnten sie auch empfinden (wie ich später feststellen musste), aber die meisten anderen Emotionen gingen ihnen anscheinend verloren, wenn sie starben. Selbst ihre Liebe ist mir nie besonders stark vorgekommen. Ich erzähle das nicht gern, aber der Hass bleibt stärker erhalten und dauert länger an. Ich glaube, wenn die Leute Geister sehen (im Gegensatz zu toten Leuten), liegt das daran, dass die hasserfüllt sind. Anders gesagt, findet man Geister deshalb so furchterregend, weil die es tatsächlich sind.

Ich drehte mich zu Mama und Liz um. »Mama, wusstest du, dass Mr. Thomas beim Schreiben eine Schärpe getragen hat?«

Sie riss die Augen auf. »Das stand in dem *Salon*-Interview, das er vor fünf oder sechs Jahren gegeben hat. Trägt er das Ding denn jetzt?«

»Tut er. Es ist ein blaues Band daran. Von …«

»Von dem Buchstabierwettbewerb, den er gewonnen hat! In dem Interview hat er lachend gesagt, dass sei so eine affektierte

Spinnerei von ihm.«

»Mag sein«, sagte Mr. Thomas. »Aber die meisten Schriftsteller legen irgendwelche affektierten Spinnereien an den Tag, und abergläubisch sind sie auch. In der Hinsicht sind wir wie Baseballspieler, Jimmy. Und wenn man neunmal hintereinander auf der Bestsellerliste der *New York Times* stand, muss man wohl etwas richtig gemacht haben.«

»Ich heiße Jamie«, sagte ich.

»Bestimmt hast du Champ von dem Interview erzählt, Titi«, sagte Liz. »Kann gar nicht anders sein. Oder er hat es selbst gelesen. Lesen konnte er ja damals bekanntlich schon prima. Er hat es also schon gewusst, ganz klar, und jetzt …«

»Sei still!«, sagte meine Mutter streng.

Liz hob kapitulierend die Hände.

Mama trat neben mich und beäugte das, was für sie nur ein Kiesweg mit niemand darauf war. Mr. Thomas stand mit den Händen in den Hosentaschen rechts vor ihr. Die Shorts saßen locker, und ich hoffte, dass er die Taschen nicht zu stark nach unten schieben würde, weil ich den Eindruck hatte, dass er keine Unterhose trug.

»Sag ihm, was ich mit dir besprochen habe!«

Was ich ihm sagen sollte, war Folgendes: Er müsse uns aus dem finanziellen Sumpf retten, in dem wir seit einem Jahr oder länger steckten, sonst würden wir darin versinken. Und dass die Agentur bereits einige Klienten verloren habe, weil manche von Mamas Autoren wüssten, dass wir Probleme hätten und eventuell dichtmachen müssten.

Als Liz abends mal nicht da gewesen war und Mama vor ihrem vierten Glas Wein saß, hatte sie von Ratten geredet, die das sinkende Schiff verließen.

Um das ganze Blabla kümmerte ich mich allerdings nicht. Tote Leute mussten einem Fragen beantworten – zumindest bis sie verschwanden –, und sie mussten die Wahrheit sagen. Daher kam

ich gleich zum Punkt.

»Mama will wissen, worum es bei dem *Geheimnis von Roanoke* geht. Sie will die ganze Geschichte wissen. Kennen *Sie* denn die ganze Geschichte, Mr. Thomas?«

»Natürlich.« Er schob die Hände nun doch tiefer in die Taschen, weshalb ich jetzt eine dünne Haarlinie sehen konnte, die unterhalb vom Nabel an seinem Bauch hinunterlief. Die wollte ich zwar nicht sehen, aber da war nichts zu machen. »Ich habe immer *alles* im Kopf, bevor ich *irgendetwas* schreibe.«

»Und das können Sie sich alles merken?«

»Das muss ich so tun, andernfalls würde womöglich jemand Aufzeichnungen stehlen. Sie ins Internet stellen. Die Überraschung verderben.«

Wenn er noch am Leben gewesen wäre, hätte das vielleicht paranoid geklungen. Als Toter konstatierte er nur eine Tatsache oder etwas, was er für eine Tatsache hielt. Er hatte nicht ganz unrecht, wie ich fand. Schließlich stellten Computertrolle ständig irgendwelches Zeug ins Netz, von langweiligem Scheiß wie politischen Geheimnissen bis zu wirklich wichtigen Sachen wie der Frage, was im Finale der neuesten Staffel von *Fringe* passieren würde.

Liz ging ein Stück von mir und Mama weg, setzte sich auf eine neben dem Pool stehende Bank, schlug die Beine übereinander und steckte sich eine Zigarette an. Offenbar hatte sie beschlossen, sich nicht weiter in das einzumischen, was wir zwei Irren da trieben. Mir war das nur recht. Liz mochte ihre guten Seiten haben, aber an jenem Tag war sie eigentlich nur im Weg.

»Mama will, dass Sie mir alles erzählen«, sagte ich zu Mr. Thomas. »Das gebe ich ihr dann weiter, und dann schreibt sie das letzte Roanoke-Buch fertig. Später wird sie behaupten, dass Sie ihr fast den ganzen Text geschickt haben, bevor Sie gestorben sind, zusammen mit Notizen, wie die letzten paar Kapitel aussehen

sollen.«

Wäre er am Leben gewesen, so hätte er sich mit Händen und Füßen gegen die Idee gewehrt, dass jemand anderes sein Buch vollendete; sein Werk war das Wichtigste in seinem Leben, und er hütete es eifersüchtig. Nun jedoch lag der Rest von ihm irgendwo auf dem Tisch eines Bestattungsinstituts, bekleidet mit dem, was er beim Schreiben seiner letzten Sätze getragen hatte – Khakishorts und gelbe Schärpe. Die Version, die mit mir sprach, war weder eifersüchtig noch wollte sie seine Geheimnisse bewahren.

»Kann sie das denn?«, fragte er lediglich.

Auf der Fahrt zum Cobblestone Cottage hatte Mama mir (und Liz) versichert, dass sie das tatsächlich könne. Regis Thomas hatte zwar darauf bestanden, dass kein Redakteur auch nur ein einziges seiner kostbaren Wörter antasten dürfe, aber in Wirklichkeit hatte Mama seine Bücher seit Jahren redigiert, ohne es ihm zu verraten. So war es sogar schon gelaufen, als Onkel Harry noch bei klarem Verstand gewesen war und die Agentur geleitet hatte. Manche der Änderungen waren ziemlich umfangreich gewesen, aber das hatte er nie gemerkt … oder wenigstens nie etwas dazu gesagt. Wenn irgendjemand auf der Welt den Stil von Mr. Thomas nachahmen konnte, dann war das meine Mutter. Das Problem war also nicht der Stil, sondern die *Story*.

»Das kann sie«, sagte ich, weil das einfacher war, als ihm den ganzen Kram auseinanderzusetzen.

»Wer ist eigentlich die andere Frau da?« Mr. Thomas zeigte auf Liz.

»Das ist die Freundin von meiner Mutter. Sie heißt Liz Dutton.« Liz hob kurz den Kopf, dann steckte sie sich die nächste Zigarette an.

»Ich könnte wetten, dass die mit deiner Mutter ins Bett steigt«, sagte Mr. Thomas.

»Ja, das tut sie höchstwahrscheinlich.«

»Hab ich mir gedacht. Man sieht es daran, wie die beiden sich

anschauen.«

»Was hat er gerade gesagt?«, fragte Mama beklommen.

»Er hat gefragt, ob ihr eng befreundet seid, du und Liz«, sagte ich. Ziemlich lahm, aber das war das Einzige, was mir spontan einfiel. »Sie werden uns also erzählen, worum es in *Das Geheimnis von Roanoke* geht?«, fragte ich Mr. Thomas. »Ich meine im ganzen Buch, nicht nur das Geheimnis an sich.«

»Ja, das werde ich.«

»Er hat ja gesagt«, teilte ich Mama mit, worauf sie sofort ihr Handy und ein kleines Diktiergerät aus der Handtasche zog. Sie wollte kein einziges Wort versäumen.

»Sag ihm, er soll alles so ausführlich wie möglich erzählen.«

»Meine Mutter sagt, Sie …«

»Ich hab's gehört«, sagte Mr. Thomas. »Bin tot, nicht taub.« Seine Shorts hingen noch tiefer als vorher.

»Super«, sagte ich. »Ähm, Mr. Thomas, vielleicht sollten Sie sich die Hose höher ziehen, damit Sie sich den Schniedel nicht verkühlen.«

Er zog seine Hose so hoch, dass sie auf den knochigen Hüften hing. »Ist es kalt? Kommt mir gar nicht so vor.« Und dann, ohne jede Veränderung im Ton: »Tia sieht allmählich ziemlich alt aus, Jimmy.«

Ich verzichtete darauf, ihm noch einmal zu erklären, dass ich Jamie hieße. Stattdessen warf ich einen Blick auf meine Mutter, und verdammt, die sah wirklich alt aus. Jedenfalls lief es in die Richtung. Wann das wohl angefangen hatte?

»Also, erzählen Sie uns die Geschichte«, sagte ich. »Fangen Sie am Anfang an.«

»Wo sonst?«, sagte Mr. Thomas.

Es dauerte eineinhalb Stunden, und als wir fertig waren, war ich richtig erschöpft, und das war Mama, glaube ich, auch. Mr. Thomas wirkte am Ende ganz genauso, wie als wir angefangen hatten. Er stand einfach da in seinen tief sitzenden Shorts und mit der irgendwie tristen gelben Schärpe, die über seiner Wampe hing. Liz hatte ihren Wagen zwischen die Torpfosten zurückgesetzt und das Blinklicht eingeschaltet, was wahrscheinlich eine gute Idee war. Die Nachricht, dass Mr. Thomas gestorben war, verbreitete sich allmählich, und draußen tauchten Leute auf, um Fotos vom Cobblestone Cottage zu machen. Einmal kam Liz zu uns, um zu fragen, wie lange wir noch brauchten, aber Mama wedelte nur abweisend mit der Hand und sagte, sie solle sich auf dem Gelände umschauen oder so. Hauptsächlich hielt Liz sich jedoch im Hintergrund.

Das Ganze war nicht nur erschöpfend, sondern auch stressig, weil unsere Zukunft von dem Buch abhing. Dass ich mit meinen neun Jahren eine derart schwere Verantwortung tragen musste, war nicht fair, aber es ging nun mal nicht anders. Ich musste alles, was Mr. Thomas erzählte, für Mama wiederholen – beziehungsweise für Mamas Aufnahmegeräte –, und Mr. Thomas hatte viel zu erzählen. Als er mir gesagt hatte, er könne alles im Kopf behalten, war das keine Angeberei gewesen. Außerdem stellte Mama ständig Fragen, hauptsächlich, um irgendwelche Dinge zu klären. Dagegen hatte Mr. Thomas nichts einzuwenden (überhaupt schien ihm alles egal zu sein), aber weil Mama die Sache derart in die Länge zog, bekam ich allmählich mächtig Muffensausen. Abgesehen davon, hatte ich einen übel trockenen Mund. Als Liz mir ihren Rest Cola vom Burger King brachte, kippte ich die paar verbliebenen Schlucke gierig runter und umarmte sie.

»Danke«, sagte ich und gab ihr den Pappbecher zurück. »Das hab ich echt gebraucht.«

»Gern geschehen.« Liz sah jetzt nicht mehr gelangweilt, sondern

nachdenklich aus. Bekanntlich konnte sie Mr. Thomas nicht sehen, und sie glaubte wohl auch nicht richtig, dass er vorhanden war, aber dass *irgendetwas* vor sich ging, wusste sie, weil sie mitbekommen hatte, wie ein neunjähriger Junge eine komplizierte Handlung mit einem halben Dutzend Hauptfiguren und mindestens zwei Dutzend Nebenfiguren wiedergab. Ganz zu schweigen von einem Dreier (unter dem Einfluss von Rohrglanzgras, das ein hilfreicher amerikanischer Ureinwohner aus dem Volk der Nottoway beschafft hatte), bestehend aus Martin Betancourt, Purity Betancourt und Laura Goodhugh. Die dabei schwanger wurde. Die arme Laura zog immer die Arschkarte.

Am Ende der Zusammenfassung verriet Mr. Thomas das große Geheimnis, das ein echter Hammer war. Ich werde nicht verraten, worin es bestand; man lese das Buch und finde es selbst heraus. Falls das nicht schon geschehen ist.

»Jetzt erzähle ich dir den letzten Satz«, sagte Mr. Thomas. Er wirkte so frisch wie eh und je … wobei *frisch* das falsche Wort für einen Toten sein dürfte. Seine Stimme war allerdings schwächer geworden. Wenn auch nur ein bisschen. »Wobei ich den immer als Erstes schreibe. Er ist das Leuchtfeuer, auf das ich zurudere.«

»Der letzte Satz kommt«, teilte ich Mama mit.

»Gott sei Dank«, sagte sie.

Mr. Thomas hob den Zeigefinger wie ein klassischer Schauspieler, der zu seiner großen Rede ansetzte. »›Als an jenem Tag die Sonne über der verlassenen Siedlung unterging, erglühte das geschnitzte Wort, das späteren Generationen so rätselhaft erscheinen sollte wie ein Konterfei in Blut: CROATOAN.‹ Sag deiner Mutter, sie soll *Croatoan* in Großbuchstaben schreiben, Jimmy.«

Das tat ich (obwohl ich nicht wusste, was ein Konterfei sein sollte), dann fragte ich Mr. Thomas, ob wir fertig seien. Genau in dem Moment, wo er das bestätigte, hörte ich vom Tor her kurz eine Sirene aufheulen – zweimal *wuup* und einmal *bäh*.

»O Gott«, sagte Liz, aber nicht panisch, sondern eher so, als hätte sie das Ganze schon erwartet. »Jetzt wird's kritisch.«

Sie hatte ihre Dienstmarke an den Gürtel geklemmt und öffnete nun den Reißverschluss ihres Parkas, damit das Ding sichtbar war. Dann ging sie zum Tor und kam schließlich mit zwei Cops wieder. Die trugen ebenfalls Parkas, nur mit Aufnähern von der Polizei von Westchester County.

»Ach du grüne Neune, die Polizei«, sagte Mr. Thomas, was ich wieder nicht kapierte. Als ich Mama später danach fragte, erklärte sie mir, das sei ein veralteter Ausdruck für *Ach du Schande*.

»Das ist Ms. Conklin«, sagte Liz. »Eine Freundin von mir und die Agentin von Mr. Thomas. Sie hat mich gebeten, sie herzufahren, weil sie befürchtet hat, jemand könnte die Gelegenheit ergreifen, Souvenirs zu stehlen.«

»Oder Manuskripte«, fügte meine Mutter hinzu. Das Diktiergerät befand sich sicher in ihrer Handtasche, ihr Handy steckte in der Arschtasche ihrer Jeans. »Vor allem eines, nämlich das letzte Buch der großen Romanreihe, die Mr. Thomas geschrieben hat.«

Liz warf ihr einen Blick mit der Bedeutung *genug, das reicht* zu, aber meine Mutter fuhr fort.

»Er hatte es gerade eben fertiggestellt, und Millionen Menschen werden es lesen wollen. Da habe ich es als meine Pflicht empfunden, dafür zu sorgen, dass sie die Chance dazu haben.«

Die Cops wirkten nicht besonders interessiert; sie waren da, um sich den Raum anzuschauen, in dem Mr. Thomas gestorben war. Und um sich zu vergewissern, dass gewisse Leute, die man auf dem Anwesen beobachtet habe, einen guten Grund hatten, sich dort aufzuhalten.

»Ich glaube, er ist in seinem Schreibatelier gestorben«, sagte Mama und deutete auf *la petite maison*.

»Mhm«, sagte einer der Cops. »Das haben wir auch gehört. Wir werden das überprüfen.« Er musste sich vorbeugen und die Hände

auf die Knie stützen, um mit mir in Augenhöhe zu kommen; damals war ich noch ziemlich mickrig. »Wie heißt du, Junge?«

»James Conklin.« Ich warf einen spitzen Seitenblick auf Mr. Thomas. »*Jamie.* Das ist meine Mutter.« Ich griff nach ihrer Hand.

»Schwänzt du heute etwa die Schule, Jamie?«

Bevor ich etwas antworten konnte, mischte Mama sich mit seidenweicher Stimme ein. »Normalerweise hole ich ihn ab, wenn er aus der Schule kommt, aber ich dachte, heute würde ich vielleicht nicht rechtzeitig zurückkommen, deshalb sind wir gleich dort vorbeigefahren, um ihn mitzunehmen. Nicht wahr, Liz?«

»Genauso ist es«, sagte Liz. »Officer, wir haben uns das Atelier nicht angeschaut, daher kann ich Ihnen nicht sagen, ob die Tür abgeschlossen ist oder nicht.«

»Die Haushälterin hat nicht absperren wollen, weil die Leiche drin lag«, sagte der Cop, der mit mir gesprochen hatte. »Aber sie hat mir ihren Schlüsselbund überlassen, und sobald wir uns dort kurz umgesehen haben, schließen wir ab.«

»Du kannst den beiden gerne sagen, dass ich nicht Opfer eines Verbrechens geworden bin«, sagte Mr. Thomas. »Ich hatte einen Herzinfarkt. Hat höllisch wehgetan.«

Natürlich würde ich nichts Derartiges von mir geben. Ich war zwar erst neun, aber nicht bescheuert.

»Ist da auch ein Schlüssel zum Tor dabei?«, fragte Liz. Sie verhielt sich jetzt ganz professionell. »Weil es offen stand, als wir ankamen.«

»Jawohl, und dort schließen wir auch ab, wenn wir abfahren«, sagte der zweite Cop. »Gute Idee, dass Sie dort Ihren Wagen geparkt haben, Detective.«

Liz breitete die Arme aus, wie um auszudrücken, das sei doch nichts Besonderes. »Tja, wenn dann alles klar ist, wollen wir Ihnen nicht länger im Weg stehen.«

Der Cop, der mit mir gesprochen hatte, sagte: »Wir sollten wissen,

wie dieses wertvolle Manuskript aussieht, damit wir es sicherstellen können.«

Das war ein Ball, den meine Mutter retournieren konnte. »Er hat mir das Original erst letzte Woche geschickt. Auf einem USB-Stick. Ich glaube nicht, dass eine weitere Kopie vorhanden ist. Er war ziemlich paranoid.«

»Das war ich tatsächlich«, gab Mr. Thomas zu. Seine Shorts rutschten wieder nach unten.

»Gut, dass Sie da waren, um aufzupassen«, sagte der zweite Cop. Beide schüttelten Mama und Liz die Hand, mir ebenfalls. Dann gingen sie den Kiesweg entlang zu dem grünen Häuschen, in dem Mr. Thomas gestorben war. Später stellte ich fest, dass eine ganze Menge Schriftsteller an ihrem Schreibtisch gestorben sind. Ist offenbar ein Job für Typ-A-Persönlichkeiten.

»Gehen wir, Champ«, sagte Liz. Sie wollte mich an die Hand nehmen, aber das ließ ich nicht zu.

»Stellt euch doch einen Moment da drüben an den Swimmingpool«, sagte ich. »Beide.«

»Wieso?«, fragte Mama.

Ich sah meine Mutter so an, wie ich es bis dahin wohl noch nie getan hatte – als ob sie dämlich wäre. Und in diesem Moment dachte ich das tatsächlich. Beide waren dämlich und außerdem verdammt unhöflich.

»Weil du bekommen hast, was du wolltest, und ich mich jetzt bedanken muss.«

»O Gott«, sagte Mama und schlug sich wieder an die Stirn. »Was habe ich mir nur gedacht? Danke, Regis. Vielen herzlichen Dank!«

Sie richtete ihr Dankeschön an ein Blumenbeet, weshalb ich sie am Arm nahm und umdrehte. »Da drüben steht er, Mama.«

Sie bedankte sich noch einmal, worauf Mr. Thomas aber nicht reagierte. Es schien ihm nichts zu bedeuten. Dann ging sie zu Liz hinüber, die neben dem leeren Pool stand und sich eine neue

Zigarette ansteckte.

Eigentlich hätte ich mich gar nicht bedanken müssen. Inzwischen wusste ich nämlich, dass Tote sich einen Scheißdreck um so was scherten, aber ich tat es trotzdem. Hauptsächlich aus Höflichkeit, aber da war noch etwas, was ich von ihm wollte.

»Die Freundin meiner Mutter«, sagte ich. »Liz.«

Mr. Thomas erwiderte nichts, blickte jedoch zu Liz hinüber.

»Sie denkt eigentlich immer noch, dass ich nur so tue, als würde ich Sie sehen. Okay, sie weiß, dass was Merkwürdiges gelaufen ist, weil ein Kind sich nie so eine Geschichte ausdenken könnte … ach, übrigens, ich fand es toll, was mit George Threadgill passiert ist …«

»Danke. Der hatte es nicht besser verdient.«

»Aber sie wird es sich so zurechtlegen, dass es am Ende so ist, wie sie es haben will.«

»Sie wird es rationalisieren.«

»Wenn man das so nennt.«

»Tut man.«

»Gut, können Sie ihr dann vielleicht irgendwie zeigen, dass Sie da sind?« Ich dachte daran, wie Mr. Burkett sich nach dem Kuss seiner Frau an die Wange gefasst hatte.

»Ich weiß nicht recht. Jimmy, hast du irgendeine Ahnung, was mich als Nächstes erwartet?«

»Tut mir leid, Mr. Thomas, das weiß ich nicht.«

»Tja, ich werde es wohl bald selbst herausbekommen.«

Er ging auf den Pool zu, in dem er nie mehr schwimmen würde. Wenn es wieder warm wurde, füllte jemand wahrscheinlich wieder Wasser ein, aber bis dahin war er längst verschwunden. Mama und Liz unterhielten sich leise miteinander und zogen abwechselnd an der Zigarette, die Liz sich angesteckt hatte. Zu den Dingen, die ich an Liz nicht mochte, gehörte die Tatsache, dass sie meine Mutter wieder zum Rauchen gebracht hatte. Das tat die zwar nur gelegentlich und nur wenn Liz dabei war, aber trotzdem.

Mr. Thomas stellte sich vor Liz, holte tief Luft und stieß sie mit gespitzten Lippen aus. Liz hatte zwar keine Fransen, die man ihr aus der Stirn hätte blasen können – ihre Haare waren nach hinten gekämmt und zu einem Pferdeschwanz gebunden –, aber sie kniff die Augen zusammen, wie man es bei einem Windstoß ins Gesicht tat, und zuckte zurück. Wenn Mama sie nicht festgehalten hätte, wäre sie womöglich in den Pool gefallen.

»Hast du das gespürt?«, sagte ich. Dämliche Frage, natürlich hatte sie das. »Das war Mr. Thomas.«

Der sich jetzt von uns entfernte. Er ging auf sein Atelier zu.

»Danke noch mal, Mr. Thomas!«, rief ich. Er drehte sich nicht um, hob jedoch eine Hand, bevor er sie wieder in die Hosentasche steckte. Ich hatte einen ausgezeichneten Blick auf sein Maurerdekolleté (so nannte Mama es, wenn sie einen Mann mit tief sitzenden Jeans sah). Tut mir leid, falls das auch wieder eine Information zu viel ist. Wir hatten ihn dazu gebracht, uns – innerhalb einer guten Stunde! – alles zu erzählen, was er sich in Monaten ausgedacht hatte. Das hatte er nicht verweigern können, und vielleicht hatte er daher das gute Recht, uns seinen Arsch zu zeigen.

Wobei ich natürlich der Einzige war, der den sehen konnte.

14

Jetzt ist es an der Zeit, über Liz Dutton zu sprechen, also gut aufgepasst. Es lohnt sich.

Sie war so eins siebzig groß, in etwa wie meine Mutter, und die schwarzen Haare hingen schulterlang herab, wenn die nicht gerade zu einem polizeigerechten Pferdeschwanz gebunden waren. Außerdem hatte sie das, was manche von den Jungen in meiner Klasse (als ob die irgendeine Ahnung von solchen Dingen gehabt hätten) als Knackarsch bezeichneten. Sie besaß ein strahlendes

Lächeln und graue Augen, die irgendwie Wärme versprühten. Allerdings nur, wenn Liz nicht gerade wütend war. Wenn sie wütend war, konnten diese grauen Augen so kalt werden wie ein eisiger Novembertag.

Ich mochte sie, weil sie so freundlich sein konnte wie damals, als mein Mund und meine Kehle total trocken waren und sie mir den Rest von ihrer Cola brachte, ohne dass ich sie darum bitten musste (während meine Mutter darauf fixiert gewesen war, die Handlung des ungeschriebenen letzten Buchs von Mr. Thomas zu notieren). Außerdem brachte sie mir manchmal ein Matchbox-Auto für meine wachsende Sammlung mit, und ab und zu hockte sie sich sogar neben mich auf den Boden, und dann spielten wir zusammen. Manchmal umarmte sie mich und verstrubbelte mir die Haare. Manchmal kitzelte sie mich, bis ich kreischte, sie solle aufhören, sonst würde ich mir in die Hose machen … was sie als Höschennässen bezeichnete.

Ich mochte sie andererseits *nicht,* weil ich sie manchmal, vor allem nach unserem Ausflug zum Cobblestone College, dabei erwischte, wie sie mich studierte wie eine Amöbe unter dem Mikroskop. Dann lag in ihren grauen Augen keinerlei Wärme. Oder wenn sie mir vorhielt, in meinem Zimmer herrsche das totale Chaos, was – ehrlich gesagt – normalerweise tatsächlich der Fall war, ohne dass es meiner Mutter aber etwas auszumachen schien. »Das tut mir in den Augen weh«, sagte sie dann. Oder: »Willst du dein ganzes Leben so verbringen, Jamie?« Außerdem meinte sie, ich sei zu alt für ein Nachtlicht, aber *der* Diskussion machte meine Mutter gleich ein Ende. »Lass ihn halt in Ruhe, Liz«, sagte sie. »Wenn er dazu bereit ist, wird er schon selbst darauf verzichten.«

Der wichtigste Grund? Nun, sie hat viel von der Aufmerksamkeit und Zuneigung meiner Mutter auf sich gezogen, die vorher ich abbekommen hatte. Wesentlich später, als ich auf dem College in einem Psychologieseminar etwas über die Theorien von Sigmund

Freud las, kam es mir in den Sinn, dass ich als Kind eine klassische Mutterfixierung gehabt hatte und Liz als Rivalin sah.

Tja, was sonst.

Natürlich war ich eifersüchtig, und ich hatte einen guten Grund dafür. Ich hatte keinen Vater, wusste nicht mal, wer zum Teufel der war, weil meine Mutter sich weigerte, über ihn zu sprechen. Später bekam ich heraus, dass sie dafür ebenfalls einen guten Grund hatte, aber damals wusste ich nur, dass es hieß: »Du und ich gegen den Rest der Welt, Jamie.« Allerdings nur, bis Liz des Wegs kam. Und man muss sich klarmachen, dass ich selbst *vor* Liz nicht allzu viel von meiner Mama hatte, weil die zu sehr damit beschäftigt gewesen war, die Agentur zu retten, nachdem sie und Onkel Harry von James Mackenzie aufs Kreuz gelegt worden waren (es war mir zuwider, dass ich denselben Vornamen hatte wie der). Mama suchte in dem Haufen aus unverlangt eingesandten Manuskripten unablässig nach Gold, ständig in der Hoffnung, auf jemand wie Jane Reynolds zu stoßen.

An dem Tag unseres Ausflugs zum Cobblestone Cottage waren meine Zu- und Abneigung ziemlich ausgeglichen, würde ich sagen, wobei die Zuneigung aus mindestens vier Gründen leicht dominierte: Matchbox-Autos waren nicht zu verachten; es war schön gemütlich, zwischen Mama und Liz auf dem Sofa zu sitzen und *Big Bang Theory* anzuschauen; ich wollte die Leute, die meine Mutter mochte, ebenfalls mögen; Liz machte sie glücklich. Später (da ist es wieder) änderte sich Letzteres.

Weihnachten war in jenem Jahr fantastisch. Ich bekam von beiden coole Geschenke, und wir gingen zu einem frühen Mittagessen ins Chinese Tuxedo, bevor Liz zum Dienst musste. Denn, wie sie sagte: »Das Verbrechen macht nie Urlaub.« Mama und ich fuhren anschließend zu unserem alten Haus in der Park Avenue.

Auch nachdem wir umgezogen waren, war Mama in Kontakt mit Mr. Burkett geblieben, und manchmal unternahmen wir etwas

zusammen. »Weil er einsam ist«, sagte Mama. »Aber auch weil … Na, was meinst du, Jamie?«

»Weil wir ihn mögen«, sagte ich, und das stimmte.

Wir blieben bis zum Weihnachtsessen abends (eigentlich nur bei Zabar's besorgte Puten-Sandwiches mit Cranberrysoße) bei ihm, weil seine Tochter an der West Coast lebte und nicht kommen konnte, worüber ich später mehr erfuhr.

Und wir taten es, weil wir ihn mochten.

Wie ich vielleicht schon erzählt habe, war Mr. Burkett eigentlich *Professor* Burkett, jetzt emeritiert, was ich so verstand, dass er zwar in Rente war, aber weiterhin an der NYU abhängen und gelegentlich ein Seminar über sein superschlaues Spezialfach halten durfte, nämlich E und E – englische und europäische Dichtung. Ich machte einmal den Fehler, ihn im Scherz zu fragen, ob er dann auch unseren tropfenden Wasserhahn reparieren könne, was er aber gar nicht lustig fand.

Obwohl es keine Truthahnfüllung und als Gemüse nur Karotten gab, war es eine nette kleine Mahlzeit, und anschließend fand noch einmal eine Bescherung statt. Ich schenkte Mr. Burkett eine Schneekugel für seine Sammlung. Später erfuhr ich, dass es die Sammlung seiner Frau gewesen war, aber er bewunderte die Kugel, dankte mir und stellte sie zu den anderen auf den Sims. Mama schenkte ihm ein dickes Buch mit dem Titel *Sherlock Holmes – Neue kommentierte Ausgabe*. Als er noch ein normaler Professor gewesen war, hatte er nämlich mal ein Seminar über englische Kriminal- und Schauerliteratur gegeben.

Mr. Burkett überreichte Mama einen Anhänger, der seiner Frau gehört hatte. Mama protestierte und meinte, den solle er doch für seine Tochter aufheben. Worauf er sagte, Siobhan habe schon alle guten Schmuckstücke von Mona bekommen, und außerdem: »Was vorbei ist, ist vorbei.« Was wohl bedeuten sollte, dass seine Tochter (so, wie ihr Name sich anhörte, dachte ich damals, er würde sich

Schiwonn schreiben) ihm den Buckel runterrutschen konnte, wenn sie sich nicht die Mühe machte, ihn zu besuchen. Das fand ich einleuchtend. Wer wusste schon, wie viele Weihnachten ihr Vater noch da sein würde? Schließlich war er älter als Methusalem. Außerdem hatte ich eine Schwäche für Väter, weil ich selbst keinen hatte. Es heißt zwar, man könne nicht vermissen, was man nie besessen habe, und da ist was Wahres dran, aber ich wusste, das mir *irgendetwas* fehlte.

Ich bekam von Mr. Burkett ein Buch. Es trug den Titel *Zwanzig unzensierte Märchen*.

»Weißt du, was *unzensiert* heißt, Jamie?« Einmal Professor, immer Professor, nehme ich an.

Ich schüttelte den Kopf.

»Was meinst du denn?« Er beugte sich vor, verschränkte die großen, knotigen Hände zwischen den mageren Oberschenkeln und lächelte. »Kannst du es aus dem Zusammenhang erschließen, den der Titel liefert?«

»Unzensiert? So was wie nicht jugendfrei?«

»Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen«, sagte er. »Gut gemacht!«

»Hoffentlich ist da nicht zu viel Sex drin«, sagte Mama. »Er liest zwar schon wie ein Teenager, aber er ist trotzdem erst neun.«

»Kein Sex, nur gute alte Gewalt«, sagte Mr. Burkett (damals sagte ich nie *Professor* zu ihm, weil mir das irgendwie hochnäsig vorkam). »In der ursprünglichen Fassung von Aschenputtel, die hier enthalten ist, bekommen die bösen Stiefschwestern zum Beispiel …«

Mama sah mich an und flüsterte dramatisch: »Spoilerwarnung!«

Davon ließ Mr. Burkett sich nicht abschrecken; er war ganz in der Lehrerrolle aufgegangen. Mich störte das nicht; es war interessant.

»Im Original bekommen die bösen Stiefschwestern von der Mutter den Rat, sich die Ferse beziehungsweise den großen Zeh abzuschneiden, um in die gläsernen Schuhe zu passen.«

»Bäh!«, machte ich, aber so, dass es ausdrückte: *Krass, da würde ich gern mehr drüber hören.*

»Und die gläsernen Schuhe sind gar nicht aus Glas, Jamie. Das war offenbar ein Übersetzungsfehler, der von Walt Disney, diesem Märchen-Banalisierer, verewigt wurde. In Wirklichkeit sind die Schuhe aus Eichhörnchenfell.«

»Boah«, sagte ich. Nicht so interessant wie die Vorstellung von Stiefschwestern, die sich Körperteile abschneiden, aber ich wollte ihn zum Weitersprechen bringen.

»In der ursprünglichen Geschichte vom Froschkönig gibt die Prinzessin dem Frosch keinen Kuss. Stattdessen …«

»Schluss jetzt«, sagte Mama. »Er soll die Geschichten lesen und es selbst herausbekommen.«

»Das ist immer am besten«, stimmte Mr. Burkett ihr zu. »Und vielleicht werden wir uns dann mal darüber unterhalten.«

Du meinst, du *wirst darüber sprechen, während ich nur zuhöre,* dachte ich. Was für mich aber okay wäre.

»Wie wär's, wenn wir jetzt die heiße Schokolade trinken?«, sagte Mama. »Die ist auch von Zabar's, und dort gibt es die beste. Ich kann sie ruck, zuck warm machen.«

»So eifrig euch zu sehn, erfrischt mein Herz«, sagte Mr. Burkett. »Gebt das Signal zur Schlacht, und frisch ans Werk!« Was Zustimmung bedeutete; und dazu gab es Schlagsahne.

Nach meiner Erinnerung war das der beste Weihnachtstag, den ich als Kind hatte, von den Pancakes mit Weihnachtsmanngesicht, die Liz am Morgen zubereitet hatte, bis zu der heißen Schokolade in der Wohnung von Mr. Burkett, nur zwei Türen von da entfernt, wo wir früher gewohnt hatten. Auch Silvester war schön, obwohl ich auf dem Sofa zwischen Mama und Liz einschlief, bevor es knallte. Alles war gut. Aber 2010 fingen die Streitereien an.

Davor gab es zwischen Liz und meiner Mutter das, was Mama als »lebhafte Diskussionen« bezeichnete, hauptsächlich über Bücher.

Im Allgemeinen standen beide auf dieselben Schriftsteller und Filme (man wird sich erinnern, dass sie sich über Regis Thomas kennengelernt hatten), aber Liz meinte, meine Mutter würde sich zu sehr mit Dingen wie Verkaufszahlen, Vorschüssen und der Erfolgsbilanz verschiedener Autoren beschäftigen anstatt mit deren Geschichten. Über die Werke von einigen Autoren, die Mama betreute, lachte sie sogar und nannte sie »unliterarisch«. Worauf meine Mutter bemerkte, diese unliterarischen Schriftsteller würden unsere Miete bezahlen und dafür sorgen, dass man uns nicht den Strom abdrehte. Von den Kosten für das Pflegeheim, wo Onkel Harry in der eigenen Pisse lag, ganz zu schweigen.

Dann entfernten die Diskussionen sich von dem mehr oder weniger ungefährlichen Terrain von Büchern und Filmen und wurden hitziger. Manchmal ging es um Politik. Liz war ganz begeistert von John Boehner, diesem Typen im Kongress. Meine Mutter nannte ihn John Döner, weil er immer frisch gebräunt war. Sie wiederum meinte, Nancy Pelosi (eine andere Politikerin, die wahrscheinlich jeder kennt, weil sie immer noch im Geschäft ist) sei eine tapfere Frau, die sich in einem »Männerclub« behaupte. Im Grunde hielt Liz sie für eine typische liberale Schleimscheißerin.

Der größte Streit, den die beiden je hatten, brach los, als Liz meinte, sie würde nicht ganz glauben, dass Obama in Amerika geboren sei. Woraufhin Mama sie als dämliche Rassistin bezeichnete. Die beiden befanden sich hinter der geschlossenen Tür zum Schlafzimmer – wenn sie sich stritten, dann meist dort –, aber sie redeten so laut, dass ich im Wohnzimmer jedes Wort verstand. Einige Minuten später stürmte Liz aus der Wohnung, knallte die Tür hinter sich zu und tauchte fast eine Woche lang nicht mehr auf. Als sie wiederkam, versöhnten die beiden sich. Im Schlafzimmer. Bei geschlossener Tür. Das hörte ich ebenfalls, weil die Versöhnung ziemlich geräuschvoll war. Stöhnen und Lachen und quietschende Bettfedern.

Auch über verschiedene Polizeitaktiken stritten sie, obwohl das noch ein paar Jahre vor Black Lives Matter war. Für Liz war das ein wunder Punkt, wie man sich vorstellen kann. Mama verurteilte etwas, was sie als »Racial Profiling« bezeichnete, während Liz meinte, ein Profil könne man nur dann erstellen, wenn die Merkmale klar seien. (Was ich schon damals nicht kapiert habe und immer noch nicht kapiere.) Mama sagte, wenn Schwarze und Weiße für dasselbe Verbrechen verurteilt würden, bekämen die Schwarzen immer die strengsten Strafen, während die Weißen manchmal überhaupt nicht ins Gefängnis wanderten. »Zeig mir irgendeinen Martin Luther King Boulevard in irgendeiner Großstadt, wo keine hohe Kriminalität herrscht«, konterte Liz.

Mit der Zeit häuften sich die Streitereien, und selbst in meinem zarten Alter war mir ein gewichtiger Grund bekannt – die beiden tranken zu viel. Ein warmes Frühstück, das meine Mutter vorher zweimal oder gar dreimal pro Woche gemacht hatte, gab es fast nie mehr. Wenn ich morgens aus meinem Zimmer kam, saßen die beiden im Bademantel (im Partnerlook) da und starrten mit bleichem Gesicht und roten Augen in ihre Kaffeebecher. Im Mülleimer lagen drei, manchmal vier leere Weinflaschen, dazwischen Zigarettenkippen.

»Hol dir selbst Saft und Flocken, während ich mich anziehe, Jamie«, sagte meine Mutter dann. Und Liz sagte, ich solle bloß nicht zu viel Lärm machen, weil sie furchtbare Kopfschmerzen habe und das Aspirin noch nicht wirke. In dem Zustand musste sie anschließend entweder zu einer Dienstbesprechung oder einem Überwachungsauftrag. Allerdings nicht als Mitglied der Thumper-Sonderkommission, da hatte man sie nicht genommen.

An solchen Morgen verhielt ich mich mucksmäuschenstill, während ich meinen Saft trank und meine Frühstücksflocken löffelte. Wenn Mama sich angezogen hatte und bereit war, mich zu Fuß zur Schule zu bringen (trotz Kommentar von Liz, ich sei inzwischen groß genug,

das allein zu schaffen), berappelte sie sich allmählich wieder.

Das alles kam mir normal vor. Ich glaube nicht, dass man die Welt aus einem gewissen Abstand betrachten kann, bevor man fünfzehn oder sechzehn ist; bis dahin nimmt man die Dinge einfach, wie sie kommen. Die beiden verkaterten Frauen, die über ihren Kaffee gebeugt dasaßen, waren eben der Anblick, mit dem so mancher Tag begann, und den erlebte ich immer öfter. Mir fiel nicht einmal der Weingeruch auf, der alles zu durchdringen begann. Irgendwie muss er mir allerdings doch aufgefallen sein. In meiner Collegezeit kam einmal die ganze Erinnerung wie ein Schlag ins Gesicht zurück, als mein Mitbewohner im Wohnzimmer unserer kleinen Wohnung eine Flasche Zinfandel verschüttete. Die wirren Haare von Liz. Die hohlen Augen meiner Mutter. Wie ich gelernt hatte, den Schrank, in dem die Frühstückssachen standen, *langsam* und *leise* zu schließen.

Ich sagte meinem Mitbewohner, ich wolle kurz rüber zum 7-Eleven, um mir eine Schachtel Zigaretten zu besorgen (diese besonders schlechte Gewohnheit habe ich schließlich übernommen), aber eigentlich floh ich nur vor dem Geruch. Wenn ich die Wahl hätte, entweder tote Menschen zu sehen – ja, die sehe ich immer noch – oder durch den Geruch von verschüttetem Wein an gewisse Dinge erinnert zu werden, würde ich die Toten wählen.

An jedem verfluchten Tag der Woche.

15

Meine Mutter verbrachte vier Monate damit, *Das Geheimnis von Roanoke* zu schreiben, ihr treues Diktiergerät immer neben sich. Ich fragte sie einmal, ob das so wäre, wie ein Bild zu malen. Sie überlegte kurz, dann meinte sie, es sei eher wie die als Malen mit Zahlen angebotenen Sets, bei denen man einfach den Anweisungen folgte, um etwas zu erhalten, was angeblich »fertig zum Aufhängen«

war.

Sie stellte eine Assistentin ein, damit sie praktisch die ganze Zeit an dem Buch arbeiten konnte. Bei einem unserer Spaziergänge von der Schule nach Hause – abgesehen davon, kam sie im Winter 2009/2010 kaum an die frische Luft – meinte sie, jemand einzustellen könne sie sich eigentlich weder leisten noch nicht leisten. Die Assistentin hieß Barbara Means, hatte gerade ein Englischstudium am Vassar College abgeschlossen und war bereit, der Berufserfahrung wegen für einen Hungerlohn zu arbeiten. Das tat sie sogar ziemlich gut, was eine große Hilfe war. Ich mochte ihre großen, grünen Augen, die ich wunderschön fand.

Mama schrieb, Mama schrieb um, Mama las in diesen Monaten alle Roanoke-Bücher, um sich in den Stil von Regis Thomas einzufühlen, und kaum etwas anderes. Sie lauschte meiner Stimme. Sie spulte vor und zurück. Sie füllte die Lücken aus. Als sie mit Liz eines Abends bei der zweiten Flasche Wein saß, hörte ich sie sagen, wenn sie noch einen weiteren Satz mit einer Phrase wie »feste, pralle Brüste mit rosigen Knospen« schreiben müsse, werde sie den Verstand verlieren. Außerdem musste sie Anfragen vom Buchhandel – und einmal von der Klatschspalte der *New York Post* – beantworten, wie es mit dem letzten Buch von Thomas stehe, weil allerhand Gerüchte die Runde machten. (Das alles kam mir lebhaft in den Sinn, als Sue Grafton starb, bevor sie das letzte Buch ihrer alphabetisch betitelten Krimireihe schreiben konnte.) Mama sagte, sie hasse die ganze Lügerei.

»Ach, dabei bist du so gut darin«, erwiderte Liz, was ihr einen der kalten Blicke eintrug, die ich im letzten Jahr der Beziehung der beiden immer öfter an meiner Mutter sah.

Auch die Lektorin von Mr. Thomas belog sie, indem sie ihr sagte, Regis habe sie nicht lange vor seinem Tod instruiert, das Manuskript solle bis 2010 vor allen geheim gehalten werden (außer vor ihr selbst natürlich), »um das Interesse der Leser zu steigern«. Liz fand

das ein klein bisschen dubios, aber Mama meinte, sie würde damit durchkommen. »Fiona hat bei ihm sowieso nie etwas redigiert«, sagte sie. Gemeint war Fiona Yarbrough, die bei Doubleday für Mr. Thomas zuständig war. »Ihre einzige Aufgabe war, Regis einen Brief zu schreiben, wenn sie ein neues Manuskript bekommen hatte. Dabei hat sie ihm immer versichert, er hätte sich diesmal selbst übertroffen.«

Sobald Mama das Manuskript endlich abgeschickt hatte, verbrachte sie eine Woche damit, durch die Gegend zu tigern und alle anzublaffen (mich nicht ausgenommen), während sie darauf wartete, dass Fiona anrief und sagte: *Das Buch hier hat Regis gar nicht geschrieben, es passt überhaupt nicht zu seinem Stil; ich glaube, du hast es selbst geschrieben, Tia.* Aber letztlich lief alles bestens. Entweder schöpfte Fiona keinen Verdacht, oder es war ihr egal. Auf jeden Fall ahnungslos waren die Rezensenten, nachdem das Buch durch die Herstellung gejagt worden war und im Herbst 2010 erschien.

Publishers Weekly: »Das Beste hat Thomas sich für zuletzt aufgespart!«

Kirkus Reviews: »Fans von wildromantischen historischen Romanen können sich wieder genussvoll an prallen Miedern weiden.«

Dwight Garner in der *New York Times:* »Die schwerfällige, fade Prosa ist typisch für Thomas, vergleichbar mit einem überfüllten Teller von einem All-you-can-eat-Büfett in einer zweifelhaften Ausflugsgaststätte.«

Die Besprechungen waren Mama schnuppe; sie interessierte sich nur für den riesigen Vorschuss und die wieder aufgefrischten Tantiemen der früheren Roanoke-Bände. Sie meckerte zwar gewaltig darüber, dass sie nur fünfzehn Prozent bekomme, obwohl sie das ganze Buch geschrieben habe, übte jedoch ein bisschen Rache, indem sie es sich selbst widmete. »Weil ich das verdiene«,

meinte sie.

»Da wäre ich mir nicht so sicher«, sagte Liz. »Wenn du's dir genau überlegst, Titi, dann hast du nur als Sekretärin fungiert. Vielleicht hättest du es lieber Jamie widmen sollen.«

Das trug Liz wieder einen kalten Blick von meiner Mutter ein, aber ich fand, dass sie nicht ganz unrecht hatte. Wenn man es sich allerdings *wirklich* überlegte, hatte ich auch nur als Sekretär gedient. Es war immer noch das Buch von Mr. Thomas, auch wenn der mausetot war.

16

Jetzt aufgepasst: Ich habe wenigstens einige der Gründe aufgeführt, wieso ich Liz mochte, und wahrscheinlich gab es noch ein paar mehr. Ich habe alle Gründe aufgeführt, wieso ich Liz *nicht* mochte, wobei es da wohl ebenfalls noch ein paar mehr gab. Was mir erst später in den Sinn kam (genau, da ist das Wort wieder), war die Möglichkeit, dass sie *mich* nicht mochte. Wieso hätte ich darauf kommen sollen? Ich war es so gewohnt, geliebt zu werden, dass ich fast abgestumpft dafür war. Ich wurde von meiner Mutter ebenso geliebt wie von meinen Lehrerinnen und Lehrern, besonders von Mrs. Wilcox, die wir in der dritten Klasse hatten. Am letzten Tag des Schuljahrs umarmte sie mich und sagte, sie werde mich vermissen. Geliebt wurde ich auch von Frankie Ryder und Scott Abramowitz, meinen besten Freunden (obwohl wir damals natürlich nicht so darüber sprachen oder auch nur dachten). Nicht zu vergessen Lily Rhinehart, die mir einmal einen ordentlichen Schmatz auf den Mund gegeben hatte. Bevor ich die Schule wechselte, schenkte sie mir außerdem eine Wunschkarte mit einem traurig dreinblickenden Hündchen auf der Vorderseite. Innen stand: *ICH VERMISSE DICH JETZT SCHON!* Ihre Unterschrift schmückte sie mit einem Herzchen

über dem *i* in ihrem Namen, dazu kamen mehrere *X* und *O*.

Liz *mochte* mich immerhin, wenigstens eine Weile, da bin ich mir sicher. Nach unserem Ausflug zum Cobblestone Cottage änderte sich das allerdings langsam. Da fing sie an, mich als eine Art Abnormität zu sehen. Ich glaube – nein, ich *weiß* –, dass sie von da an Angst vor mir hatte, und es ist schwer, etwas zu mögen, wovor man sich fürchtet. Vielleicht sogar unmöglich.

Obwohl Liz meinte, mit neun sei ich eigentlich alt genug, den Schulweg allein zu gehen, holte sie mich manchmal anstelle von Mama ab, wenn sie Frühschicht hatte, also von vier Uhr morgens bis zwölf Uhr mittags im Dienst war. Diese Schicht versuchten die Detectives normalerweise zu vermeiden, aber Liz wurde ziemlich oft dazu eingeteilt. Auch darüber habe ich mir damals keine Gedanken gemacht, doch später (da ist es wieder, ja, ja, ja) wurde mir klar, dass sie bei ihren Vorgesetzten nicht gerade beliebt war. Noch deren Vertrauen genoss. Mit ihrer Beziehung zu meiner Mutter hatte das nichts zu tun, denn was Sex anging, stieß das NYPD langsam ins 21. Jahrhundert vor. Mit ihrem Alkoholkonsum ebenfalls nicht, denn bei der Polizei war sie nicht die Einzige, die sich gern einen hinter die Binde kippte. Aber bestimmte Leute, mit denen sie zusammenarbeitete, hegten den Verdacht, dass sie Dreck am Stecken hatte. Und damit – Spoilerwarnung! – lagen diese Leute richtig.

17

Ich muss jetzt von zwei bestimmten Tagen berichten, an denen Liz mich von der Schule abholte. In beiden Fällen kam sie mit ihrem Wagen – nicht mit dem, mit dem wir zum Cobblestone Cottage gefahren waren, sondern mit ihrem privaten. Das erste Mal war das 2011, als sie und Mama noch zusammen waren, das zweite 2013,

als die Beziehung schon beendet war. Dazu komme ich noch, aber eins nach dem anderen.

An einem Tag im März kam ich also aus dem Schultor, den Rucksack lässig über einer Schulter (wie man es als cooler Sechstklässler tat), und sah, dass Liz mich in ihrem Honda Civic am Straßenrand erwartete. Genauer gesagt, parkte sie in dem markierten Abschnitt, der für Behinderte reserviert war, aber dafür hatte sie ja ihr Schildchen mit der Aufschrift POLIZEI IM EINSATZ … was mir schon im zarten Alter von elf Jahren etwas über ihren Charakter hätte verraten sollen.

Als ich einstieg, gab ich mir Mühe, nicht die Nase zu rümpfen. Es stank nach schalem Zigarettenrauch, den nicht mal das am Rückspiegel hängende Duftbäumchen überdecken konnte. Dank dem *Geheimnis von Roanoke* hatten wir wieder eine richtige Wohnung und waren nicht mehr quasi in der Agentur untergebracht. Ich erwartete also eine Fahrt zu unserem neuen Heim, aber Liz lenkte den Wagen in eine andere Richtung.

»Wo wollen wir hin?«, fragte ich.

»Kleiner Ausflug, Champ«, sagte sie. »Du wirst schon sehen.«

Der Ausflug führte zum Friedhof Woodlawn in der Bronx, der letzten Ruhestätte von – unter anderem – Duke Ellington, Herman Melville und Bartholomew »Bat« Masterson. Das weiß ich, weil ich recherchiert und später in der Schule einen Aufsatz über den Friedhof geschrieben habe. Liz fuhr von der Webster Avenue aus hinein und gondelte dann einfach die Wege auf und ab. Das war nett, aber auch ein bisschen unheimlich.

»Weißt du, wie viele Leute hier begraben sind?«, fragte sie, und als ich den Kopf schüttelte: »Dreihunderttausend. Weniger als die Bevölkerung von Tampa, aber nicht viel weniger. Hab ich auf Wikipedia nachgeschaut.«

»Wieso sind wir hier? Interessant ist es ja schon, aber ich muss Hausaufgaben machen.« Das war keine Lüge, allerdings würde ich

dafür nur etwa eine halbe Stunde brauchen. Es war ein heller, sonniger Tag, und Liz kam mir völlig normal vor – einfach wie Liz, die Freundin meiner Mutter –, aber trotzdem war es ein ziemlich merkwürdiger Ausflug.

Auf den Trick mit den Hausaufgaben reagierte sie gar nicht. »Ständig werden hier neue Leute bestattet. Schau mal nach links.« Sie verlangsamte das Tempo, bis der Wagen nur noch dahinkroch. Da, wo sie hinzeigte, standen mehrere Leute um einen Sarg herum, den man über ein offenes Grab gestellt hatte. Am Kopf des Grabs hatte sich ein Geistlicher postiert, ein geöffnetes Buch in der Hand. Um einen Rabbi handelte es sich nicht, das wusste ich, weil er kein Mützchen trug.

Liz hielt an. Niemand von der Trauergemeinde achtete darauf, alle waren vom dem gebannt, was der Geistliche sagte.

»Du kannst Tote sehen«, sagte sie. »Das akzeptiere ich inzwischen. Nach allem, was am Haus von Regis Thomas passiert ist, habe ich kaum eine andere Wahl. Siehst du hier welche?«

»Nein«, sagte ich, wobei mir immer unwohler wurde. Nicht wegen Liz, sondern weil ich gerade erfahren hatte, dass wir von dreihunderttausend Leichen umgeben waren. Obwohl ich wusste, dass Tote nach einigen Tagen – höchstens einer Woche – verschwanden, erwartete ich nachgerade, sie neben ihren Gräbern oder direkt darauf stehen zu sehen. Und dann würden sie vielleicht wie in einem verdammten Zombiefilm auf uns zuströmen.

»Ganz sicher?«

Ich beäugte die Trauerfeier (oder die Bestattungszeremonie, oder wie immer man so was nennt). Der Geistliche sprach jetzt offenbar ein Gebet, jedenfalls hielten alle anderen den Kopf gesenkt. Alle außer einem. Der stand einfach da und blickte gleichgültig in den Himmel.

»Der Typ in dem blauen Anzug«, sagte ich schließlich. »Der keine Krawatte trägt. Der könnte tot sein, aber sicher bin ich mir da nicht.

Falls beim Sterben nichts Besonderes mit ihnen passiert ist, also nichts, was *sichtbar* ist, sehen sie mehr oder weniger wie alle anderen aus.«

»Ich sehe keinen Mann ohne Krawatte«, sagte Liz.

»Okay, dann ist er wirklich tot.«

»Kommen sie immer zu ihrer Beerdigung?«, fragte sie.

»Woher soll ich das wissen? Das ist der erste Friedhof, auf dem ich bin, Liz. Mrs. Burkett hab ich bei ihrer Trauerfeier gesehen, aber ob sie auf dem Friedhof war, weiß ich nicht, weil Mama und ich da nicht mitgegangen sind. Wir sind vorher nach Hause gefahren.«

»Aber *den da* siehst du.« Wie in Trance starrte sie auf die Trauergäste. »Du könntest rübergehen und mit ihm sprechen, so wie du damals mit Regis Thomas gesprochen hast.«

»Da gehe ich bestimmt nicht rüber!« Ich gebe nicht gern zu, dass ich das gequäkt habe, aber das habe ich mehr oder weniger getan. »Vor allen seinen Freunden? Vor seiner Frau und seinen Kindern? Das kannst du nicht von mir verlangen!«

»Nur die Ruhe, Champ«, sagte sie und zauste mir die Haare. »Ich versuche bloß, mir vorzustellen, wie das ist. Was meinst du, wie er hergekommen ist? Ein Taxi hat er ja bestimmt nicht genommen.«

»Keine Ahnung. Ich will nach Hause.«

»Gleich«, sagte sie, worauf wir unsere Fahrt durch den Friedhof fortsetzten. Wir kamen an Mausoleen und Monumenten und einer riesigen Masse normaler Grabsteine vorüber. Dabei stießen wir auf drei weitere Bestattungen, zwei klein wie die erste, denen der Star der Show unsichtbar beiwohnte, und eine riesige, bei der sich etwa zweihundert auf einem Hang versammelt hatten und der Zeremonienmeister (Mütze – aha! – und ein cool aussehender Schal) ein Mikrofon verwendete. Jedes Mal fragte Liz mich, ob ich die tote Person sehen würde, und jedes Mal sagte ich ihr, da hätte ich keine Ahnung.

»Du würdest es mir sowieso nicht verraten, was?«, sagte sie. »Ich

merke schon, dass du angepisst bist.«

»Ich bin nicht angepisst.«

»Doch, bist du, und wenn du deiner Mutter verrätst, dass ich mit dir hierhergefahren bin, kommt es wahrscheinlich zu einem Streit. Ob du ihr wohl sagen könntest, dass wir Eis essen gegangen sind? Na, was meinst du?«

Inzwischen war es nicht mehr weit bis zur Webster Avenue, und ich fühlte mich ein bisschen besser. Redete mir ein, dass Liz das Recht hatte, neugierig zu sein, wie jeder es gewesen wäre. »Vielleicht, aber nur, wenn du mir wirklich ein Eis kaufst.«

»Bestechung! Das ist eine ziemlich schwere Straftat!« Sie lachte, zauste mir wieder die Haare, und wir verstanden uns wieder einigermaßen.

Als wir den Friedhof verließen, sah ich eine junge Frau mit schwarzem Kleid auf einer Bank sitzen und auf den Bus warten. Neben ihr saß ein kleines Mädchen in einem weißen Kleid und schwarzen Lackschuhen. Das Mädchen hatte goldblondes Haar, rosige Wangen und ein Loch im Hals. Ich winkte ihm zu. Liz sah nicht, wie ich das tat, sie wartete auf eine Lücke im Verkehr, um einbiegen zu können. Ich erzählte ihr nicht, was ich gesehen hatte. Abends, als sie nach dem Essen gegangen war, entweder zum Dienst oder in ihre eigene Wohnung, hätte ich mich beinah meiner Mutter anvertraut, tat das letzten Endes aber doch nicht. Letzten Endes behielt ich das kleine Mädchen mit dem goldblonden Haar für mich. Später dachte ich, das Loch im Hals würde wohl daher stammen, dass es an etwas, was es gegessen hatte, erstickt war, und man ihm einen Schnitt in die Kehle gemacht hatte, um es zu retten, aber zu spät. Jetzt hatte es da neben seiner Mutter gesessen, ohne dass die es wusste. Aber ich wusste es. Ich sah es. Als ich dem Mädchen zuwinkte, winkte es zurück.

18

Während wir bei Lickety Split unser Eis aßen (Liz hatte meine Mutter angerufen, um ihr mitzuteilen, wo wir seien und was wir vorhätten), sagte Liz: »Was du da tun kannst, kommt dir bestimmt total merkwürdig vor. Total *unheimlich*. Drehst du da nicht manchmal fast durch?«

Ich überlegte, ob ich sie fragen sollte, ob sie durchdrehe, wenn sie nachts in den Himmel blicke, die Sterne sehe und wisse, dass es unendlich viele davon gebe, verzichtete jedoch darauf. Ich sagte einfach nein. Schließlich gewöhnt man sich an wundersame Dinge. Man hält sie für selbstverständlich. Man kann zwar versuchen, das nicht zu tun, aber man tut es trotzdem. Es gibt einfach zu viele Wunder. Die sind überall.

19

Von dem anderen Tag, an dem Liz mich von der Schule abholte, werde ich gleich berichten, aber zuerst muss ich erzählen, wie die beiden miteinander Schluss gemacht haben. Es war ein schauriger Morgen, das kann man mir glauben.

An jenem Tag wachte ich auf, bevor mein Wecker klingelte, weil ich Mama brüllen hörte. Ich hatte sie zwar früher schon wütend erlebt, aber nie *so* wütend.

»Du hast das Zeug mit in die Wohnung gebracht? Wo ich mit meinem *Sohn* lebe?«

Liz erwiderte etwas, aber kaum mehr als murmelnd, weshalb ich es nicht verstand.

»Meinst du etwa, das würde mich interessieren?«, brüllte Mama. »In den Krimiserien nennt man so was *belastendes Material!* Da könnte ich als Komplizin ins Gefängnis kommen!«

»Sei doch nicht so dramatisch«, sagte Liz, jetzt lauter. »Da hat nie die Möglichkeit bestanden, dass …«

»Das ist doch scheißegal!«, brüllte Mama. »Das Zeug war hier! Es ist *immer noch* hier! Auf dem verdammten Tisch neben der verdammten Zuckerdose! Du hast Drogen mit in meine Wohnung gebracht! *Belastendes Material!*«

»Hörst du bitte auf, das zu wiederholen? Wir sind hier nicht in einer Folge von *Law and Order*.« Jetzt wurde Liz ebenfalls laut. Sie wurde wütend. Barfuß und im Pyjama stand ich da und drückte mein Ohr an die Zimmertür. Mein Herz hämmerte. Das war keine Diskussion und auch kein Streit. Das war mehr. Etwas Schlimmeres. »Wenn du nicht in meinen Taschen gekramt hättest …«

»Meinst du etwa, ich hab deine Sachen durchsucht? Ich wollte dir bloß einen *Gefallen* tun! Wollte deine zweite Uniformjacke zusammen mit meinem Wollrock zur Reinigung bringen. Wie lange ist das Zeug eigentlich schon da?«

»Erst seit kurzem. Der Typ, dem es gehört, ist weggefahren. Morgen kommt er zurück, und dann …«

»Wie lange?«

Was Liz erwiderte, war wieder zu leise, als dass ich es verstehen konnte.

»Wieso hast du es dann hierhergebracht? Das kapier ich einfach nicht. Wieso hast du es nicht in den Waffentresor in deiner Wohnung gelegt?«

»Ich habe keinen …« Liz unterbrach sich.

»Keinen was?«

»Ich habe in Wirklichkeit gar keinen Waffentresor. Und es hat in dem Haus, wo ich wohne, mehrere Einbrüche gegeben. Außerdem wusste ich, dass ich hier sein würde. Wir wollten bekanntlich die Woche zusammen verbringen. Da dachte ich, ich könnte mir eine Fahrt sparen.«

»Dir eine Fahrt sparen?«

Darauf erwiderte Liz nichts.

»Du hast also keinen Waffentresor in deiner Wohnung. Was hast du mir eigentlich sonst noch für Lügen aufgetischt?« Jetzt hörte Mama sich nicht mehr wütend an. Zumindest nicht in dem Augenblick. Sie klang verletzt. Als würde sie gleich in Tränen ausbrechen. Am liebsten wäre ich rausgegangen und hätte Liz gesagt, sie solle meine Mutter in Frieden lassen, auch wenn die das Ganze vom Zaun gebrochen hatte, weil sie etwas gefunden hatte – das *belastende Material*. Aber ich stand nur da und lauschte. Gezittert habe ich auch.

Liz murmelte wieder etwas.

»Hattest du *deswegen* Zoff im Dienst? Hast du das Zeug etwa nicht nur selbst genommen, sondern auch als … Wie sagt man da … als *Kurier* gedient? Es an Kunden verteilt?«

»Ich nehme es nicht, und ich verteile es nicht!«

»Na, immerhin gibst du es weiter!« Mamas Stimme wurde wieder lauter. »Aus meiner Sicht hört sich das nach Verteilen an.« Dann kam sie auf das zurück, was ihr wirklich Sorgen machte. Zwar nicht das Einzige, aber das Wichtigste. »Du hast es mit in meine *Wohnung* gebracht. Dahin, wo mein *Sohn* ist. Deine Waffe schließt du in deinem Auto ein, da habe ich ja immer drauf bestanden, aber jetzt finde ich *ein ganzes Kilo Kokain* in deiner Ersatzjacke.« Sie lachte sogar, aber nicht so, wie man das tat, wenn man etwas lustig fand. »In deiner zweiten *Dienst*jacke!«

»Es ist kein Kilo.« Liz klang mürrisch.

»Ich hab früher im Laden von meinem Vater Fleisch abgewogen«, sagte Mama. »Da weiß ich, was ein Kilo ist, wenn ich es in der Hand habe.«

»Ich schaffe es ja weg«, sagte Liz. »Jetzt gleich.«

»Ja, tu das, Liz. Schnellstens. Und du darfst wiederkommen, um deine Sachen abzuholen. Nachdem du dich vorher angemeldet hast. Wenn ich gerade hier bin, Jamie aber nicht. Und dann nie wieder.«

»Das meinst du doch nicht ernst«, sagte Liz, aber selbst durch die Tür hindurch konnte ich hören, dass sie verstanden hatte.

»O doch, durchaus. Ich werde dir einen Gefallen tun und deinem Chef nicht mitteilen, was ich entdeckt habe, aber wenn du dich hier je wieder blicken lässt – außer das eine Mal, um deinen Scheiß abzuholen –, tue ich das. Versprochen.«

»Du schmeißt mich raus? Jetzt mal ehrlich?«

»Ehrlich. Nimm dein Dope und verpiss dich.«

Liz weinte los. Das war furchtbar. Nachdem sie weg war, brach Mama ebenfalls in Tränen aus, und das war noch furchtbarer. Ich ging in die Küche und umarmte sie.

»Was hast du vorhin eigentlich mitbekommen?«, fragte Mama, und bevor ich antworten konnte: »Alles, kann ich mir vorstellen. Ich werde dich nicht anlügen, Jamie. Oder etwas beschönigen. Sie hatte Rauschgift hier, eine Menge, und darüber darfst du nie gegenüber jemand auch nur ein Sterbenswörtchen verlieren, okay?«

»War das wirklich Kokain?« Ich hatte auch geweint, das aber erst gemerkt, als meine Stimme sich ganz heiser anhörte.

»War es. Und da du nun schon so viel weißt, kann ich dir ja verraten, dass ich das Zeug in meiner Studentenzeit mal versucht hab, wenn auch nur ein paar wenige Male. Vorhin hab ich was aus dem Beutel, den ich gefunden hab, gekostet, und meine Zunge ist taub geworden. Das war Kokain, klarer Fall.«

»Aber jetzt ist es fort. Sie hat es mitgenommen.«

Mütter wissen, wovor Kinder Angst haben, wenn es gute Mütter sind. Kritische Zeitgenossen würden das wohl als romantische Vorstellung bezeichnen, aber ich denke, es ist schlicht eine praktische Tatsache. »Das hat sie, und wir sind aus dem Schneider. Das war ein übler Anfang für den Tag, aber jetzt ist es vorbei. Wir ziehen einen Schlussstrich und machen einfach weiter.«

»Okay, aber … ist Liz jetzt wirklich nicht mehr deine Freundin?«

Mama nahm ein Geschirrhandtuch und wischte sich damit das

Gesicht ab. »Ich glaube, sie war schon eine ganze Weile nicht mehr meine Freundin. Hab das bloß nicht gemerkt. Und jetzt mach dich für die Schule fertig.«

Als ich abends Hausaufgaben machte, hörte ich es in der Küche gluckern und roch Wein. Der Geruch war wesentlich stärker als sonst, selbst als an den Abenden, wenn Mama und Liz eine Menge von dem Zeug gekippt hatten. Als ich aus meinem Zimmer kam, um nachzuschauen, ob es ein Unglück gegeben hatte (obwohl kein Scheppern zu hören gewesen war), sah ich Mama am Spülbecken stehen, eine Henkelflasche Rotwein in der einen und eine ebensolche Flasche Weißwein in der anderen Hand. Sie schüttete beides in den Abguss.

»Wieso schüttest du das weg? Ist es schlecht geworden?«

»In gewisser Weise«, sagte sie. »Ich glaube, angefangen damit hat es schon vor etwa acht Monaten. Es ist Zeit aufzuhören.«

Später erfuhr ich, dass meine Mutter nach der Trennung von Liz eine Weile zu den Anonymen Alkoholikern gegangen war, aber dann entschieden hatte, dass sie das nicht brauchte. (»Lauter alte Männer, die über einen Schnaps jammern, den sie vor dreißig Jahren gekippt haben«, kommentierte sie.) Vollständig aufgehört hatte sie wohl nie, weil ich ein paarmal glaubte, Wein in ihrem Atem zu riechen, wenn sie mir den Gutenachtkuss gab. Vielleicht ja nur von einem Geschäftsessen. Falls sie eine Flasche in unserer Wohnung aufbewahrte, hätte ich nicht gewusst, wo (nicht dass ich intensiv danach gesucht hätte). Ich weiß nur, dass ich sie in den folgenden Jahren nie betrunken und nie verkatert gesehen habe. Das reichte mir aus.

20

Danach sah ich Liz Dutton sehr lange nicht mehr, ein Jahr lang oder

möglicherweise sogar länger. Zuerst vermisste ich sie, was jedoch nicht lange dauerte. Wenn das Gefühl in mir hochkam, erinnerte ich mich einfach daran, dass sie meine Mutter hinters Licht geführt hatte, und zwar ordentlich. Ich wartete darauf, dass Mama wieder eine Übernachtungsfreundin fand, aber dazu kam es nicht. Nie mehr. Als ich sie einmal danach fragte, sagte sie: »Gebranntes Kind scheut das Feuer. Uns geht es gut, nur darauf kommt es an.«

Und es ging uns gut. Dank Regis Thomas – siebenundzwanzig Wochen auf der Bestsellerliste der *New York Times* – und einigen neuen Klienten (in einem Fall entdeckt von Barbara Means, die inzwischen Vollzeit für Mama arbeitete und 2017 sogar Teilhaberin wurde) stand die Agentur wieder auf festen Füßen. Onkel Harry kehrte in das Pflegeheim in Bayonne zurück (unter neuer Leitung), das zwar immer noch nicht toll, aber besser als vorher war. Mama hatte morgens keine schlechte Laune mehr und besorgte sich ein paar neue Klamotten. »Das muss sein«, erklärte sie mir einmal in jenem Jahr. »Seit ich keinen Wein mehr trinke, hab ich fast sieben Kilo abgenommen.«

Ich ging damals auf die Middle School, die in mancher Hinsicht beschissen und in anderer okay war, aber einen großen Vorteil hatte: Mitglieder der Sportteams, die in den letzten Stunden keinen Unterricht hatten, konnten sich in die Turnhalle, den Zeichensaal oder den Musiksaal verziehen oder sich ganz abmelden. Ich spielte zwar nur Basketball, und die Saison war bereits beendet, aber die Berechtigung galt trotzdem. Manchmal warf ich also einen Blick in den Zeichensaal, weil dort unter Umständen ein ziemlich interessantes Mädchen namens Marie O'Malley abhing. Aber wenn die nicht gerade an einem Aquarell arbeitete, machte ich mich auf den Weg nach Hause. Bei schönem Wetter ging ich zu Fuß (allein, das versteht sich wohl von selbst), und bei miesem nahm ich den Bus.

An dem Tag, wo Liz Dutton wieder in mein Leben trat, hielt ich gar

nicht erst Ausschau nach Marie, weil ich zum Geburtstag eine neue Xbox bekommen hatte und sie ausprobieren wollte. Vor dem Schultor schulterte ich gerade meinen Rucksack (jetzt nicht mehr nur mit einem Riemen, die sechste Klasse lag in der prähistorischen Vergangenheit), als ich sie rufen hörte.

»He, Champ, na, was läuft so, Bambino?«

In Jeans und einer tief ausgeschnittenen Bluse lehnte sie an ihrem Privatwagen, die Beine unten über Kreuz. Sie trug keinen Parka über der Bluse, sondern einen Blazer, auf dem aber ebenfalls NYPD stand. Sie lüftete ihn wie früher kurz, um mir ihr Schulterholster zu zeigen. Diesmal war es allerdings nicht leer.

»Hi, Liz«, murmelte ich. Ich blickte auf meine Schuhe und bog nach rechts auf den Gehsteig ein.

»Moment mal, ich muss mich mit dir unterhalten.«

Ich blieb stehen, ohne mich zu ihr umzudrehen. Als wäre sie Medusa, und ein Blick auf ihren Schlangenkopf würde mich in Stein verwandeln. »Glaub nicht, dass ich das tun sollte. Mama wäre stinksauer auf mich.«

»Die muss es ja nicht erfahren. Dreh dich um, Jamie. Bitte. Wenn ich bloß deinen Rücken sehe, komme ich mir total beschissen vor.«

Sie hörte sich an, als würde sie sich wirklich schlecht fühlen, weshalb ich mich ebenfalls schlecht fühlte. Ich drehte mich um. Der Blazer war wieder zurückgeschlagen, aber ich sah, wie sich ihre Waffe darunter abzeichnete.

»Ich will wieder einen kleinen Ausflug mit dir machen.«

»Keine gute Idee«, sagte ich. Dabei dachte ich an eine Mitschülerin namens Ramona Sheinberg. Zu Schulbeginn besuchte sie ein paar Kurse mit mir gemeinsam, aber dann war sie verschwunden, und mein Freund Scott Abramowitz erzählte mir, ihr Vater habe sie während eines Sorgerechtsverfahrens gekidnappt und in ein Land verbracht, mit dem es kein Auslieferungsabkommen gebe. Scott meinte, er hoffe, dass dort wenigstens Palmen wüchsen.

»Ich brauche das, wozu du fähig bist, Champ«, sagte sie. »Dringend.«

Darauf erwiderte ich nichts, aber offenbar sah sie, dass ich schwankte, weshalb sie mich mit einem Lächeln bedachte. Es war ein hübsches Lächeln, bei dem ihre grauen Augen aufleuchteten. An jenem Tag waren sie überhaupt nicht eisig. »Vielleicht bringt es ja nichts, aber ich will es wenigstens versuchen. Ich will, dass *du* es versuchst.«

»Was soll ich versuchen?«

Sie gab keine Antwort darauf, vorerst, sondern streckte mir nur die Hand entgegen. »Als Regis Thomas gestorben ist, habe ich deiner Mutter geholfen. Willst du mir jetzt nicht auch helfen?«

Eigentlich war ich es gewesen, der meiner Mutter damals geholfen hatte; Liz hatte mit uns nur einen kleinen Trip auf dem Sprain Brook Parkway unternommen. Aber sie hatte immerhin angehalten, um mir einen Whopper zu besorgen, während meine Mutter weiterfahren wollte. Und sie hatte mir den Rest von ihrer Cola gebracht, als mein Mund derart trocken vom Reden war. Deshalb stieg ich jetzt in ihren Wagen. Ich fühlte mich zwar nicht gut dabei, aber ich tat es. Erwachsene üben große Macht aus, vor allem wenn sie betteln, und genau das tat Liz.

Ich fragte sie, wo wir hinwollten, und sie sagte, zuerst mal in den Central Park. Anschließend vielleicht noch woanders hin. Ich sagte, wenn ich nicht bis fünf zu Hause sei, würde meine Mutter sich Sorgen machen. Worauf Liz meinte, sie würde alles daransetzen, mich bis dahin heimzubringen, aber es gehe hier um eine sehr wichtige Angelegenheit.

Und dann erklärte sie mir, worum es ging.

Seine erste Bombe hatte der Typ, der sich Thumper nannte, in Eastport gelegt, einer Ortschaft auf Long Island, gar nicht weit von jenem Speonk entfernt, wo einst Onkel Harrys Hütte gestanden hatte (kleiner literarischer Scherz). Das war 1996 gewesen. Thumper platzierte eine mit einem Timer versehene Stange Dynamit in einem Mülleimer vor den WC-Anlagen im King-Kullen-Supermarkt. Der Timer war eigentlich nur ein billiger Wecker, aber er funktionierte. Das Dynamit explodierte um neun Uhr abends, als der Laden gerade zumachte. Drei Personen wurden verletzt, alles Supermarktangestellte. Zwei erlitten nur oberflächliche Verletzungen, aber die dritte, ein Mann, kam gerade aus der Toilette, als die Bombe hochging. Er verlor ein Auge und den rechten Arm bis zum Ellbogen. Zwei Tage später erhielt die Polizei von Suffolk County eine Nachricht, getippt auf einer IBM Selectric. Sie lautete: *Na, wie gefällt euch mein Werk so weit? Da kommt noch mehr! THUMPER.*

Thumper legte neunzehn Bomben, bevor er wirklich jemand damit umbrachte. *»Neunzehn!«,* rief Liz aus. »Und es ist ja nicht so, als ob er sich keine Mühe gegeben hätte. Er hat sie in allen fünf Bezirken von New York gelegt, und obendrein noch zwei in New Jersey, genauer gesagt in Jersey City und Fort Lee. Alle mit in Kanada hergestelltem Dynamit.«

Aber die Zahl der Verstümmelten und Verwundeten war hoch. Sie hatte beinah fünfzig erreicht, als er schließlich einen Mann tötete, der an der Lexington Avenue das falsche Münztelefon benutzte. Jedem Knall folgte eine Nachricht an die Polizeidienststelle, die für den Ort des betreffenden Knalls zuständig war, und sie war immer identisch: *Na, wie gefällt euch mein Werk so weit? Da kommt noch mehr! THUMPER.*

Vor Richard Scalise (so hieß der Mann am Münztelefon) verging vor einer neuen Explosion immer ein relativ langer Zeitraum. Zwischen den beiden am engsten zusammenliegenden Anschlägen lagen sechs Wochen; die längste Lücke betrug beinah ein Jahr. Aber

nach Scalise steigerte Thumper sein Tempo. Außerdem wurden die Bomben größer und die Timer ausgefeilter. Von 1996 bis 2009 ereigneten sich neunzehn Explosionen, zwanzig, wenn man die Bombe am Münztelefon dazuzählt. Von 2010 bis zu dem schönen Maitag, wo Liz wieder in mein Leben trat, legte Thumper zehn weitere Bomben, mit denen zwanzig Menschen verwundet und drei getötet wurden. Inzwischen war er nicht mehr nur eine Großstadtlegende oder eine New Yorker Lokalgröße; nun war er im ganzen Land bekannt.

Thumper vermied es geschickt, von Überwachungskameras erfasst zu werden, und falls ihm das mal nicht gelang, sah man nur einen Mann mit Mantel, Sonnenbrille und einer in die Stirn gezogenen Yankees-Mütze. Den Kopf hielt er gesenkt. Aus der Mütze ragten seitlich und hinten ein paar weiße Haarsträhnen, aber das konnte natürlich eine Perücke sein. In den siebzehn Jahren seiner »Schreckensherrschaft« hatte man drei verschiedene Sonderkommissionen aufgestellt, um ihn zu erwischen. Die erste wurde während einer langen Pause in seiner »Herrschaft« aufgelöst, weil man bei der Polizei annahm, er habe Schluss gemacht. Die zweite fiel einer großen Umstrukturierung der Behörde zum Opfer. Die dritte wurde 2011 aufgestellt, als klar wurde, dass Thumper so richtig in Fahrt gekommen war. Nicht dass Liz mir das alles auf der Fahrt zum Central Park erzählt hätte; ich habe es wie so viele andere Dinge später herausbekommen.

Schließlich, zwei Tage vor unserem Ausflug, hatte man den Durchbruch erzielt, auf den man gewartet und den man erhofft hatte. Der Son of Sam wurde durch einen Strafzettel aufgespürt. Ted Bundy hat man erwischt, weil er seine Scheinwerfer einzuschalten vergaß. Thumper – wahrer Name Kenneth Alan Therriault – wurde aufgespürt, weil einem Hausmeister am Müllabfuhrtag ein kleines Missgeschick widerfuhr. Bewusster Hausmeister hatte einen mit Abfalltonnen beladenen Rollwagen die Durchfahrt entlang zu der

Stelle geschoben, wo die Tonnen üblicherweise zur Leerung aufgestellt wurden. Dabei geriet der Wagen in ein Schlagloch, und eine der Tonnen kippte um. Als der Hausmeister die Schweinerei beseitigen wollte, entdeckte er ein Kabelknäuel und einen gelben Papierfetzen, auf dem in Druckschrift CANACO stand. Wenn das alles gewesen wäre, hätte er wahrscheinlich nicht die Polizei gerufen, aber es war nicht alles. An einem der Kabel war eine Sprengkapsel von Dyno Nobel befestigt.

Als wir den Central Park erreichten, stellte Liz ihr Auto neben eine Reihe von normalen Streifenwagen (zu den Dingen, die ich später herausfand, gehört die Tatsache, dass der Central Park ein eigenes Polizeirevier hat, das zweiundzwanzigste). Sie legte ihr Schildchen aufs Armaturenbrett, und dann gingen wir ein Stück weit die 86th Street entlang, bevor wir auf einen Weg einbogen, der zur Alexander-Hamilton-Statue führte. Das ist etwas, was ich *nicht* später herausgefunden habe, ich habe einfach das verdammte Schild darauf gelesen. Oder die Plakette. Ach, egal.

»Der Hausmeister hat mit seinem Handy ein Foto von den Kabeln, dem Papierfetzen und der Sprengkapsel gemacht, aber das hat die Sonderkommission erst am nächsten Tag bekommen.«

»Gestern«, sagte ich.

»Genau. Sobald wir das gesehen haben, wussten wir, mit wem wir es zu tun haben.«

»Klar, wegen der Sprengkapsel.«

»Genau, aber nicht nur deswegen. Der Papierfetzen? Canaco ist eine kanadische Firma, die Dynamit herstellt. Wir haben uns eine Liste mit allen Mietern des Gebäudes besorgt und konnten die meisten ohne weitere Nachforschungen ausschließen, weil wir wussten, dass wir einen Mann suchen, wahrscheinlich alleinstehend und wahrscheinlich weiß. Es gab nur sechs Mieter, auf die das alles zutraf, und von denen hatte nur einer jemals in Kanada gearbeitet.«

»Das habt ihr gegoogelt, stimmt's?« Mein Interesse war geweckt.

»Da liegst du richtig. Unter anderem haben wir festgestellt, dass Kenneth Therriault eine doppelte Staatsbürgerschaft besitzt, USA und Kanada. Da oben im hohen Norden hat er verschiedene Jobs im Baugewerbe gehabt, außerdem im Fracking und in der Ölschieferförderung. Das musste also Thumper sein, so gut wie sicher.«

Alexander Hamilton bekam ich nur kurz zu Gesicht, gerade so lange, dass ich das Schild lesen und seine schicken Hosen bewundern konnte. Liz hatte mich an die Hand genommen und führte mich zu einem Weg, der ein Stückchen hinter dem Denkmal begann. Genauer gesagt, zog sie mich hinter sich her.

»Wir sind mit einem SWAT-Team hin, aber seine Höhle war leer. Na ja, nicht *richtig* leer, sein ganzes Zeug war noch da, aber er selbst war verschwunden. Leider hat der Hausmeister seine große Entdeckung nicht für sich behalten, obwohl man ihm das eingeschärft hatte. Er hat mit ein paar Mietern geschwatzt, und die haben es weitererzählt. Unter den Dingen, die wir in der Wohnung gefunden haben, war eine IBM Selectric.«

»Das ist eine Schreibmaschine, oder?«

Sie nickte. »Für die Dinger gibt es verschiedene Kugelköpfe mit verschiedenen Schriftarten. Der Kopf in der Maschine passte zu den Briefen, die Thumper verschickt hat.«

Bevor wir zu dem Weg und der nicht vorhandenen Parkbank kommen, muss ich erst noch über ein paar andere Sachen berichten, die ich später herausfand. Es stimmte, dass Therriault sich schließlich selbst ein Bein gestellt hatte, aber Liz redete ständig von *wir*. *Wir* haben dies und *wir* haben jenes getan, dabei gehörte Liz gar nicht zu der mit Thumper befassten Sonderkommission. Sie war nämlich nur Teil der zweiten Einheit gewesen, die während der großen Umstrukturierung der Behörde beendet wurde, bei der alle wie kopflose Hühner durch die Gegend rannten. Im Jahr 2013 hing die Laufbahn von Liz Dutton beim NYPD jedoch nur noch an einem

seidenen Faden, und das auch nur, weil die bei der Polizei eine fantastische Gewerkschaft haben. Sonst war sie praktisch erledigt. Die Leute von der Innenrevision umkreisten sie wie Geier ein frisches Aas, und an dem Tag, wo sie mich von der Schule abholte, hätte man sie nicht mal mehr einer Sonderkommission zum Aufspüren chronischer Müllsünder zugeteilt. Das heißt, sie brauchte ein Wunder, und zu dem sollte ich ihr verhelfen.

»Inzwischen hatte jeder Cop in ganz New York den Namen und die Personenbeschreibung von Kenneth Therriault bekommen«, fuhr sie fort. »Jeder Weg aus der Stadt wurde von unseren Leuten und von Kameras überwacht, und wie du sicher weißt, gibt es eine Menge Kameras. Den Typen zu erwischen, ob tot oder lebendig, war unsere erste Priorität, weil wir befürchten mussten, dass er sich mit Glanz und Gloria verabschieden wollte. Zum Beispiel, indem er eine Bombe vor dem Saks an der Fifth Avenue hochgehen lässt oder im Grand Central. Aber er hat uns einen Gefallen getan.«

Sie blieb stehen und deutete auf eine Stelle neben dem Weg. Mir fiel auf, dass das Gras niedergedrückt war, als hätten dort viele Leute gestanden.

»Er ist hierher in den Park gegangen, hat sich auf eine Bank gesetzt und sich mit einer Ruger .45 ACP das Hirn aus dem Kopf geblasen.«

Ehrfürchtig betrachtete ich die Stelle.

»Die Parkbank befindet sich jetzt in unserem kriminaltechnischen Institut drüben in Jamaica, aber das hier ist der Ort, wo er es getan hat. Deshalb kommt jetzt die große Frage. Siehst du ihn? Ist er hier?«

Ich blickte mich um. Zwar hatte ich keine Ahnung, wie Kenneth Alan Therriault aussah, aber wenn er sich das Hirn aus dem Kopf geblasen hatte, konnte ich ihn wohl kaum verfehlen. Ich sah Kids, die ihren Hund eine Frisbeescheibe apportieren ließen (der Hund war nicht angeleint, was im Central Park streng verboten ist), ich sah

ein paar joggende Frauen, einige Skateboarder und ein Stück weiter ein paar alte Männer, die dasaßen und Zeitung lasen, aber jemand mit einem Loch im Kopf konnte ich nirgends entdecken, was ich Liz auch mitteilte.

»Scheiße«, sagte Liz. »Na gut, nicht so schlimm. Soweit ich sehen kann, haben wir zwei weitere Chancen. Er hat als Hilfspfleger im Krankenhaus City of Angels an der Siebzigsten gearbeitet – ein ziemlicher Abstieg von seiner Zeit in Kanada, aber er war schon in den Siebzigern –, und gewohnt hat er in Queens. Was meinst du, wo wir zuerst hinsollten, Champ?«

»Ich meine, dass ich nach Hause will. Er kann wer weiß wo sein.«

»Echt jetzt? Hast du nicht gesagt, dass die an Orten rumhängen, wo sie sich in lebendigem Zustand aufgehalten haben? Bevor sie – wie soll ich sagen – endgültig abkratzen?«

Ich konnte mich nicht erinnern, ob ich genau das zu ihr gesagt hatte, aber es stimmte. Trotzdem kam ich mir immer mehr wie Ramona Sheinberg vor. Gekidnappt sozusagen. »Wozu soll das überhaupt gut sein? Er ist doch tot, oder? Der Fall ist abgeschlossen.«

»Nicht ganz.« Sie beugte sich vor, um mir in die Augen zu schauen. Besonders tief beugen musste sie sich 2013 nicht mehr, da ich mich allmählich streckte. Bis zu meinen eins zweiundachtzig von heute war es zwar noch ein ganzes Stück, aber immerhin. »An seine Jacke hatte er einen Zettel geheftet. Darauf stand: *Eine kommt noch, und zwar eine große. Fickt euch und bis später in der Hölle.* Unterschrift: *THUMPER.*«

Tja, dadurch änderte sich die Lage natürlich.

22

Zuerst fuhren wir zum City of Angels, weil das näher lag. Vor dem

Eingang stand kein Typ mit einem Loch im Kopf, nur ein paar Raucher, weshalb wir in die Notaufnahme gingen. Dort saßen ziemlich viele Leute herum, und ein Mann blutete tatsächlich am Kopf. Allerdings sah das eher nach einer Platzwunde als nach einem Einschussloch aus, außerdem war er jünger als Kenneth Therriault, aber zur Sicherheit fragte ich Liz trotzdem, ob sie ihn sehen könne. Das konnte sie.

Wir gingen zum Empfang, wo Liz sich als Detective vom NYPD auswies und ihre Dienstmarke vorzeigte. Sie fragte, ob es einen Umkleideraum gebe, wo das Personal seine Sachen unterbringen könne. Den gebe es, sagte die Frau an der Theke, aber andere Polizeibeamte seien schon da gewesen und hätten den Spind von Therriault ausgeräumt. Liz fragte, ob von den Beamten noch welche da seien. Nein, meinte die Frau, der letzte sei schon vor ein paar Stunden weg.

»Ich möchte trotzdem kurz reinschauen«, sagte Liz. »Sagen Sie mir bitte, wie man da hinkommt?«

Die Frau sagte, wir sollten mit dem Aufzug auf Ebene B runterfahren und uns dann nach rechts wenden. Dann lächelte sie mich an und sagte: »Na, hilfst du deiner Mama heute beim Ermitteln, junger Mann?«,

Ich überlegte zu erwidern: *Das ist nicht meine Mama, aber ich muss ihr helfen, weil sie hofft, dass Mr. Therriault noch hier rumhängt, und dann werde ich ihn sehen.* Natürlich wäre das nicht gut angekommen, weshalb ich in der Klemme steckte.

Im Gegensatz zu Liz. Die erklärte, die Schulschwester würde meinen, ich hätte eventuell pfeiffersches Drüsenfieber. Daher sei das eine gute Gelegenheit, mich einerseits hier untersuchen zu lassen und andererseits den Arbeitsplatz von Therriault zu besichtigen. Zwei Fliegen mit einer Klappe sozusagen.

»Da sollten Sie lieber zu Ihrem Hausarzt gehen«, sagte die Empfangsdame. »Hier ist heute nämlich die Hölle los. Bestimmt

müssten Sie stundenlang warten.«

»Tja, dann machen wir das eben so«, stimmte Liz zu. Ich dachte, wie ungekünstelt sie sich anhörte und was für eine geschickte Lügnerin sie doch war. Ob ich das abstoßend oder bewundernswert fand, wusste ich nicht recht. Wahrscheinlich etwas von beidem.

Die Empfangsdame lehnte sich vor. Ich beobachtete fasziniert, wie sie mit ihrem extrem großen Busen die Schriftstücke auf dem Tisch auseinanderschob. Mich erinnerte das an den Eisbrecher, den ich mal in einem Film gesehen hatte. Sie senkte die Stimme. »Alle hier waren geschockt, kann ich Ihnen sagen. Ken war der älteste von allen Pflegern, und der netteste. Hat hart gearbeitet und war stets hilfsbereit. Wenn man ihn was zu erledigen gebeten hat, hat er das immer gern getan. Sogar mit einem Lächeln. Wenn man sich jetzt vorstellt, dass wir mit einem *Killer* zusammengearbeitet haben! Wissen Sie, was das beweist?«

Liz schüttelte den Kopf. Sie war sichtlich ungeduldig, dass wir endlich weiterkamen.

»Dass man sich immer irren kann«, sagte die Empfangsdame. Das tat sie, als würde sie eine bedeutsame Wahrheit verkünden. »Man kann sich einfach immer irren!«

»Er konnte sich gut verstellen, das stimmt«, sagte Liz, und ich dachte: *Das sagt die Richtige!*

Im Aufzug fragte ich sie: »Wenn du zu der Sonderkommission gehörst, wieso bist du dann jetzt nicht dabei?«

»Red keinen Unsinn, Champ. Wie hätte ich dich denen denn vorstellen sollen? Es war gerade eben schon schwer genug, eine Story über dich zu erfinden.« Der Aufzug blieb stehen. »Falls jemand dich fragen sollte, denk dran, weshalb du hier bist.«

»Pfeiffersches Drüsenfieber.«

»Genau.«

Aber es war niemand da, der hätte fragen können. Der Umkleideraum war leer. Quer über der Tür klebte gelbes

Absperrband mit der Aufschrift: POLIZEILICHE ERMITTLUNGEN ZUTRITT VERBOTEN. Während Liz sich mit mir darunter hindurchduckte, hielt sie mich an der Hand. Drinnen sahen wir Bänke, einige Stühle und etwa zwei Dutzend Spinde. Dazu einen Kühlschrank, eine Mikrowelle und einen Minibackofen. Neben dem Backofen stand eine offene Schachtel Pop-Tarts, von denen ich jetzt gern was gefuttert hätte. Keine Spur von Kenneth Therriault.

Auf den Spinden klebten Dymo-Etiketten mit dem jeweiligen Namen. Weil an dem von Therriault Fingerabdruckpulver haftete, öffnete Liz ihn mit einem Taschentuch. Das tat sie so langsam, als erwartete sie, dass er sich da drin versteckte wie der Butzemann im Kinderzimmerschrank. Therriault mochte tatsächlich eine Art Butzemann sein, doch da drin war er nicht. Der Spind war leer. Die Cops hatten alles mitgenommen.

»Scheiße«, sagte Liz wieder mal. Ich warf einen Blick auf mein Handy, um die Zeit zu checken. Es war zwanzig nach drei.

»Ich weiß, ich weiß«, sagte Liz. Sie ließ die Schultern hängen, und obwohl ich sauer war, dass sie mich einfach aufgegabelt und mitgeschleppt hatte, tat sie mir unwillkürlich auch ein bisschen leid. Ich erinnerte mich daran, wie Mr. Thomas gesagt hatte, meine Mutter sehe allmählich ziemlich alt aus, und jetzt dachte ich, dass das auch auf die Exfreundin meiner Mutter zutraf. Magerer wirkte sie außerdem. Und ich musste zugeben, dass ich eine gewisse Bewunderung für sie empfand, weil sie versuchte, das Richtige zu tun und Leben zu retten. Sie war wie die Heldin in einem Film, die einsame Wölfin, die den Fall ganz allein lösen wollte. Wahrscheinlich sorgte sie sich um die unschuldigen Menschen, die Thumpers letzte Bombe in Stücke reißen würde. Bestimmt. Obwohl ich heute weiß, dass sie zudem damit beschäftigt war, ihren Job zu retten. Ich denke nicht gern, dass das ihre Hauptsorge war, muss im Lichte dessen, was später passiert ist – dazu komme ich noch –, aber annehmen, dass es eben doch so war.

»Okay, eine Chance haben wir noch. Und hör auf, dauernd auf dein dämliches Handy zu starren, Champ. Ich weiß, wie spät es ist, aber egal, was für Probleme du bekommst, wenn ich dich nicht heimbringe, bevor deine Mutter aufkreuzt – ich kriege größere Probleme.«

»Wahrscheinlich geht sie sowieso noch was mit Barbara trinken, bevor sie nach Hause kommt. Barbara arbeitet jetzt nämlich für die Agentur.« Ich wusste nicht genau, weshalb ich das sagte. Wahrscheinlich weil ich ebenfalls unschuldige Menschen retten wollte, obwohl mir das reichlich theoretisch vorkam. Ich glaubte nämlich nicht, dass wir Kenneth Therriault finden würden. Ich habe das wohl gesagt, weil Liz so niedergeschlagen wirkte. So in die Ecke gedrängt.

»Na, das ist ja schon mal ein glücklicher Zufall«, sagte Liz. »Jetzt brauchen wir nur noch einen zweiten.«

23

Das Frederick Arms war etwa gut zwölf Stockwerke hoch und aus grauem Backstein erbaut. Die Fenster im Erdgeschoss und im ersten Stock waren mit Gitterstäben gesichert. Jemand wie mir, der im Palast an der Avenue aufgewachsen ist, kam es eher wie das Gefängnis in *Die Verurteilten* als wie ein Wohnblock vor. Liz war sofort klar, dass wir nicht reinkommen, geschweige denn zur Wohnung von Kenneth Therriault vorstoßen würden. Es wimmelte nur so von Cops. Mitten auf der Straße hatten sich Schaulustige so nah wie möglich an den Polizeisperren postiert, um Fotos zu machen. An beiden Seiten des Häuserblocks standen die Ü-Wagen der Fernsehsender mit hochgereckten Antennen und Stromkabeln, die sich über den Boden schlängelten. Am Himmel schwebte sogar ein Hubschrauber von Channel 4.

»Sieh mal«, sagte ich. »Da ist Stacy-Anne Conway! Die ist von NY1!«

»Warum sollte mich so ein Scheiß interessieren?«, sagte Liz.

Ich antwortete nicht.

Wir hatten Glück gehabt, im Central Park und im City of Angels nicht auf irgendwelche Reporter zu treffen, aber der einzige Grund war offenbar der gewesen, dass die sich alle hier befanden. Als ich einen Blick auf Liz warf, sah ich eine Träne an ihrer Wange herunterrinnen. »Wir könnten ja zu seiner Beerdigung gehen«, sagte ich. »Vielleicht ist er da.«

»Wahrscheinlich wird er eingeäschert. Nicht öffentlich und auf städtische Kosten. Verwandte hatte er keine, er hat alle überlebt. Ich bring dich jetzt nach Hause, Champ. Tut mir leid, dass ich dich überall rumgeschleppt habe.«

»Ist schon okay«, sagte ich und tätschelte ihr die Hand. Ich wusste, dass meine Mutter das nicht gern gesehen hätte, aber die war ja nicht da.

Liz wendete und fuhr wieder in Richtung Queensboro Bridge. Als ich eine Querstraße vom Frederick Arms entfernt rechts einen Blick auf einen kleinen Supermarkt warf, sagte ich: »Ach du Scheiße. Da ist er.«

Liz sah mich mit weit aufgerissenen Augen an. »Ehrlich? Bist du dir da wirklich sicher, Jamie?«

Ich beugte mich vor und kotzte zwischen meine Sneakers. Das reichte ihr als Antwort völlig aus.

24

Ich kann eigentlich nicht sagen, ob sein Anblick wirklich so schlimm war wie der von dem Mann im Central Park, weil das so lange her war. Vielleicht sogar schlimmer. Sobald man mal gesehen hat, was

mit einem menschlichen Körper durch Gewalteinwirkung passieren kann – bei einem Verkehrsunfall, einem Suizid, einem Mord –, kommt es wohl nicht mehr so groß darauf an. Jedenfalls sah Kenneth Therriault alias Thumper übel aus, okay? Wirklich übel.

Auf beiden Seiten der Supermarkttür standen Bänke, wohl damit die Leute dort den drin gekauften Imbiss verzehren konnten. Auf einer saß Therriault, die Hände auf seinen in einer Freizeithose steckenden Oberschenkeln. Leute gingen vorüber, auf dem Weg dorthin, wohin sie auch immer unterwegs waren. Ein junger Schwarzer mit einem Skateboard unter dem Arm betrat den Laden; eine Frau kam mit einem dampfenden Kaffeebecher heraus. Niemand warf einen Blick auf die Bank, wo Therriault saß.

Offenbar wer er Rechtshänder gewesen, jedenfalls sah die rechte Kopfhälfte nicht besonders schlimm aus. In der Schläfe war ein Loch, vielleicht so groß wie ein Zehncentstück, vielleicht ein bisschen kleiner. Umgeben war es von einem dunklen Ring, bei dem es sich entweder um einen Bluterguss oder um Schmauchspuren handelte. Wahrscheinlich um Letzteres. Ich bezweifle, dass sein Organismus genügend Zeit hatte, ausreichend Flüssigkeit für einen Bluterguss heranzuschaffen.

Der wahre Schaden war links entstanden, wo das Geschoss ausgetreten war. Das Loch auf der Seite war beinah so groß wie ein Unterteller und von unregelmäßigen Knochenzacken umgeben. Die Kopfhaut war angeschwollen wie durch eine gewaltige Infektion. Das linke Auge war zur Seite gerissen worden und trat aus der Höhle hervor. Am schlimmsten aber war, dass ihm graues Zeug an der Wange heruntergelaufen war. Das war sein Gehirn.

»Halt nicht an«, sagte ich. »Fahr einfach weiter.« Der Kotzgestank stach mir in die Nase; im Mund spürte ich einen widerlich schleimigen Geschmack. »Bitte, Liz, ich kann einfach nicht.«

Anstatt auf mich zu hören, fuhr sie kurz vor der nächsten Ecke an den Straßenrand und hielt vor einem Hydranten dort. »Aber du

musst. Wie ich. Tut mir leid, Champ, aber wir müssen rauskriegen, wo die Bombe ist. Reiß dich also zusammen, damit die Leute nicht zu uns rüberstarren. Sonst meinen die noch, ich hätte dich misshandelt.«

Aber genau das tust du gerade, dachte ich. *Und du wirst nicht damit aufhören, bis du bekommst, was du haben willst.*

Der Geschmack im Mund waren die Ravioli, die ich in der Schulkantine gegessen hatte. Sobald mit das klar wurde, drückte ich die Tür auf, beugte mich hinaus und kotzte noch ein bisschen. Wie an dem Tag mit dem Mann im Central Park, wo ich es nicht zu Lilys Geburtstagsparty im noblen Wave Hill geschafft hatte. Das war ein Déjà-vu-Gefühl, auf das ich gern verzichtet hätte.

»Champ? *Champ!*«

Als ich mich zu Liz umwandte, streckte sie mir einen kleinen Stapel Kleenex hin (Frauen ohne Papiertaschentücher in der Handtasche sind noch nicht erfunden). »Wisch dir den Mund ab, und dann steig aus. Versuch, ganz normal auszusehen. Das schaffen wir schon.«

Ich merkte, dass sie das wirklich meinte – wir würden nicht weiterfahren, bis sie hatte, was sie wollte. *Reiß dich zusammen,* sagte ich mir. *Du schaffst das. Das Ganze ist nötig, weil Menschenleben auf dem Spiel stehen.*

Ich wischte mir den Mund ab und stieg aus. Liz legte ihr Schildchen aufs Armaturenbrett – die Polizeiversion der Ereigniskarte »Du kommst aus dem Gefängnis frei« – und kam um den Wagen herum dorthin, wo ich stand und in den Waschsalon starrte, wo eine Frau Klamotten zusammenfaltete. Das war zwar nicht besonders interessant, hielt mich jedoch davon ab, den Blick auf den verwüsteten Mann ein Stück weiter zu richten. Vorläufig jedenfalls. Bald würde ich das doch tun müssen. Schlimmer noch – o Gott! –, ich würde mit ihm sprechen müssen. Falls er überhaupt sprechen *konnte*.

Ohne nachzudenken, streckte ich Liz meine Hand hin. Mit dreizehn

Jahren war ich wahrscheinlich zu alt, die Hand einer Frau zu halten, die in den Augen der Passanten als meine Mutter gelten würde (falls man überhaupt einen Gedanken auf uns verschwendete), aber als Liz sie ergriff, war ich froh. Total froh.

Wir gingen auf den Laden zu. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte der meilenweit entfernt sein können, aber es war nur ein halber Häuserblock.

»Wo ist er eigentlich genau?«, fragte Liz mit leiser Stimme.

Ich wagte einen Blick, um festzustellen, ob er weggegangen war. Nein, er saß immer noch auf der Bank, und jetzt konnte ich direkt in den Krater blicken, die Stelle, wo sich einst Gedanken befunden hatten. Das Ohr war noch dran, aber es war ganz zerknautscht, und ich musste unwillkürlich an den Mr. Potato Head denken, den ich mit vier oder fünf mal besessen hatte. Mein Magen zog sich wieder zusammen.

»Reiß dich am Riemen, Champ.«

»Hör auf, mich so zu nennen«, brachte ich hervor. »Das hasse ich.«

»Zur Kenntnis genommen. Also, wo ist er?«

»Sitzt auf der Bank.«

»Auf der Seite hier von der Tür oder …«

»Auf der Seite hier, ja.«

Ich hatte wieder den Blick auf ihn gerichtet, wir waren jetzt so nah, dass das unvermeidlich war, und ich wurde Zeuge von etwas Interessantem. Aus dem Laden kam ein Mann mit einer Zeitung unter dem Arm und einem Hotdog in der Hand. Der Hotdog steckte in einer von diesen Alutüten, die so Zeug angeblich warm halten (wer das glaubt, glaubt wahrscheinlich auch, dass der Mond aus Käse ist). Er wollte sich auf die andere Bank setzen und zog bereits den Hotdog aus der Tüte. Auf einmal hielt er inne, starrte entweder auf mich und Liz oder auf die andere Bank – und marschierte dann einfach davon, um seinen Imbiss woanders zu futtern. Therriault

konnte er nicht gesehen haben, sonst wäre er schreiend davongerannt, aber ich glaube, er hat ihn *gespürt*. Nein, das glaube ich nicht nur, das weiß ich sogar. Ich wünschte, ich hätte damals mehr darauf geachtet, aber ich war halt völlig durcheinander, wie man sicher verstehen kann. Wer nicht, muss schon ziemlich bescheuert sein.

Therriault drehte mir den Kopf zu. Einerseits war das eine Erleichterung, weil ich dadurch den schlimmsten Teil der Austrittswunde nicht mehr sah. Andererseits war es keine Erleichterung, weil sein Gesicht auf der einen Seite normal und auf der anderen total aufgedunsen und unförmig war, so ähnlich wie bei Two-Face, diesem Typen in den Batman-Comics. Am schlimmsten war, dass er mich jetzt direkt ansah.

Ich kann die Toten sehen, und das wissen sie. So war das schon immer.

»Frag ihn, wo die Bombe ist«, sagte Liz. Dabei bewegte sie wie eine Spionin in einem Klamaukfilm nur den Mundwinkel.

Eine Frau mit Baby in der Bauchtrage kam den Gehsteig entlang. Sie warf mir einen misstrauischen Blick zu, entweder weil ich ihr merkwürdig vorkam oder weil ich nach Kotze roch. Vielleicht wegen beidem. Mir war inzwischen alles egal. Ich wollte nur noch das tun, wozu Liz Dutton mich hergebracht hatte, und dann schleunigst abhauen. Ich wartete, bis die Frau mit dem Baby im Laden verschwunden war.

»Wo ist die Bombe, Mr. Therriault? Die letzte Bombe?«

Zuerst gab er keine Antwort, weshalb ich dachte: *Okay, er hat sich das Gehirn rausgeblasen und ist zwar noch da, kann aber nicht sprechen, aus die Maus.* Dann sagte er doch etwas. Die Wörter passten nicht genau zu seinen Mundbewegungen, und mir kam in den Sinn, dass er von irgendwo anders her sprach. Wie zeitverzögert aus der Hölle. Was mir brutal Angst einjagte. Wenn ich gewusst hätte, dass sich in diesem Moment etwas Furchtbares in ihn

hineinschlich und ihn in Besitz nahm, wäre es noch schlimmer gewesen. Aber weiß ich das heute? Ganz sicher? Nein, aber doch beinah.

»Das will ich dir nicht verraten.«

Das verblüffte mich so, dass ich sprachlos war. So eine Antwort hatte ich noch nie von einem toten Menschen bekommen. Klar, meine Erfahrung war begrenzt, aber bis dahin hätte ich gesagt, dass Tote beim ersten Mal – ja jedes Mal – die Wahrheit sagen mussten.

»Was hat er gesagt?«, fragte Liz. Sie bewegte wieder nur den Mundwinkel.

Anstatt auf sie zu achten, wandte ich mich wieder an Therriault. Da niemand in der Nähe war, sprach ich lauter und betonte jedes Wort, als würde ich mit jemand reden, der schwerhörig war oder kaum Englisch konnte. »Wo … ist die letzte … Bombe?«

Bis dahin hätte ich auch gesagt, dass die Toten keine Schmerzen empfinden könnten, weil sie darüber hinaus seien, und Therriault schien tatsächlich nicht an der katastrophalen Kopfwunde zu leiden, die er sich selbst zugefügt hatte. Dennoch verzerrte sich sein zur Hälfte aufgedunsenes Gesicht jetzt, als würde ich ihn verbrennen oder ihm ein Messer in den Bauch stechen, anstatt ihm nur eine Frage zu stellen.

»Will ich dir nicht *verraten!*«

»Was hat er …«, fing Liz wieder an, doch da kam die Frau mit dem Baby gerade wieder aus dem Laden. Sie hielt ein Lotterielos in der Hand. Das Baby in der Trage umklammerte einen Kitkat-Riegel, mit dem es sich das ganze Gesicht beschmierte. Dann stierte es zu der Bank hin, auf der Therriault saß, und plärrte los. Offenbar dachte die Mutter, ihr Kind würde mich anschauen, jedenfalls warf sie mir einen weiteren, diesmal extrem misstrauischen Blick zu, bevor sie davonhastete.

»Champ … ich meine Jamie …«

»Halt's Maul«, sagte ich. Und weil meine Mutter empört gewesen

wäre, mich so einer Erwachsenen gegenüber ausdrücken zu hören, fügte ich schnell hinzu: »Bitte.«

Dann wandte ich mich wieder Therriault zu. Die schmerzvolle Grimasse ließ sein verwüstetes Gesicht noch verwüsteter aussehen, aber urplötzlich beschloss ich, dass mir das egal war. Er hatte genügend Leute verstümmelt, dass man damit eine ganze Krankenhausstation füllen konnte, andere Menschen hatte er umgebracht, und wenn die Notiz, die er an seine Jacke geheftet hatte, nicht gelogen war, dann wollte er nach seinem Tod noch mehr Menschen umbringen. Deshalb *hoffte* ich jetzt sogar, dass er anständig litt.

»Wo … ist … das Ding … du … Scheißkerl?«

Er presste die Hände an den Bauch, er beugte sich vor, als hätte er Krämpfe, er stöhnte. Dann gab er auf. »Im King Kullen. Dem King-Kullen-Supermarkt in Eastport.«

»Warum?«

»Kam mir passend vor, dort aufzuhören, wo ich angefangen hab«, sagte er und malte mit dem Zeigefinger einen Kreis in die Luft. »Damit der Kreis sich schließt.«

»Nein, warum haben Sie das alles getan? Warum haben Sie die ganzen Bomben gelegt?«

Er grinste, wobei sich die aufgedunsene Gesichtsseite irgendwie verzerrte. Das sehe ich immer noch vor mir, und es wird mir nie gelingen, es wegzuwischen.

»Weil«, sagte er.

»Weil was?«

»Weil ich Lust drauf hatte«, sagte er.

25

Als ich Liz alles erzählte, was Therriault gesagt hatte, war sie

begeistert und sonst nichts. Das kapierte ich, schließlich sah sie keinen Mann, der sich praktisch eine ganze Seite vom Kopf weggeblasen hatte. Sie sagte, sie müsse jetzt in den Laden gehen und ein paar Sachen besorgen.

»Willst du mich etwa mit *dem da* allein lassen?«

»Nein, geh einfach zurück. Wart am Wagen auf mich. Es dauert nur ein paar Minuten.«

Therriault saß da und betrachtete mich mit dem Auge, das mehr oder weniger normal aussah, und mit dem, das aus der Höhle quoll. Ich spürte seinen Blick. Der erinnerte mich daran, wie ich im Sommerlager einmal Läuse bekommen hatte und die Haare etwa fünfmal mit einem stinkenden Spezialshampoo waschen musste, bis alle erledigt waren.

Mit Shampoo konnte ich das Gefühl, das Therriault in mir hervorrief, nicht beseitigen; das konnte ich nur, wenn ich von ihm wegkam, weshalb ich Liz' Vorschlag folgte. Ich ging bis zum Waschsalon und beobachtete durchs Fenster die Frau, die immer noch ihre Wäsche zusammenlegte. Als sie mich bemerkte, winkte sie mir zu. Dabei fiel mir ein, wie das kleine Mädchen mit dem Loch im Hals mir zugewinkt hatte, und einen grässlichen Moment lang dachte ich, die Frau im Waschsalon wäre ebenfalls tot. Nur hätte eine Tote keine Wäsche zusammengelegt, die hätte nur rumgestanden. Oder wie Therriault rumgesessen. Deshalb winkte ich zurück. Ich mühte mir sogar ein Lächeln ab.

Dann drehte ich mich wieder zu dem Laden um. Ich redete mir ein, nachgucken zu wollen, ob Liz schon herauskam, aber das war nicht der eigentliche Grund. Ich wollte feststellen, ob Therriault weiterhin zu mir herüberschaute. Das tat er. Er hob eine Hand, drehte die Handfläche nach oben, bog drei Finger ein und richtete den Zeigefinger auf mich. Den krümmte er einmal und noch einmal. Ganz langsam. *Komm her, Junge.*

Ich ging zu ihm zurück, wobei meine Beine sich wie von selbst

bewegten. Eigentlich wollte ich nicht, aber ich kam nicht dagegen an.

»Du bist ihr schnuppe«, sagte Kenneth Therriault. »Und zwar total. Sie benutzt dich nur, Junge.«

»Mir doch scheißegal, wir retten Menschenleben.« Gerade kam niemand vorbei, aber selbst wenn, wäre ich nicht zu hören gewesen. Durch seinen Anblick war meine Stimme zu einem Flüstern herabgesunken.

»Die rettet lediglich ihren Job.«

»Das wissen Sie doch gar nicht, Sie sind bloß ein stinknormaler Irrer.« Auch das flüsterte ich nur, und außerdem war ich kurz davor, mir in die Hose zu machen.

Er erwiderte nichts darauf, sondern grinste nur. Das war seine Antwort.

Liz kam mit einer billigen Plastiktüte heraus, wie man sie damals in solchen Läden umsonst bekam. Sie beäugte erst die Bank, wo der verwüstete, für sie nicht sichtbare Mann saß, und dann mich. »Was tust du hier noch, Cha… Jamie? Ich hab dir doch gesagt, du sollst beim Wagen warten.« Und bevor ich etwas erwidern konnte, fügte sie schnell und scharf hinzu: »Hat er dir noch etwas erzählt?« Ich kam mir wie ein Verbrecher in einer Krimiserie vor, der gerade verhört wurde.

Dass es dir nur darum geht, deinen Job zu retten, hätte ich gern gesagt. *Aber das habe ich wohl vorher schon gewusst.*

»Nein«, sagte ich. »Ich will jetzt nach Hause, Liz.«

»Machen wir, machen wir. Sobald ich noch eine letzte Sache erledigt habe. Genauer gesagt zwei. Ich muss nämlich erst mal die Schweinerei beseitigen, die du in meinem Wagen angerichtet hast.« Sie legte mir den Arm um die Schulter (wie eine gute Mutter es getan hätte) und ging mit mir an dem Waschsalon vorüber. Ich hätte der Frau, die ihre Sachen zusammenfaltete, gern wieder zugewinkt, aber die drehte mir gerade den Rücken zu.

»Ich hab nämlich was vorbereitet. Eigentlich hätte ich nicht

geglaubt, dass ich die Gelegenheit dazu bekomme, aber dank dir …«

Als wir neben ihrem Wagen standen, zog sie ein Klapphandy aus der Plastiktüte. Es steckte noch in seiner Blisterverpackung. Ich lehnte mich bei dem Schuhreparaturladen hier ans Schaufenster und sah zu, wie sie an dem Gerät herumfummelte, bis es funktionierte. Inzwischen war es Viertel nach vier. Wenn meine Mutter mit Barbara etwas trinken gegangen war, konnten wir es immer noch vor ihr nach Hause schaffen … aber ob ich die Abenteuer heute Nachmittag wohl für mich behalten konnte? Keine Ahnung, das war momentan auch gar nicht so wichtig. *Wenn Liz wenigstens um die Ecke gefahren wäre,* dachte ich. Zum Ausgleich für das, was ich für sie getan hatte, hätte sie meine Kotze ja so lange aushalten können. Offenbar war sie aber zu angespannt. Außerdem war da noch die Bombe. Ich musste an all die Filme denken, in denen die Uhr beinah abgelaufen war und der Held sich fragte, ob er nun das rote oder das blaue Kabel durchtrennen solle.

Jetzt rief sie jemand an.

»Colton? Ja, ich bin's, und … Halt die Klappe, und hör einfach zu, ja? Es ist Zeit für dich, in Aktion zu treten. Du schuldest mir einen Gefallen, einen großen, und der kommt jetzt. Ich werde dir genau erklären, was du sagen sollst. Nimm es mit deinem Handy auf, dann … *Halt die Klappe, hab ich gesagt!*«

Sie hörte sich so giftig an, dass ich einen Schritt von ihr abrückte. So hatte ich sie noch nie sprechen hören, und mir wurde klar, dass ich sie zum ersten Mal in ihrem anderen Leben sah. Dem Polizeileben, wo sie es mit echten Dreckskerlen zu tun hatte.

»Nimm es auf, schreib es ab, und ruf mich dann zurück. Und zwar sofort.« Sie wartete. Ich riskierte einen kurzen Blick zu dem Supermarkt. Beide Bänke waren leer. Das hätte eine Erleichterung sein sollen, aber irgendwie fühlte ich mich nicht erleichtert.

»Bereit? Okay.« Liz schloss die Augen, wie um alles bis auf das

auszublenden, was sie sagen wollte. Sie sprach langsam und sorgfältig. »*Egal, ob Ken Therriault wirklich Thumper war oder nicht … An der Stelle werde ich dich unterbrechen und sagen, dass ich das aufnehmen will. Du wartest, bis ich sage: Los, fangen Sie noch mal an.* Hast du kapiert?« Sie lauschte, bis Colton – wer immer das war – das bestätigt hatte. »Jetzt sagst du: *Egal, ob Ken Therriault wirklich Thumper war oder nicht, er hat immer davon gesprochen, da aufzuhören, wo er angefangen hat. Ich rufe Sie an, weil wir uns 2008 unterhalten haben. Hab Ihre Visitenkarte aufbewahrt.* Hast du das?« Wieder eine Pause. Liz nickte. »Gut. Ich werde fragen, wer am Apparat ist, worauf du auflegst. Mach dich gleich ans Werk, die Zeit ist knapp. Wenn du das verbockst, mache ich dich fertig. Du weißt, dass ich das kann.«

Nach dem Auflegen schritt sie auf dem Gehsteig auf und ab. Ich warf noch einmal einen kurzen Blick zu den Bänken vor dem Supermarkt. Beide leer. Vielleicht war Therriault – beziehungsweise das, was von ihm übrig geblieben war – auf dem Weg nach Hause, um abzuchecken, was gerade am guten alten Frederick Arms lief.

Aus der Tasche von Liz' Blazer kam das Schlagzeug-Intro von »Rumour Has It«. Sie zog ihr normales Handy hervor und sagte hallo. Dann lauschte sie und sagte: »Moment, das will ich aufnehmen.« Nachdem sie die entsprechende Taste gedrückt hatte, sagte sie: »Los, fangen Sie noch mal an.«

Sobald der geplante Dialog beendet war, legte sie auf und steckte ihr Handy weg. »Nicht so überzeugend, wie ich es gerne hätte«, sagte sie. »Aber ob die das stören wird?«

»Wahrscheinlich nicht, sobald sie die Bombe gefunden haben«, sagte ich. Liz schrak leicht zusammen, und mir wurde klar, dass sie mit sich selbst gesprochen hatte. Nachdem ich das Verlangte getan hatte, war ich nur noch Ballast.

In der Plastiktüte hatte sie noch eine Rolle Küchentücher und eine Dose Lufterfrischer. Sie wischte meine Kotze auf, warf die Tücher in

den Rinnstein (was ihr eine Strafe von hundert Dollar für illegale Müllentsorgung hätte einbringen können, wie ich später herausfand) und besprühte das Wageninnere dann mit etwas, was nach Blumen roch.

»Steig ein«, befahl sie mir.

Ich hatte mich abgewandt, damit ich die Überreste meiner Mittagsravioli nicht im Blick hatte (dass *sie* das Zeug entfernt hatte, schuldete sie mir meiner Meinung nach), aber als ich mich wieder umdrehte, um einzusteigen, sah ich Kenneth Therriault am Kofferraum stehen. So nah, dass er mich mit der ausgestreckten Hand erreicht hätte, und immer noch grinsend. Vielleicht hätte ich aufgeschrien, aber als ich ihn sah, hatte ich gerade ausgeatmet, und meine Brust war offenbar nicht in der Lage, sich auszudehnen und Luft einzusaugen. Es war, als wären sämtliche Muskeln dort erlahmt.

»Wir sehen uns«, sagte Therriault. Das Grinsen wurde so breit, dass ich zwischen Zähnen und Wange eine Blutkruste sah. *»Champ.«*

26

Wir fuhren nur drei Straßen weit, bevor Liz wieder anhielt. Sie zog ihr Handy heraus (ihr normales, nicht das Billigteil), dann blickte sie zu mir herüber und sah, wie ich zitterte. In dem Moment hätte ich wohl eine Umarmung brauchen können, aber sie klopfte mir nur auf die Schulter, vermutlich als Ausdruck von Mitgefühl. »Verzögerte Reaktion, Kleiner. Kenne ich bestens. Das geht vorüber.«

Dann wählte sie eine Nummer, gab sich als Detective Dutton zu erkennen und verlangte einen gewissen Gordon Bishop. Offenbar erklärte man ihr, der sei unterwegs, jedenfalls sagte sie: »Egal, selbst wenn er auf dem Mars ist, stellen Sie mich durch. Es ist extrem wichtig.«

Während sie wartete, trommelte sie mit den Fingern der freien Hand aufs Lenkrad. Dann richtete sie sich auf. »Gordo, hier ist Dutton … Ja, ich weiß, dass ich jetzt nicht dabei bin, aber hier ist was, das musst du erfahren. Ich hab gerade einen Tipp zu Therriault erhalten, von jemand, den ich befragt hab, als ich damals dabei war … Nein, ich weiß nicht, wer es ist, aber ihr müsst euch unbedingt den King Kullen in Eastport anschauen … Wo er angefangen hat, genau. Wenn man sich's überlegt, ist das Ganze ziemlich logisch.« Sie lauschte. Dann: »Soll das ein Witz sein? Du weißt doch, wie viele Leute wir damals befragt haben, oder? Hundert? Zweihundert? Hör zu, ich spiel dir den Anruf vor. Hab ihn aufgenommen, vorausgesetzt, dass mein Handy auch funktioniert hat.«

Sie wusste natürlich, dass es funktioniert hatte, weil sie auf unserer kurzen Fahrt alles überprüft hatte.

»Gordo?«, sagte sie, nachdem sie die Aufnahme hatte laufen lassen. »Hast du … Scheiße.« Liz ließ das Handy sinken. »Er hat aufgelegt.« Sie sah mich grimmig lächelnd an. »Er hasst mich wie die Pest, aber er wird die Sache überprüfen. Sonst ist er schuld, wenn was dran ist, und das ist ihm klar.«

Detective Bishop überprüfte die Sache tatsächlich. Inzwischen hatte man nämlich genügend Zeit gehabt, sich mit der Vergangenheit von Therriault zu beschäftigen, und dabei etwas entdeckt, was im Lichte des von Liz übermittelten »anonymen Tipps« auffällig war. Lange vor seiner Arbeit in Kanada und seinem Altersjob als Hilfspfleger im City of Angels war Therriault in Westport aufgewachsen, einem Nachbarort (aha!) von Eastport. Im letzten Highschooljahr hatte er im King Kullen an der Kasse die Sachen eingepackt und die Regale aufgefüllt. Dabei war er beim Ladendiebstahl erwischt worden. Beim ersten Mal war er verwarnt worden, beim zweiten rausgeschmissen. Sein Hang zum Klauen war jedoch offenbar unstillbar, nur dass er sich später im Leben auf Dynamit und Sprengkapseln verlegte. Ein anständiger Vorrat von

beidem wurde später in Queens in einem Schließfach entdeckt. Alles ziemlich alt, alles aus Kanada. Damals wurde man an der Grenze wohl wesentlich weniger gründlich durchsucht als heute.

»Können wir jetzt endlich zu mir nach Hause fahren?«, fragte ich Liz. »Bitte.«

»Ja. Wirst du deiner Mutter erzählen, was passiert ist?«

»Weiß ich nicht.«

Sie lächelte. »Das war eine rhetorische Frage. Natürlich wirst du das tun. Ist schon okay, das macht mir überhaupt nichts aus. Und weißt du auch, warum?«

»Weil es sowieso niemand glauben würde.«

Sie tätschelte mir die Hand. »Genau, Champ. Volltreffer.«

27

Nachdem Liz mich an der Ecke abgesetzt hatte, raste sie davon. Ich trabte zu unserem Haus. Meine Mutter war doch nicht mit Barbara etwas trinken gegangen. Barbara war erkältet und hatte gleich nach der Arbeit heimfahren wollen. Mama stand mit dem Telefon in der Hand auf der Treppe zur Haustür.

Als sie mich kommen sah, sprang sie die Stufen herab, nahm mich in die Arme und drückte mich so fest an sich, dass mir der Atem stockte. »Verdammt, wo warst du, James?« So nannte sie mich nur, wenn sie stinksauer war, wie jeder leicht erraten wird. »Wie kannst du nur so rücksichtslos sein? Ich hab *überall* herumtelefoniert, hab schon gedacht, du wärst gekidnappt worden, ich hab mir sogar überlegt, ob ich …«

Anstatt mich weiter an sich zu drücken, hielt sie mich auf Armeslänge von sich weg. Ich sah, dass sie geweint hatte und gerade wieder damit anfing, weshalb ich mich miserabel fühlte, obwohl das Ganze eindeutig nicht meine Schuld gewesen war. Ich

glaube, nur die eigene Mutter kann einen dazu bringen, sich derart beschissen zu fühlen.

»War es Liz?« Und ohne eine Antwort abzuwarten: »Sie war es.« Dann, mit leiser, aber tödlicher Stimme: »Dieses hundsgemeine *Biest*.«

»Ich musste mit ihr mitfahren, Mama«, sagte ich. »Das musste ich wirklich.«

Dann brach auch ich in Tränen aus.

28

Wir gingen nach oben. Mama brühte Kaffee auf und goss auch mir eine Tasse ein. Meine erste überhaupt, und seither bin ich ganz vernarrt in das Zeug. Ich erzählte ihr beinah alles. Wie Liz vor der Schule auf mich gewartet hatte. Dass sie mir gesagt hatte, dass Menschenleben davon abhingen, Thumpers letzte Bombe zu finden. Wie wir zum Krankenhaus gefahren waren und zu dem Haus, wo Therriault gewohnt hatte. Ich erzählte ihr sogar, wie furchtbar er mit seinem halb aufgeblähten Kopf ausgesehen hatte. Aber etwas erzählte ich ihr nicht: Wie ich mich umgedreht und Therriault hinter dem Wagen hatte stehen sehen, nah genug, mich am Arm zu packen … falls Tote überhaupt jemand packen *konnten,* was ich aber auf keinen Fall herausfinden wollte. Ich erzählte ihr auch nicht, was er da gesagt hatte, aber als ich in jener Nacht schließlich im Bett lag, dröhnte mir das alles im Kopf wie eine gesprungene Glocke: »Wir sehen uns … *Champ*.«

Mama sagte ständig *okay* und *das verstehe ich,* sah dabei jedoch immer bekümmerter drein. Trotzdem wollte sie genau wie ich erfahren, was auf Long Island vor sich ging. Sie schaltete den Fernseher ein, und wir setzten uns gemeinsam aufs Sofa. Lewis Dodley von NY1 hatte sich auf einer Straße postiert, die von der

Polizei mit Barrieren abgeriegelt worden war. »Offenbar nimmt man diesen Tipp ausgesprochen ernst«, sagte er. »Laut einer Kontaktperson bei der Polizei von Suffolk County, die ungenannt bleiben will …«

Ich erinnerte mich an den Hubschrauber, der über dem Frederick Arms geschwebt hatte, und dachte, der müsste genügend Zeit gehabt haben, nach Long Island rauszufliegen, weshalb ich mir die Fernbedienung vom Schoß meiner Mutter schnappte und auf Channel 4 umschaltete. Tatsächlich zeigte man dort den Supermarkt aus der Vogelperspektive. Auf dem Parkplatz standen reihenweise Polizeifahrzeuge. Direkt am Haupteingang hatte sich ein großer Transporter postiert, der dem Bombenentschärfungskommando gehören musste. Ich sah, wie zwei behelmte Cops hineingingen; jeder hatte einen angeschirrten Hund dabei. Der Hubschrauber flog zu hoch, als dass man erkennen konnte, ob die beiden Cops nicht nur Helme, sondern auch Panzerwesten und Splitterschutzjacken trugen, aber das taten sie bestimmt. Die Hunde allerdings nicht. Wenn Thumpers Bombe losging, während das Kommando drin war, würde es die Hunde in Fetzen reißen.

Der im Hubschrauber sitzende Reporter sagte: »Wir haben erfahren, dass alle Kunden und Angestellten evakuiert wurden und in Sicherheit sind. Es ist zwar möglich, dass es sich um einen weiteren falschen Alarm handelt, so etwas hat es oft gegeben während Thumpers Schreckensherrschaft« – ja, das hat er wirklich so gesagt –, »aber es ist immer am klügsten, solche Dinge ernst zu nehmen. Momentan wissen wir nur, dass Thumper hier seine erste Bombe gelegt hat und dass bisher keine gefunden wurde. Erst mal zurück ins Studio.«

Auf der Wand hinter den Nachrichtenmoderatoren sah man ein Foto von Therriault, wohl von seinem Ausweis im City of Angels, jedenfalls wirkte er darauf ziemlich alt. Wie ein Filmstar sah er nicht gerade aus, aber doch wesentlich besser als auf der Bank vor dem

Supermarkt. Eventuell hätte man den fingierten Tipp von Liz nicht besonders ernst genommen, hätte sich nicht einer ihrer älteren Kollegen an einen Fall aus der Zeit seiner Kindheit erinnert, an George Metesky, von der Presse als »Mad Bomber« bezeichnet. Im Lauf seiner eigenen Schreckensherrschaft, die von 1940 bis 1956 andauerte, hatte Metesky dreiunddreißig Rohrbomben gelegt, und der Ursprung war ein ähnlicher Groll gewesen, in seinem Fall gegen den Energieversorger Consolidated Edison gerichtet.

Offenbar hatte ein fixes Redaktionsmitglied dieselben Schlüsse gezogen, jedenfalls tauchte hinter den Moderatoren als Nächstes das Gesicht von Metesky auf. Meine Mutter kümmerte sich jedoch nicht um den alten Kerl … der, wie ich dachte, eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Therriault in seiner Pflegerkluft aufwies. Sie hatte nach ihrem Handy gegriffen und ging vor sich hin murmelnd ins Schlafzimmer, wo ihr Adressbuch lag. Die Nummer von Liz hatte sie nach dem Streit über das *belastende Material* von ihrem Handy gelöscht.

Im Fernsehen kam ein Werbespot für irgendwelche Pillen, weshalb ich mich zur Schlafzimmertür schlich, um zu lauschen. Wenn ich gezögert hätte, hätte ich nicht das Mindeste mitbekommen. Der Anruf dauerte nicht lange. »Liz, ich bin’s. Tia. Hör zu und sag nichts. Aus Gründen, die dir klar sein dürften, werde ich die ganze Sache für mich behalten. Aber falls du meinen Sohn je wieder belästigen solltest, ja wenn er dich auch nur zu Gesicht bekommt, liefere ich dich ans Messer. Du weißt, dass ich das kann. Dazu braucht es nur einen einzigen Anruf. *Lass Jamie bloß in Frieden!*«

Ich huschte zum Sofa zurück und tat so, als wäre ich vom nächsten Werbespot ganz fasziniert. Was sich als so nutzloses Unterfangen erwies wie der Versuch, einen Wackelpudding an die Wand zu nageln.

»Hast du mitgehört?«

Ihr Blick brannte sich in mich hinein und befahl mir, nicht zu lügen.

Ich nickte.

»Gut. Falls du sie noch mal siehst, rennst du schleunigst davon. Nach Hause. Und erzählst es mir. Hast du verstanden?«

Wieder nickte ich.

»Genau, genau, genau. Ich bestelle jetzt was zu essen. Willst du Pizza oder was vom Chinesen?«

29

Gegen acht Uhr an jenem Mittwochabend spürten die Cops Thumpers letzte Bombe auf und entschärften sie. Ich sah mir mit Mama gerade *Person of Interest* an, als das Programm durch den Sonderbericht unterbrochen wurde. Die Spürhunde waren mehrfach in dem Geschäft herumgeführt worden, ohne etwas zu entdecken, und ihre Führer vom Bombenentschärfungskommando wollten sie schon wieder rausbringen, als einer in der Haushaltswarenabteilung anschlug. Dort waren die Hunde schon mehrere Male gewesen, und auf den Regalen war kein Platz zum Verstecken einer Bombe, aber einer der Cops blickte zufällig nach oben und bemerkte, dass ein Deckenpaneel minimal verschoben war. Die Bombe befand sich dort zwischen der abgehängten Decke und dem Dach. Sie war mit einem orangefarbenen elastischen Seil, wie man es beim Bungeespringen verwendete, an einem der Dachträger befestigt.

Diesmal war Therriault wirklich in die Vollen gegangen – sechzehn Stangen Dynamit und ein Dutzend Sprengkapseln. Mit Weckern arbeitete er schon lange nicht mehr; genau wie in den Filmen, an die ich gedacht hatte, war die Bombe mit einem digitalen Timer verbunden (einer der Cops machte nach der Entschärfung ein Foto, das am nächsten Tag in der *New York Times* abgedruckt wurde). Losgehen sollte das Ding am Freitag um siebzehn Uhr, wenn im Laden am meisten Betrieb war. Auf NY1 (wir waren zu Mamas

Lieblingssender zurückgekehrt) sagte jemand von der Bombenentschärfung, dadurch wäre das ganze Dach eingestürzt. Als man ihn fragte, wie viele Menschen bei einer solchen Explosion ums Leben gekommen wären, schüttelte er nur den Kopf.

Als wir am Donnerstag beim Abendessen saßen, sagte meine Mutter: »Du hast etwas Gutes getan, Jamie. Etwas *richtig* Gutes. Liz ebenfalls, egal, was für Gründe sie hatte. Dabei fällt mir etwas ein, was Marty einmal gesagt hat.« Sie meinte Mr. Burkett, eigentlich Professor Burkett, immer noch emeritiert und immer noch am Leben.

»Was denn?«

»*Manchmal bedient sich Gott eines schadhaften Werkzeugs.* Der Spruch stammt von einem der alten englischen Schriftsteller, über die Marty früher gelehrt hat.«

»Er fragt mich immer, was ich in der Schule lerne«, sagte ich. »Und dann schüttelt er immer den Kopf, als würde er denken, dass ich eine schlechte Bildung kriege.«

Mama lachte. »Er ist jemand, der geradezu *vollgestopft* mit Bildung ist, trotzdem aber noch total wach und konzentriert. Erinnerst du dich an unser Weihnachtsessen bei ihm?«

»Klar, Puten-Sandwiches mit Cranberrysoße, total lecker! Und dann heiße Schokolade!«

»Ja, das war ein schöner Abend. Wird traurig sein, wenn Marty nicht mehr bei uns ist. Iss auf, zum Nachtisch gibt es Apple Crisp. Hat Barbara gemacht. Und … Jamie?«

Ich sah sie an.

»Wie wär’s, wenn wir nicht mehr über die ganze Sache reden? Sie irgendwie … hinter uns lassen?«

Ich hatte den Eindruck, dass sie nicht nur Liz und Therriault meinte, sondern auch dass ich Tote sehen konnte. Unsere Computerlehrerin hätte das wohl als *globale Anfrage* bezeichnet, aber mir war das nur recht. Sogar mehr als recht.

»Klar«, sagte ich.

Als wir damals in unserer hell erleuchteten Küchennische saßen und Pizza futterten, glaubte ich wirklich, wir könnten das Ganze hinter uns lassen. Da irrte ich mich allerdings. Zwar bekam ich Liz Dutton in den folgenden zwei Jahren nicht zu Gesicht, aber Ken Therriault sah ich schon am selben Abend wieder.

Wie anfangs erwähnt, haben wir es hier mit einer Horrorstory zu tun.

30

Ich war schon fast eingeschlafen, als draußen lautstark zwei Katzen maunzten und ich schlagartig wieder hellwach war. Wir wohnten im vierten Stock, weshalb ich das Maunzen – und das darauf folgende Klappern einer Mülltonne – eventuell nicht gehört hätte, hätte mein Fenster nicht einen Spalt offen gestanden, um frische Luft hereinzulassen. Ich stand auf, um es zu schließen, und erstarrte mit den Händen am Rahmen. Auf der anderen Straßenseite stand Therriault im Kegel einer Straßenlampe, und ich wusste sofort, dass die Katzen sich nicht etwa gestritten hatten. Sie hatten gemaunzt, weil sie sich fürchteten. Genau wie das Baby in der Trage hatten sie ihn gesehen, und er hatte ihnen absichtlich Angst gemacht. Er hatte gewusst, dass ich dann ans Fenster treten würde, so wie er gewusst hatte, dass Liz mich Champ nannte.

Auf seinem halb zerstörten Gesicht lag ein Grinsen.

Er winkte.

Ich schloss das Fenster und überlegte, ob ich mich ins Zimmer meiner Mutter verziehen sollte, um zu ihr ins Bett zu kriechen, aber dafür war ich eigentlich zu groß, und außerdem würde sie mir Fragen stellen. Daher zog ich stattdessen die Jalousie herunter. Dann legte ich mich wieder ins Bett, lag da und blickte in die Dunkelheit hinauf. So etwas war mir noch nie passiert. Noch nie war

mir ein Toter wie ein streunender Köter nach Hause gefolgt.

Alles nicht so schlimm, dachte ich. *In drei, vier Tagen ist er wie alle anderen fort. Höchstens in einer Woche. Außerdem ist es ja nicht so, dass er mir schaden könnte.*

Aber konnte ich mir da wirklich so sicher sein? Während ich im Dunkeln dalag, wurde mir klar, dass ich das nicht konnte. Tote zu *sehen* bedeutete noch lange nicht, Tote zu *kennen*.

Schließlich ging ich zum Fenster zurück und spähte an der Jalousie vorbei, überzeugt davon, dass er noch da war. Vielleicht würde er mir sogar wieder winken. Mit einem Finger auf mich zeigen … und den dann krümmen. *Komm her. Komm her zu mir, Champ.*

Unter der Straßenlampe stand niemand. Er war verschwunden. Ich ging wieder ins Bett, aber es dauerte lange, bis ich endlich einschlief.

31

Am folgenden Freitag sah ich ihn wieder, diesmal vor der Schule. Dort warteten ziemlich viele Eltern auf ihre Kinder – wie immer freitags, wahrscheinlich weil sie am Wochenende irgendwohin fuhren –, und die sahen Therriault zwar nicht, aber offenbar spürten sie ihn. Jedenfalls hielten sie deutlich Abstand zu der Stelle, wo er stand. Niemand hatte einen Kinderwagen mit Baby dabei, sonst hätte das Baby bestimmt auf die leere Stelle am Gehsteig gestarrt und sich die Lunge aus dem Hals geplärrt.

Ich ging wieder hinein und betrachtete die Plakate vor dem Sekretariat, während ich überlegte, was ich tun sollte. Wahrscheinlich würde ich mit ihm reden müssen, um herauszufinden, was er wollte, weshalb ich beschloss, das sofort zu tun, solange noch andere Leute in der Nähe waren. Ich glaubte zwar nicht, dass er mir schaden konnte, aber sicher war ich mir da

bekanntlich nicht.

Zuerst ging ich allerdings aufs Jungsklo, weil ich urplötzlich dringend musste. Als ich am Pinkelbecken stand, konnte ich allerdings keinen einzigen Tropfen herauspressen. Deshalb verließ ich das Schulgebäude, wobei ich meinen Rucksack am Riemen hielt, anstatt ihn zu schultern. Ich war zwar noch nie von einem Toten berührt worden, nicht ein einziges Mal, und wusste auch nicht, ob sie dazu überhaupt in der Lage waren, aber falls Therriault mich anzufassen versuchen sollte – oder zu packen –, hatte ich vor, ihm einen Sack voll Bücher überzuziehen.

Nur dass er verschwunden war.

Eine Woche verging und noch eine. Ich regte mich ab, weil ich dachte, dass er sein Verfallsdatum überschritten hatte.

Ich war im Juniorenschwimmteam vom YMCA, und an einem Samstag Ende Mai hatten wir unser letztes Training vor einem Wettkampf in Brooklyn, der am folgenden Wochenende stattfinden sollte. Meine Mutter gab mir zehn Dollar, damit ich mir danach etwas zu essen kaufen konnte, und schärfte mir ein – wie sie das immer tat –, dass ich darauf achten solle, meinen Spind zu verriegeln, damit niemand das Geld oder meine Armbanduhr klauen könne (wobei mir nicht klar war, wieso irgendjemand eine lausige Timex hätte klauen wollen). Ich fragte sie, ob sie zum Wettkampf kommen werde. Daraufhin blickte sie von dem Manuskript hoch, das sie gerade las, und sagte: »Zum vierten Mal, Jamie, *ja*. Ich komme zum Wettkampf. Der steht in meinem Kalender.«

Es war erst das zweite Mal, dass ich gefragt hatte (vielleicht auch das dritte), aber anstatt ihr das vorzuhalten, gab ich ihr nur einen Kuss auf die Wange und ging dann durch den Flur zum Aufzug. Als die Tür aufging, stand Therriault darin. Er grinste sein Grinsen und starrte mich mit seinem guten und seinem hervorquellenden Auge an.

»Deine Mutter hat Krebs, Champ. Von den Zigaretten. In sechs

Monaten ist sie tot.«

Ich stand wie erstarrt mit offenem Mund da.

Die Aufzugtür ging zu. Ich gab ein Geräusch von mir – ein Quieken oder ein Ächzen, ich weiß nicht mehr genau – und lehnte mich mit dem Rücken an die Wand, um nicht umzukippen.

Die Toten müssen *mir die Wahrheit sagen,* dachte ich.

Dann jedoch wurde mein Kopf etwas klarer, und mir kam ein besserer Gedanke. An dem hielt ich mich fest wie ein Ertrinkender, der sich an ein schwimmendes Holzstück klammerte. *Vielleicht müssen sie ja nur dann die Wahrheit sagen, wenn man ihnen Fragen stellt. Sonst können sie einem vielleicht so viel Scheißdreck erzählen, wie sie wollen.*

Nach der Begegnung wollte ich eigentlich nicht mehr zum Schwimmtraining gehen, aber dann hätte der Trainer womöglich bei meiner Mutter angerufen und gefragt, wo ich stecke. Und dann würde *die* wissen wollen, wo ich gewesen war, und was sollte ich ihr dann erzählen? Ich hätte Angst gehabt, dass Thumper an der Straßenecke auf mich lauert? Oder im Vorraum vom YMCA? Oder (irgendwie war die Vorstellung am grässlichsten) im Duschraum, unsichtbar für die anderen nackten Jungen, die sich dort das Chlor von der Haut spülten?

Sollte ich ihr etwa erzählen, dass sie *Krebs* hatte, verdammt noch mal?

Daher ging ich doch ins Training, und wie man sich gut vorstellen kann, schwamm ich an dem Tag beschissen. Als der Trainer sagte, ich solle mich endlich zusammenreißen, musste ich mir in die Achselhöhle kneifen, um nicht in Tränen auszubrechen. Ich musste brutal fest kneifen.

Als ich wieder nach Hause kam, war Mama noch tief in ihr Manuskript versunken. Seit Liz weg war, hatte ich sie nicht mehr rauchen sehen, aber ich wusste, dass sie manchmal etwas trank, wenn ich nicht dabei war – mit ihren Autoren und verschiedenen

Verlagsleuten –, daher schnupperte ich an ihr, als ich ihr einen Kuss gab, roch jedoch nichts außer ein wenig Parfüm. Vielleicht auch Gesichtscreme, da es Samstag war. Irgendwas Weibliches jedenfalls.

»Hast du dir etwa eine Erkältung geholt, Jamie? Du hast dich nach dem Schwimmen doch gut abgetrocknet, oder?«

»Klar. Mama, rauchen tust du nicht mehr, oder?«

»Ach, *das* ist es.« Sie legte das Manuskript beiseite und dehnte die Arme. »Nein, seit Liz weg ist, habe ich keine einzige Zigarette mehr geraucht.«

Seit du sie rausgeschmissen hast, dachte ich.

»Warst du in letzter Zeit mal beim Arzt? Um dich durchchecken zu lassen?«

Sie sah mich skeptisch an. »Worum geht es hier eigentlich? Warum runzelst du die Stirn?«

»Na ja«, sagte ich. »Außer dir hab ich keine Angehörigen. Wenn dir was passieren würde, könnte ich wohl kaum zu Onkel Harry ziehen, oder?«

Daraufhin zog sie eine komische Grimasse, lachte und umarmte mich. »Mir geht es prima, Kleiner. Ist sogar so, dass ich vor zwei Monaten bei der jährlichen Vorsorge war. Hab alle Tests mit Bravour bestanden.«

Sie sah wirklich gesund aus. Wie das blühende Leben, sagte man bekanntlich. Soweit ich sehen konnte, hatte sie nicht weiter abgenommen, und sie hustete sich nicht die Seele aus dem Leib. Wobei Krebs sich nicht unbedingt in der Kehle oder in der Lunge ausbreiten musste, das wusste ich.

»Hm … das ist gut. Da bin ich froh.«

»Ich ebenfalls. Und jetzt mach deiner Mama eine Tasse Kaffee und lass mich das Manuskript da fertiglesen.«

»Ist es gut?«

»Das ist es tatsächlich.«

»Besser als die Roanoke-Bücher von Mr. Thomas?«
»Viel besser, aber leider nicht so kommerziell.«
»Krieg ich auch eine Tasse Kaffee?«
Sie seufzte. »Eine halbe. Und jetzt lass mich lesen.«

32

Als ich bei meinem letzten Mathe-Test in jenem Jahr aus dem Fenster blickte, sah ich Kenneth Therriault auf dem Basketballplatz stehen. Wie üblich grinste und winkte er. Ich betrachtete meine Aufgaben, dann hob ich den Kopf wieder. Therriault war immer noch da, jetzt sogar näher. Er drehte den Kopf, damit ich den rotschwarzen Krater samt den ringsum herausragenden Knochenzacken gut im Blick hatte. Wieder starrte ich auf meine Aufgaben, und als ich zum dritten Mal aufblickte, war er verschwunden. Aber er würde wiederkehren, das wusste ich. Er war nicht wie die anderen, ganz und gar nicht.

Als Mr. Laghari uns anwies, unseren Test abzugeben, hatte ich die letzten fünf Aufgaben noch nicht gelöst. Ich bekam eine miserable Note, und oben auf dem Blatt stand: *Das ist enttäuschend, Jamie. Du musst mehr zustande bringen. Was sage ich in jeder Stunde mindestens einmal?* Er sagte, wenn man in Mathe zurückfalle, könne man das nie mehr aufholen.

In der Hinsicht war Mathe nicht ganz so besonders, wie Mr. Laghari das offenbar annahm. Dasselbe traf auf die meisten Fächer zu. Wie um diese Tatsache zu unterstreichen, verbockte ich am selben Tag auch noch einen Test in Geschichte. Nicht weil Therriault an der Tafel gestanden hätte oder so, sondern weil ich mir ständig vorstellte, dass er an der Tafel stehen *könnte*.

Ich hatte den Eindruck, er *wollte,* dass ich im Unterricht schlecht abschnitt. Darüber könnte man lachen, aber ein alter Spruch lautet:

Du leidest nicht unter Verfolgungswahn, wenn wirklich jemand hinter dir her ist. Ein paar miese Tests würden nicht verhindern, dass ich versetzt wurde, nicht so spät im Schuljahr, und dann kamen die Sommerferien, aber was war, wenn er im nächsten Jahr weiterhin herumlungerte?

Und was, wenn er an Kraft gewann? Das wollte ich zwar nicht annehmen, aber schon die Tatsache, dass er noch da war, wies darauf hin, dass das eventuell stimmte. Wahrscheinlich sogar.

Mit jemand darüber zu sprechen würde möglicherweise helfen, und da war meine Mutter die logische Wahl, weil sie mir glauben würde, aber ich wollte ihr keine Angst machen. Sie hatte schon genügend Angst gehabt, als sie dachte, die Agentur würde pleitegehen, und dann könnte sie nicht mehr für mich und für ihren Bruder sorgen. Weil ich ihr aus der Klemme herausgeholfen hatte, würde sie sich vielleicht die Schuld an der Situation geben, in der ich mich jetzt befand. Mir kam das zwar nicht logisch vor, aber ihr womöglich schon. Außerdem wollte sie die Sache mit mir und den Toten ja hinter sich lassen. Vor allem aber: Was konnte sie schon groß tun, wenn ich es ihr erzählte? Liz vorwerfen, dass sie mich in Kontakt mit Therriault gebracht hatte, aber das war auch schon alles.

Ich überlegte kurz, ob ich mit Ms. Peterson, unserer Vertrauenslehrerin, reden sollte, aber die würde nur annehmen, dass ich Halluzinationen oder gar einen Nervenzusammenbruch hatte. Und dann würde sie mit meiner Mutter sprechen. Ich überlegte sogar, mich an Liz zu wenden, aber was konnte die tun? Ihre Pistole ziehen und ihn erschießen? Nicht sehr vielversprechend, da er bereits tot war. Außerdem war ich fertig mit Liz, jedenfalls dachte ich das damals. Also war ich auf mich allein gestellt, und das war eine einsame, beängstigende Lage.

Meine Mutter kam zu dem Schwimmwettkampf, bei dem ich in jedem einzelnen Rennen beschissen schwamm. Auf der Heimfahrt drückte sie mich und sagte, wir hätten alle mal einen schlechten Tag,

und beim nächsten Mal würde ich besser abschneiden. Da wäre ich beinah mit allem herausgeplatzt, samt meiner Befürchtung – die mir inzwischen ziemlich berechtigt vorkam –, dass Kenneth Therriault mir mein Leben ruinieren wollte, weil ich ihm seinen letzten und größten Bombenanschlag vermasselt hatte. Hätten wir nicht in einem Taxi gesessen, hätte ich das vielleicht sogar wirklich getan. So jedoch legte ich nur den Kopf auf Mamas Schulter wie damals, als ich noch klein war und dachte, mein Hand-Truthahn sei das größte Kunstwerk seit der Mona Lisa. Mal ehrlich, das Schlimmste am Erwachsenwerden ist, dass es einen derart zum Schweigen bringt.

33

Als ich am letzten Schultag aus unserer Wohnung kam, stand Therriault wieder im Aufzug. Grinsend und winkend. Wahrscheinlich hatte er erwartet, dass ich wie beim ersten Mal zurückschrecken würde, doch den Gefallen tat ich ihm nicht. Ich hatte Angst, ganz klar, aber nicht so viel wie zuvor, weil ich mich allmählich an ihn gewöhnte, so wie man sich an eine kleine Wucherung oder ein Muttermal im Gesicht gewöhnte, obwohl so etwas hässlich war. Diesmal war ich eher wütend als verängstigt, weil das Arschloch mich einfach nicht in Frieden ließ.

Anstatt zurückzuzucken, machte ich daher einen schnellen Schritt vorwärts und streckte den Arm aus, um zu verhindern, dass die Aufzugtür zuging. Ich wollte zwar nicht zu ihm da rein – um keinen Preis! –, aber ich würde die Tür erst zugehen lassen, wenn ich ein paar Antworten bekommen hatte.

»Hat meine Mutter wirklich Krebs?«

Wieder verzerrte er das Gesicht, als würde ich ihm wehtun, und wieder hoffte ich, dass das wirklich der Fall war.

»Hat meine Mutter Krebs?«

»Das weiß ich nicht.« Die Art und Weise, wie er mich anstarrte … Nun, jeder kennt doch den alten Spruch: Wenn Blicke töten könnten.

»Wieso haben Sie das dann gesagt?«

Er war jetzt an die hintere Kabinenwand zurückgewichen und presste sich die Hände an die Brust, als würde ich eher ihm Angst machen. Dann drehte er den Kopf, um mir die riesige Austrittswunde zu zeigen, aber wenn er dachte, ich würde daraufhin den Arm aus der Tür nehmen und einen Schritt zurücktreten, irrte er sich. So scheußlich der Anblick auch war, ich hatte mich wie gesagt daran gewöhnt.

»Wieso haben Sie es gesagt?«

»Weil ich dich hasse«, sagte Therriault und bleckte die Zähne.

»Warum sind Sie überhaupt noch hier? Wie kann das sein?«

»Das weiß ich nicht.«

»Weg mit Ihnen!«

Er sagte nichts.

»Weg mit Ihnen!«

»Ich gehe nicht weg. Ich werde nie weggehen.«

Das jagte mir einen derartigen Schrecken ein, dass mein gehobener Arm herabfiel, als wäre er plötzlich schwerer geworden.

»Wir sehen uns, *Champ*.«

Die Aufzugtür ging zu, aber die Kabine setzte sich nicht in Bewegung, weil es niemand darin gab, der eine von den Tasten hätte drücken können. Als ich die neben mir drückte, ging die Tür wieder auf, und ich sah nur noch eine leere Kabine vor mir. Ich nahm trotzdem die Treppe.

Ich werde mich an ihn gewöhnen, dachte ich. *An das Loch in seinem Kopf habe ich mich schon gewöhnt, und an ihn werde ich mich auch ganz gewöhnen. Schaden kann er mir ja nicht.*

Aber in mancher Hinsicht hatte er mir schon geschadet: Die miese Note in meinem Mathe-Test und mein beschissenes Abschneiden

beim Schwimmen waren nur zwei Beispiele. Außerdem schlief ich schlecht (Mama hatte bereits einen Kommentar zu den Ringen unter meinen Augen abgegeben), und selbst bei kleinen Geräuschen schrak ich zusammen. Da reichte es schon aus, wenn in der Schulbibliothek jemand ein Buch fallen ließ. Ich erwartete ständig, ihn – meinen persönlichen Butzemann – vor mir zu sehen, wenn ich meinen Schrank öffnete, um ein T-Shirt herauszunehmen. Oder unter meinem Bett … Was war, wenn er mich am Handgelenk oder an einem herabbaumelnden Fuß packte, während ich schlief? Ich glaubte zwar nicht, dass er dazu in der Lage wäre, aber sicher war ich mir da nicht, vor allem wenn er immer mehr an Kraft gewann.

Und wenn ich aufwachte und er neben mir im Bett lag? Vielleicht sogar nach meinen Eiern grapschte?

Das war eine Vorstellung, die sich, sobald sie einmal aufgetaucht war, nicht mehr verdrängen ließ.

Und ein anderer, noch schlimmerer Gedanke: Was, wenn er mich immer noch heimsuchte – das war es nämlich, was er da tat, eindeutig –, wenn ich zwanzig war? Oder vierzig? Was, wenn er noch da war, wenn ich mit neunundachtzig starb und er darauf wartete, mich im Jenseits zu begrüßen und mich selbst dann noch heimzusuchen, wenn ich tot war?

Wenn einem eine gute Tat so etwas einträgt, dachte ich eines Nachts, als ich aus dem Fenster blickte und Thumper auf der anderen Straßenseite unter seiner Lampe stehen sah, *dann will ich nie mehr eine tun.*

34

Ende Juni machten Mama und ich unseren monatlichen Besuch bei Onkel Harry. Der redete nicht mehr viel und ging kaum noch in den Aufenthaltsraum. Obwohl noch keine fünfzig, war sein Haar

schlohweiß geworden.

»Jamie hat dir Rugelach von Zabar's mitgebracht, Harry«, sagte Mama. »Möchtest du was davon?«

In der Tür stehend (ich wollte das Zimmer wirklich nicht richtig betreten), hielt ich die Tüte in die Höhe und lächelte. Dabei kam ich mir ein bisschen wie eine der Präsentierdamen in *Der Preis ist heiß* vor.

Onkel Harry sagte *jick*.

»Heißt das ja?«, fragte Mama.

Onkel Harry sagte *ng* und wedelte mit beiden Händen. Man musste nicht Gedanken lesen können, um zu wissen, was das hieß: *Kein verdammtes Gebäck!*

»Willst du dann vielleicht ein bisschen rausgehen? Heute ist es wunderschön draußen.«

Ich war mir nicht sicher, ob Onkel Harry überhaupt noch wusste, was *draußen* bedeutete.

»Komm, ich helfe dir hoch«, sagte Mama und nahm ihn beim Arm.

»Nein!«, sagte Onkel Harry, Nicht *ng,* nicht *jick,* nicht *uh,* sondern nein. Glasklar. Die Augen hatte er aufgerissen, und sie tränten. Dann, wiederum glasklar: »Wer ist das?«

»Das ist Jamie. Du kennst Jamie doch, Harry.«

Nur dass er mich nicht kannte, nicht mehr, und er hatte den Blick auch nicht auf mich gerichtet. Er blickte über meine Schulter. Ich musste mich nicht umdrehen, um zu erfahren, wen ich da sehen würde, aber ich tat es dennoch.

»Das, was er hat, ist erblich«, sagte Therriault. »Und zwar in der männlichen Linie. Also wirst du wie er werden, Champ. Ehe du dich's versiehst, wird es dir wie ihm gehen.«

»Jamie?«, sagte Mama. »Geht's dir nicht gut?«

»Doch, doch«, sagte ich, während ich Therriault betrachtete. »Es geht mir super.«

Das war natürlich nicht der Fall, und Therriaults Grinsen drückte

aus, dass er das ebenfalls wusste.

»Fort mit euch!«, sagte Onkel Harry. »Fort mit euch, fort, fort mit euch!«

Daher gingen wir fort.

Alle drei.

35

Ich hatte mich gerade praktisch entschieden, meiner Mutter alles zu erzählen – ich musste es einfach rauslassen, selbst wenn es sie erschreckte und unglücklich machte –, als die Hand des Schicksals eingriff, wie man so schön sagt. Das war im Juli 2013, ungefähr drei Wochen nach unserem Besuch bei Onkel Harry.

Früh am Morgen, als meine Mutter sich bereit machte, ins Büro zu fahren, erhielt sie einen Anruf. Ich saß am Küchentisch und futterte mit lediglich einem offenen Auge Cheerios, da kam sie aus ihrem Zimmer, damit beschäftigt, den Reißverschluss ihres Rocks zu schließen. »Marty Burkett hatte heute Nacht einen kleinen Unfall«, sagte sie. »Ist über irgendwas gestolpert – auf dem Weg zur Toilette, nehme ich an – und hat sich die Hüfte verrenkt. Er behauptet, dass es ihm gut geht, was stimmen könnte, aber vielleicht spielt er auch nur den Macho.«

»Kann gut sein«, sagte ich, in erster Linie, weil es immer sicherer war, meiner Mutter zuzustimmen, wenn sie durch die Gegend hetzte und drei Sachen auf einmal zu machen versuchte. Insgeheim dachte ich, dass Mr. Burkett ein bisschen zu alt war, den Macho zu spielen, wenngleich es lustig war, ihn sich als Star in einem Film mit dem Titel *Terminator – Die Jahre als Rentner* vorzustellen. Da würde er mit seinem Gehstock drohen, während er seinen Spruch verkündete: »Ich komme wieder.« Ich hob die Schüssel zum Mund und setzte an, die Milch zu schlürfen.

»Jamie, wie oft soll ich noch sagen, dass du das bleiben lassen sollst?«

Ich konnte mich nicht erinnern, dass sie mir das überhaupt schon mal gesagt hatte. Diverse mütterliche Anordnungen, vor allem solche zu Tischmanieren, gingen gern an mir vorbei. »Wie soll ich

denn sonst alles erwischen?«

Sie seufzte. »Schon gut. Ich hab zum Abendessen einen Auflauf gemacht, aber wir können uns auch Hamburger besorgen. Falls du dich in der Lage siehst, so lange nicht in die Glotze zu schauen und auf dem Handy zu spielen, dass du Marty den Auflauf bringen kannst. Ich schaffe das nämlich nicht, zu viel zu tun. Was meinst du, wärst du wohl dazu bereit? Dann könntest du mich nämlich auch anrufen und sagen, wie es ihm geht.«

Zuerst reagierte ich nicht. Ich kam mir vor, als hätte ich einen Hammer auf den Dez bekommen. Manche Eingebungen hatten eine solche Wirkung. Außerdem fühlte ich mich wie ein Volltrottel. Wieso nur war mir Mr. Burkett nicht schon längst eingefallen?

»Jamie? Erde an Jamie?«

»Klar«, sagte ich. »Mache ich gern.«

»Echt?«

»Echt.«

»Bist du krank? Hast du Fieber?«

»Ha, ha«, sagte ich. »Ich lach mich fett.«

Sie griff nach ihrem Geldbeutel. »Ich geb dir was fürs Taxi …«

»Ach was, tu den Auflauf einfach in ’ne Tragetasche. Ich geh zu Fuß.«

»Echt?«, sagte sie mit verblüffter Miene. »Bis zur Park Avenue?«

»Klar. Ich brauch ein bisschen Bewegung.« Was nicht ganz stimmte. Was ich brauchte, war Zeit, mir zu überlegen, ob meine Idee wirklich gut war, und – falls ja – wie ich meine Geschichte am besten erzählen sollte.

36

Von nun an werde ich Mr. Burkett als Professor Burkett bezeichnen, weil er mir an jenem Tag viel beigebracht hat. Richtig viel sogar.

Bevor es an die Lektionen ging, hat er jedoch zuerst *zugehört*. Mir war schon klar, dass ich mit jemand reden musste, aber ich hatte keine Ahnung, was für eine Erleichterung es sein würde, jemand das Herz auszuschütten, bis ich es tatsächlich tat.

Er kam mit nicht nur einem Gehstock zur Tür gehumpelt, wie es mir vertraut war, sondern mit zweien. Als er mich sah, leuchtete sein Gesicht auf, also freute er sich wohl, Gesellschaft zu bekommen. Kinder sind ziemlich selbstbezogen (wie alle wissen werden, da sie ja selbst mal eines waren, ha, ha), und mir wurde erst später klar, was für ein unglaublich einsamer Mensch er in den Jahren nach dem Tod seiner Frau gewesen sein muss. Bekanntlich hatte er eine Tochter, die an der Westküste lebte, aber falls die ihn überhaupt mal besuchte, sah ich sie nie; siehe obige Bemerkung über Kinder und Selbstbezogenheit.

»Jamie! Du kommst als Überbringer von Geschenken!«

»Ist bloß ein Auflauf«, sagte ich. »Mit Hackfleisch, glaub ich.«

»Oh, ein Haschee! Das ist bestimmt köstlich. Wärst du bitte so nett, es mir in den Eisschrank zu stellen? Mit denen da …« Er hob die Gehstöcke an, und einen furchterregenden Moment lang glaubte ich, er würde direkt vor mir auf die Schnauze fallen, aber er setzte die Stöcke rechtzeitig wieder auf.

»Klar«, sagte ich und ging in die Küche. Ich fand es cool, dass er den Kühlschrank als Eisschrank und Autos als Automobile bezeichnete. Voll oldschool. Ach, außerdem sagte er Fernsprecher zum Telefon. Das gefiel mir so sehr, dass ich anfing, es selbst zu verwenden. Tue ich immer noch.

Den Auflauf meiner Mutter in den Eisschrank zu stellen war nicht schwierig, weil sich praktisch nichts darin befand. Professor Burkett kam hinter mir hereingestapft und fragte, wie es mir gehe. Ich klappte den Eisschrank zu, drehte mich zu ihm um und sagte: »Nicht so besonders.«

Professor Burkett hob die struppigen Augenbrauen. »So? Was ist

denn das Problem?«

»Das ist eine ziemlich lange Geschichte«, sagte ich. »Und wahrscheinlich werden Sie mich für verrückt halten, aber ich muss es einfach jemand erzählen, und ich glaube, der sind Sie.«

»Geht es um die Ringe von Mona?«

Mir klappte die Kinnlade herunter.

Professor Burkett lächelte. »Ich habe nie so richtig geglaubt, dass deine Mutter sie zufällig im Flurschrank gefunden hat. Das wäre ein zu großer Zufall gewesen. Ein *viel* zu großer. Zuerst kam mir in den Sinn, dass sie die selbst da reingelegt hat, aber jede menschliche Handlung basiert auf Motiv und Gelegenheit, und deine Mutter hatte weder das eine noch das andere. Außerdem war ich an dem Nachmittag zu durcheinander, als dass ich ordentlich darüber nachdenken konnte.«

»Weil Sie gerade Ihre Frau verloren hatten.«

»So ist es.« Er hob einen der Gehstöcke und legte sich kurz den Handballen dort an die Brust, wo sein Herz war. Als ich das sah, empfand ich Mitleid. »Also, was ist damals geschehen, Jamie? Jetzt ist das wohl alles Schnee von gestern, aber als lebenslanger Leser von Kriminalgeschichten würde ich doch gern die Antworten auf derlei Fragen erfahren.«

»Ihre Frau hat es mir verraten«, sagte ich.

Er starrte mich von der anderen Seite der Küche her an.

»Ich sehe tote Menschen«, sagte ich.

Er schwieg so lange, dass ich es schon mit der Angst bekam. »Ich glaube, jetzt brauche ich etwas mit Koffein«, sagte er schließlich. »Das brauchen wir wohl beide. Dann kannst du mir alles erzählen, was dir im Kopf herumgeht. Ich bin gespannt darauf, es zu hören.«

Professor Burkett war so oldschool, dass er keine Teebeutel hatte, sondern losen Tee aus einer Blechdose verwendete. Während wir darauf warteten, dass das Wasser im Kessel blubberte, zeigte er mir, wo er das Ding verwahrte, das er als Tee-Ei bezeichnete, und brachte mir bei, wie viel Tee man hineintun musste. Tee aufzubrühen war ein interessanter Vorgang. Ich werde zwar immer lieber Kaffee trinken, aber manchmal ist eine Kanne Tee genau das Richtige. Sie zuzubereiten vermittelt irgendwie ein feierliches Gefühl.

Professor Burkett erklärte mir, dass der Tee fünf Minuten in frisch gekochtem Wasser ziehen müsse – nicht länger und nicht kürzer. Er stellte den Timer ein, zeigte mir, wo die Tassen standen, und stapfte dann ins Wohnzimmer. Ich hörte ihn erleichtert seufzen, als er sich in seinen Lieblingssessel setzte. Und furzte. Es war kein Trompetenstoß, sondern eher ein Oboenton.

Ich goss zwei Tassen Tee ein und stellte sie samt der Zuckerdose und der Kaffeesahne aus dem Eisschrank auf ein Tablett (die Sahne verwendete keiner von uns, was wahrscheinlich gut war, weil das Verfallsdatum bereits einen Monat zurücklag). Professor Burkett trank seinen Tee schwarz und schmatzte nach dem ersten Schluck mit den Lippen. »Hut ab, Jamie. Schon beim ersten Versuch perfekt.«

»Danke.« Ich löffelte reichlich Zucker in meine Tasse. Meine Mutter hätte beim dritten gehäuften Löffel aufgeschrien, aber Professor Burkett verzog keine Miene.

»Erzähl mir jetzt deine Geschichte. Zeit habe ich im Übermaß.«

»Glauben Sie mir denn? Das mit den Ringen?«

»Tja«, sagte er. »Ich glaube, dass du es glaubst. Und ich *weiß,* dass die Ringe aufgetaucht sind. Die liegen jetzt in meinem Bankschließfach. Sag mal, Jamie, wenn ich bei deiner Mutter nachfragen würde, würde die deine Geschichte dann bestätigen?«

»Ja, aber bitte tun Sie das nicht. Ich habe beschlossen, mit Ihnen zu reden, weil ich nicht mit ihr reden will. Das Ganze würde sie zu

sehr aufregen.«

Er nippte an seinem Tee, dann stellte er die Tasse mit leicht zitternder Hand ab und sah mich an. Vielleicht blickte er sogar in mich hinein. Ich sehe immer noch, wie seine hellblauen Augen unter den struppig in alle Richtungen abstehenden Brauen hervorspähten. »Dann leg mal los. Überzeuge mich.«

Da ich mir meine Geschichte auf dem Weg quer durch die Stadt gut überlegt hatte, war ich in der Lage, sie einigermaßen geradlinig darzustellen. Den Anfang machte ich mit Robert Harrison – also dem Mann vom Central Park –, dann berichtete ich, wie ich Mrs. Burkett gesehen hatte, und schließlich alles andere. Das dauerte eine ganze Weile. Als ich fertig war, war mein Tee nur noch lauwarm (oder noch kühler), aber weil meine Kehle trocken war, trank ich trotzdem ein paar Schlucke.

Professor Burkett dachte nach, dann sagte er: »Gehst du mal bitte in mein Schlafzimmer, Jamie, und holst mir mein iPad? Das liegt auf dem Nachttisch.«

Sein Schlafzimmer roch so ähnlich wie das Zimmer von Onkel Harry im Pflegeheim; dazu kam ein scharfes Aroma, bei dem es sich wohl um Einreibemittel für seine verrenkte Hüfte handelte. Ich griff mir sein iPad und brachte es ihm. Ein iPhone hatte er nicht, nur den Festnetz-Fernsprecher, der wie in einem alten Film an der Küchenwand hing, aber sein iPad liebte er. Als ich es ihm gab (auf dem Startbildschirm sah man ein junges Paar in Hochzeitskleidung, bei dem es sich vermutlich um ihn und Mrs. Burkett handelte), fing er sofort an, darauf herumzutippen.

»Suchen Sie nach Therriault?«

Ohne aufzublicken, schüttelte er den Kopf. »Nein, nach deinem Mann vom Central Park. Du sagst, als du ihn gesehen hast, warst du im letzten Kindergartenjahr?«

»Genau.«

»Das wäre also 2003 gewesen … eventuell 2004 … Ach, da ist es

ja.« Während er las, beugte er sich über das Tablet und strich sich gelegentlich eine Strähne aus den Augen (er hatte massenhaft Haare). Schließlich hob er den Kopf. »Du hast gesehen, wie er tot dalag und zugleich neben sich stand«, sagte er. »Das würde deine Mutter auch bestätigen, ja?«

»Die hat gewusst, dass ich nicht geschwindelt hab, weil ich wusste, was der Typ am Oberkörper getragen hat, obwohl er da zugedeckt war. Aber ich will wirklich nicht, dass …«

»Hab ich verstanden, ganz und gar. Jetzt zu dem letzten Buch von Regis Thomas. Das war noch nicht geschrieben …«

»Ja, bis auf die ersten paar Kapitel. Glaub ich jedenfalls.«

»Aber deine Mutter war in der Lage, genügend Einzelheiten herauszubekommen, dass sie den Rest selbst schreiben konnte, wobei sie dich quasi als Medium verwendet hat.«

Ich hatte mich bisher nicht als Medium betrachtet, aber in gewisser Hinsicht hatte er recht. »Kann man wohl so sagen. Wie in *Conjuring*.« Und da er verwirrt dreinblickte: »Das ist so ein Film. Mr. Burkett … *Professor* … Meinen Sie jetzt, dass ich verrückt bin?« Dabei war mir das beinah egal, weil die Erleichterung, alles rauszulassen, so groß war.

»Nein«, sagte er, aber etwas – wahrscheinlich meine erleichterte Miene – brachte ihn dazu, warnend den Finger zu heben. »Das heißt nicht, dass ich deine Geschichte glaube, zumindest nicht ohne Bestätigung durch deine Mutter, die ich natürlich – wie wir vereinbart haben – nicht einholen werde. Aber so weit will ich gehen: Ich *bezweifle* es nicht unbedingt. Hauptsächlich angesichts der Ringe, aber auch weil dieses letzte Buch von Thomas tatsächlich existiert. Nicht dass ich es gelesen hätte.« Er zog eine kleine Grimasse. »Du sagst, dass die Freundin deiner Mutter – die *frühere* Freundin – den letzten und spannendsten Teil deiner Geschichte ebenfalls bestätigen könnte.«

»Ja, aber …«

Er hob die Hand, wie er es tausend Mal getan haben musste, wenn die Studenten in seinen Seminaren schwatzten. »Mit der soll ich ebenfalls nicht sprechen, was ich durchaus verstehe. Ich habe sie nur einmal gesehen und fand sie da nicht sonderlich sympathisch. Hat sie wirklich Drogen zu euch in die Wohnung mitgebracht?«

»Selbst hab ich das Zeug nicht gesehen, aber wenn meine Mutter das sagt, dann stimmt das.«

Er legte das Tablet weg und befingerte einen von seinen Gehstöcken, auf dem oben ein großer, weißer Knauf war. »Dann ist es gut, dass Tia sie los ist. Und dieser Therriault, der dich, wie du sagst, heimsucht … Ist der jetzt hier?«

»Nein.« Ich sah mich trotzdem kurz um, um mich zu vergewissern.

»Natürlich willst du ihn los sein.«

»Ja, aber ich weiß nicht, wie ich das anstellen soll.«

Er schlürfte seinen Tee und brütete über der Tasse, dann setzte er sie ab und fixierte mich wieder mit seinen blauen Augen. Er war alt, die Augen waren es nicht. »Ein interessantes Problem, vor allem für einen älteren Herrn, der in seinem Leben als Leser vielen Arten von übernatürlichen Geschöpfen begegnet ist. Die Schauerromane sind voll davon, wobei Frankensteins Monstrum und Graf Dracula nur die beiden sind, die am häufigsten in Filmen auftauchen. In der Literatur und den Märchen Europas kommen viele weitere vor. Nehmen wir daher zumindest vorläufig an, dass dieser Therriault sich nicht nur in deinem Kopf befindet. Nehmen wir an, dass er tatsächlich existiert.«

Ich verkniff es mir zu betonen, dass das eindeutig der Fall sei. Schließlich hatte der Professor schon vorher eine Ahnung gehabt, was ich glaubte, das hatte er ja selbst gesagt.

»Gehen wir einen Schritt weiter. Nach dem, was du mir über deine Begegnung mit anderen Toten – darunter meine Frau – gesagt hast, verschwinden sie nach einigen Tagen alle. Sie verschwinden …« Er wedelte mit der Hand. »… wer weiß wohin. Dieser Therriault jedoch nicht, der ist immer noch da. Du meinst sogar, dass er an Kraft

gewinnt.«

»Da bin ich mir ziemlich sicher.«

»Wenn dem so ist, handelt es sich vielleicht gar nicht mehr um den echten Kenneth Therriault. Es könnte sein, dass das, was von Therriault nach dem Tod übrig geblieben ist, von einem Dämon befallen wurde.« Offenbar sah er meinen Gesichtsausdruck, jedenfalls fügte er hastig hinzu: »Wir spekulieren hier nur, Jamie. Wie ich dir offen sagen möchte, halte ich es für wesentlich wahrscheinlicher, dass du an einem begrenzten dissoziativen Zustand leidest, der Halluzinationen hervorgerufen hat.«

»Anders gesagt, ich bin doch verrückt.« Zu dem Zeitpunkt war ich immer noch froh, dass ich es ihm erzählt hatte, aber seine Schlussfolgerung war extrem deprimierend, obwohl ich sie mehr oder weniger erwartet hatte.

Er wedelte mit der Hand. »Quatsch. Das glaube ich überhaupt nicht. Du funktionierst in der realen Welt offensichtlich so gut wie eh und je. Außerdem muss ich zugeben, dass vieles in deiner Geschichte schwer auf streng rationale Weise erklärbar ist. Ich bezweifle nicht, dass du Tia und ihre Exfreundin zum Haus des verstorbenen Mr. Thomas begleitet hast. Ebenso wenig bezweifle ich, dass Detective Dutton mit dir zu Therriaults Arbeitsstätte und dem Haus gefahren ist, wo er gewohnt hat. Wenn sie das jedoch getan hat – ich eifere gerade Ellery Queen nach, einem meiner liebsten Apostel der Deduktion –, dann muss sie an deine mediale Begabung geglaubt haben. Was uns zum Haus von Mr. Thomas zurückführt, wo Detective Dutton etwas erlebt haben muss, was sie endgültig davon überzeugt hat.«

»Jetzt komme ich nicht mehr mit«, sagte ich.

»Macht nichts.« Er beugte sich vor. »Ich will nur sagen, dass ich zwar zum Rationalen, zum Bekannten und zum Empirischen neige – ich habe bislang weder selbst einen Geist gesehen noch eine plötzliche Vorahnung gehabt –, aber ich muss zugeben, dass ich

gewisse Elemente deiner Geschichte nicht so einfach abtun kann. Sagen wir daher, dass Therriault oder etwas Übles, was die Überreste von Therriault in Besitz genommen hat, tatsächlich existiert. Damit stellt sich die Frage: Kannst du ihn überhaupt loswerden?«

Jetzt beugte *ich* mich vor. Ich dachte an das Buch, das er mir geschenkt hatte, das mit den Märchen, die in Wirklichkeit Horrorstorys waren und nur sehr selten ein Happy End hatten. Zwei Stiefschwestern, die sich Körperteile abschnitten, eine Prinzessin, die einen Frosch an die Wand schleuderte – *patsch!* –, anstatt ihn zu küssen, Rotkäppchen, das den großen, bösen Wolf tatsächlich *aufforderte,* die Großmutter zu fressen, damit es deren Häuschen erben konnte.

»Ob ich das *kann?* Sie haben so viele Bücher gelesen, da muss doch wenigstens in einem davon eine Lösung stehen! Oder …« Mir war eine neue Idee gekommen. »Exorzismus! Wie ist es damit?«

»Das wäre wohl ein Reinfall«, sagte Professor Burkett. »Ich glaube, ein Priester würde dich eher zu einem Kinderpsychiater schicken als zu einem Exorzisten. Falls dein Therriault wirklich existiert, Jamie, hast du den eventuell für immer am Hals.«

Ich starrte ihn bestürzt an.

»Aber vielleicht ist das ganz in Ordnung so.«

»In Ordnung? Wie kann das denn in Ordnung sein?«

Er hob seine Tasse, trank und stellte sie ab. »Hast du schon einmal von dem Ritual von Chüd gehört?«

38

Heute bin ich zweiundzwanzig – beziehungsweise bald dreiundzwanzig – und lebe im Lande Später. Ich verfüge über das Wahlrecht, ich habe einen Führerschein, ich darf Alkohol und

Zigaretten kaufen (was ich bald aufgeben möchte). Mir ist bewusst, dass ich noch sehr jung bin, und im Rückblick werde ich wahrscheinlich darüber staunen (hoffentlich ohne die Nase zu rümpfen), wie naiv und grün hinter den Ohren ich war. Dennoch beträgt der Abstand zwischen dreizehn und zweiundzwanzig gewissermaßen Lichtjahre. Ich weiß jetzt mehr, glaube jedoch weniger. Heute wäre Professor Burkett nicht in der Lage, eine so magische Wirkung auf mich auszuüben wie damals. Nicht dass ich mich beklagen würde! Kenneth Therriault – ich weiß nicht, was er wirklich war, also bleiben wir vorerst bei dem Namen – wollte mich dazu bringen, den Verstand zu verlieren. Mit seiner Magie hat der Professor mich davor bewahrt. Vielleicht hat er mir sogar das Leben gerettet.

Später, als ich mich auf dem College (natürlich an der NYU) für eine schriftliche Arbeit in Anthropologie mit dem Thema beschäftigte, stellte ich fest, dass das, was der Professor mir an jenem Tag erzählt hatte, zur Hälfte stimmte. Die andere Hälfte war Bullshit. Sein Erfindungsreichtum ist allerdings anerkennenswert (hundert Punkte, wie Philippa Stephens, eine von meiner Mutter vertretene britische Autorin von Liebesromanen, gesagt hätte). Man mache sich mal die Ironie des Ganzen klar: Mein Onkel Harry war noch keine fünfzig und total gaga, während Martin Burkett schon Mitte achtzig war und weiterhin spontan kreativ sein konnte … zugunsten eines bekümmerten Jungen, der ungeladen aufgetaucht war, mit einem Auflauf und einer äußerst merkwürdigen Geschichte.

Das Ritual von Chüd, sagte der Professor, werde von einer Gemeinschaft von tibetischen und nepalesischen Buddhisten praktiziert. (Wahr.)

Der Zweck bestehe darin, ein Gefühl des vollkommenen Nichts und den dadurch entstehenden Zustand von Gelassenheit und spiritueller Klarheit zu erreichen. (Wahr.)

Als nützlich gelte es zudem dafür, Dämonen zu bekämpfen, sowohl

jene im eigenen Geist wie auch den übernatürlichen Typus, der uns von außen her bedränge. (Grauzone.)

»Weshalb es perfekt für dich geeignet ist, Jamie, weil es sämtliche Aspekte abdeckt.«

»Sie meinen, es funktioniert auch dann, wenn Therriault in Wirklichkeit gar nicht da ist und ich bloß durchgeknallt bin.«

Er betrachtete mich mit einem zugleich vorwurfsvollen als auch ungeduldigen Ausdruck, den er wahrscheinlich in seiner Zeit als Universitätslehrer perfektioniert hatte. »Jetzt sei mal still. Und versuch, mir zuzuhören, wenn's recht ist.«

»'tschuldigung.« Ich war bei meiner zweiten Tasse Tee und ziemlich aufgedreht.

Nachdem Professor Burkett eine Basis geschaffen hatte, stieß er jetzt ins Land der Fantasie vor … ohne dass mir das aufgefallen wäre. Er behauptete, besonders nützlich sei das Ritual, wenn einer der im Hochland lebenden Buddhisten einem Yeti begegne.

»Gibt's die denn wirklich?«

»Wie bei deinem Mr. Therriault kann ich das nicht mit Gewissheit sagen. Aber – ebenfalls wie bei dir und deinem Mr. Therriault – ich *kann* sagen, dass die Tibeter sie für wirklich halten.«

Der Professor fuhr fort, wenn jemand das Pech habe, einem Yeti zu begegnen, werde er das restliche Leben von ihm heimgesucht. Falls die Kreatur nicht mit dem Ritual von Chüd attackiert und besiegt werde.

Jetzt dürfte jeder Bescheid wissen. Wenn Bullshit eine olympische Disziplin wäre, hätte Professor Burkett von sämtlichen Preisrichtern je zehn Punkte bekommen. Aber ich war erst dreizehn und in einer üblen Lage. Womit ich sagen will, dass ich alles geschluckt habe. Falls irgendein Teil von mir geahnt haben sollte, was Professor Burkett vorhatte – ich erinnere mich nicht mehr so genau –, so habe ich diesen Teil zum Schweigen gebracht. Man muss sich vor Augen halten, wie verzweifelt ich war. Die Vorstellung, mein restliches

Leben von Kenneth Therriault alias Thumper verfolgt – beziehungsweise heimgesucht – zu werden, war das Furchtbarste, was ich mir denken konnte.

»Und wie funktioniert das?«, fragte ich.

»Ach, es wird dir gefallen. Das Ganze ist wie aus einem der unzensierten Märchen in dem Buch, das ich dir geschenkt habe. Laut den Berichten verbindest du dich mit dem Dämon, indem du ihm auf die Zunge beißt und umgekehrt.«

Das sagte er mit einem gewissen Vergnügen, während ich dachte: *Es wird mir gefallen? Wieso sollte mir so etwas denn* gefallen?

»Sobald die Vereinigung gelungen ist, findet zwischen dir und dem Dämon ein Willenskampf statt. Das geschieht telepathisch, nehme ich an, da es schwer wäre, zu sprechen, während man sich in einem … nun ja … gegenseitigen Zungenbiss befindet. Wer sich als Erster zurückzieht, verliert alle Macht über den Sieger.«

Ich starrte ihn mit offenem Mund an. Meine Mutter hatte mir beigebracht, höflich zu sein, vor allem gegenüber ihren Klienten und Bekannten, aber ich war zu angewidert, als dass ich mich jetzt um gesellschaftliche Nettigkeiten scherte. »Wenn Sie meinen, dass ich dem Typ einen, äh, einen Zungenkuss gebe, dann sind Sie nicht ganz dicht! Zum Beispiel ist er *tot,* haben Sie das nicht kapiert?«

»Doch, Jamie, ich glaube schon.«

»Und außerdem, wie sollte ich ihn überhaupt dazu bringen, so was zu machen? Soll ich etwa sagen: Komm doch mal her, liebster Ken, und schieb mir die Zunge in den Mund?«

»Bist du fertig?«, sagte Professor Burkett milde, wobei ich mir wieder wie der ahnungsloseste Student im Seminar vorkam. »Ich glaube, dass das mit dem Zungenbiss rein symbolisch gemeint ist. So wie Oblaten und kleine Schlückchen Wein ein Symbol für das letzte Abendmahl darstellen, das Jesus mit seinen Jüngern geteilt hat.«

Das kapierte ich nicht, da ich kein großer Kirchgänger war, weshalb

ich lieber den Mund hielt.

»Jetzt hör mir zu, Jamie. Hör mir aufmerksam zu.«

Ich hörte zu, als würde mein Leben davon abhängen. Weil ich davon ausging, dass das tatsächlich der Fall war.

39

Als ich gerade aufbrechen wollte (meine Höflichkeit hatte sich wieder eingestellt, und ich versäumte es nicht, mich zu bedanken), fragte der Professor mich, ob seine Frau noch etwas anderes gesagt habe. Abgesehen von der Information, wo sich die Ringe befänden.

Wenn man dreizehn ist, hat man wahrscheinlich das meiste vergessen, was man erlebt hat, als man sechs war – das ist dann schließlich schon mehr als das halbe Leben her –, aber ich hatte keinerlei Probleme, mich an jenen Tag zu erinnern. Ich hätte Professor Burkett erzählen können, wie seine Frau meinen grünen Truthahn bekrittelt hatte, was ihn aber kaum interessiert hätte. Er wollte gar nicht alles wissen, was sie zu mir gesagt hatte, sondern nur, ob sie etwas über *ihn* gesagt hatte.

»Tja, Sie haben meine Mutter umarmt, worauf Ihre Frau gesagt hat, dass Sie der mit Ihrer Zigarette noch die Haare versengen werden. Was Sie auch getan haben. Inzwischen rauchen Sie nicht mehr, oder?«

»Ich erlaube mir drei Zigaretten pro Tag. Wahrscheinlich könnte ich mehr rauchen, schließlich ist es nicht so, dass ich in der Blüte meiner Jugend dahingerafft würde, aber mehr als drei brauche ich anscheinend nicht. Hat sie noch etwas anderes gesagt?«

»Ja, äh, dass Sie in einem oder zwei Monaten mit einer bestimmten Frau zum Essen gehen würden. Die hieß Debbie oder Diana, so was in der Richtung …«

»Dolores? War es Dolores Magowan?« Er blickte mich mit neuen

Augen an, und plötzlich wünschte ich mir, dass wir uns gleich am Anfang über dieses Thema unterhalten hätten. Damit hätte ich erfolgreich meine Glaubwürdigkeit beweisen können.

»Kann sein.«

Er schüttelte den Kopf. »Mona dachte immer, dass ich ein Faible für die Frau habe, weiß Gott warum.«

»Und sie hat gesagt, sie würde ihre Hände mit Schaffett einreiben …«

»Mit Lanolin«, sagte er. »Für ihre geschwollenen Gelenke. Mich laust der Affe.«

»Da war noch etwas. Darüber, dass Sie immer die hintere Schlaufe in Ihrer Hose auslassen würden. Ich glaube, sie hat gesagt: Wer wird jetzt dafür sorgen, dass er die nicht vergisst?«

»Mein Gott«, sagte er leise. »O mein Gott. Jamie.«

»Ach ja, und sie hat Ihnen einen Kuss gegeben. Auf die Backe.«

Es war nur ein kleiner Kuss gewesen, vor vielen Jahren, aber damit hatte ich es geschafft. Weil er daran glauben wollte, nehme ich an. Wenn nicht an alles, so doch an sie. An den Kuss. Daran, dass sie tatsächlich da gewesen war.

Ich machte mich davon, solange ich ihn in der Tasche hatte.

40

Auf dem Heimweg hielt ich Ausschau nach Therriault – das war mir inzwischen zur Gewohnheit geworden –, sah ihn jedoch nirgends. Was toll war, obwohl ich die Hoffnung aufgegeben hatte, er könnte endgültig verschwunden sein. Er war ein übler Typ und würde wieder auftauchen. Ich hoffte nur, dass ich dann für ihn bereit war.

Noch am selben Abend bekam ich eine E-Mail von Professor Burkett. *Ich habe ein bisschen recherchiert und allerhand interessante Dinge gefunden,* stand darin. *Ich dachte, die*

interessieren dich vielleicht ebenfalls. Angehängt waren drei Dateien, alles Rezensionen des letzten Buchs von Regis Thomas. Die Zeilen, die der Professor interessant fand, hatte er markiert, damit ich meine eigenen Schlüsse ziehen konnte. Was ich tat.

Aus der *New York Times Book Review:* »Der Schwanengesang von Regis Thomas ist der übliche Mischmasch aus Sex und Abenteuern im Sumpf, die Prosa ist jedoch präziser als üblich; hier und da findet sich ein Schimmer von echtem Stil.«

Aus dem *Guardian:* »Während das lange gehütete Geheimnis von Roanoke keine große Überraschung für die Leser der Reihe sein wird (die haben es gewiss kommen sehen), ist die Erzählstimme von Thomas lebendiger, als angesichts der früheren Bände zu vermuten gewesen wäre, wo schwülstige Beschreibungen sich mit leidenschaftlichen und gelegentlich unfreiwillig komischen sexuellen Begegnungen abwechseln.«

Aus dem *Miami Herald:* »Der Dialog ist knackig, die Handlung ist flott, und ausnahmsweise wirkt die lesbische Beziehung zwischen Laura Goodhugh und Purity Betancourt echt und berührend anstatt wie ein lasziver Witz oder eine Masturbationsfantasie. Thomas hat sich das Beste für zuletzt aufgespart.«

Meiner Mutter konnte ich diese Rezensionen nicht zeigen, sie hätten zu viele Fragen aufgeworfen, aber ich war mir ziemlich sicher, dass sie die bereits selber gesehen hatte und darüber genauso glücklich gewesen war wie ich jetzt. Sie war mit ihrem Coup nicht nur davongekommen, sondern hatte auch den angeschlagenen Ruf von Regis Thomas aufpoliert.

In den Wochen und Monaten nach meiner ersten Begegnung mit Kenneth Therriault hatte es viele Abende gegeben, wo ich unglücklich und verängstigt ins Bett gegangen war. Jener Abend gehörte nicht dazu.

41

Ich weiß nicht genau, wie oft ich Therriault den restlichen Sommer über sah, was jedem etwas sagen sollte. Falls das nicht der Fall ist, kommt es hier im Klartext: Ich gewöhnte mich allmählich an ihn. An dem Tag, wo ich mich umgedreht und ihn neben dem Kofferraum von Liz Duttons Wagen gesehen hatte, so nah, dass er mich hätte anfassen können, hätte ich mir das nie vorstellen können. Ebenso wenig hätte ich es an dem Tag gedacht, wo die Aufzugtür aufging und er mir sagte, meine Mutter habe Krebs, grinsend wie bei einer freudigen Botschaft. Aber Vertrautheit erzeugt Verachtung, heißt es bekanntlich, und in dem Fall traf der Spruch zu.

Zweifellos trug dazu bei, dass er nie in meinem Kleiderschrank oder unter meinem Bett auftauchte (Letzteres wäre schlimmer gewesen; als ich noch klein war, glaubte ich nämlich wie gesagt steif und fest, dass dort das Monster darauf wartete, meinen herabbaumelnden Fuß oder Arm zu packen). Im Sommer las ich *Dracula* – na gut, nicht das eigentliche Buch, sondern eine supergeile Graphic Novel, die ich bei Forbidden Planet erworben hatte –, und darin erklärte ein gewisser van Helsing, ein Vampir könne nicht zu einem hereinkommen, wenn man ihn nicht ausdrücklich dazu einlade. Wenn das für Vampire galt, war es nur logisch (zumindest für mich als Dreizehnjährigen), dass das auch auf andere übernatürliche Wesen zutraf. Zum Beispiel auf das im Innern von Therriault, das ihn davon abhielt, nach ein paar Tagen wie alle anderen Toten zu verschwinden. Ich checkte auf Wikipedia, ob Mr. Stoker das nur erfunden hatte, aber das war nicht der Fall. Es stand auch in massenhaft anderen Vampirlegenden. Jetzt (später!) erkenne ich, dass das einen symbolischen Sinn hat. Wenn wir über einen freien Willen verfügen, dann müssen wir das Böse erst einmal einladen.

Noch etwas: Er hatte weitgehend damit aufgehört, mich mit dem

gekrümmten Zeigefinger heranzuwinken. In jenem Sommer stand er meistens nur in einigem Abstand von mir da und starrte herüber. Bei dem einzigen Mal, wo ich ihn *doch* winken sah, wirkte das Ganze irgendwie ulkig. Falls irgendetwas, was man über diesen untoten Dreckskerl sagen könnte, ulkig wäre.

Mama besorgte uns Karten für das Spiel der Mets gegen die Tigers am letzten Sonntag im August. Die Mets gingen total unter, aber das war mir egal, weil Mama von einer ihrer Verlagsfreundinnen zwei krasse Plätze bekommen hatte (entgegen der landläufigen Meinung haben Literaturagentinnen tatsächlich Freunde). Die Plätze waren auf der Seite von der Third Base, nur zwei Reihen vom Spielfeld entfernt. Im siebten Inning, als die Mets noch in Reichweite waren, erblickte ich Therriault. Ich hatte mich nach dem Hotdog-Mann umgeschaut, und als ich den Blick wieder aufs Spielfeld richtete, stand mein Kumpel Thumper in der Nähe der Coach-Box an der Third Base. Übliche Freizeithose. Übliches T-Shirt, an der linken Seite ganz mit Blut getränkt. Aufgesprengter Kopf, als hätte jemand einen Knallfrosch drin gezündet. Grinsend. Und, jawohl, winkend.

Die Spieler der Tigers warfen sich den Ball zu, und kurz nachdem ich Therriault erblickt hatte, ging ein Wurf vom Shortstop weiter zum Third Baseman total daneben. Die Zuschauer johlten und brüllten die üblichen Sprüche – *geiler Wurf, du Niete, das kann meine Oma besser* –, aber ich saß nur da, die Fäuste so fest geballt, dass sich die Nägel in die Handflächen bohrten. Gesehen hatte der Shortstop Therriault zwar nicht (sonst wäre er schreiend davongerannt), aber er hatte ihn *gespürt*. Da war ich mir sicher.

Noch etwas: Der Coach an der Third Base lief los, um den Ball zu holen, blieb dann jedoch stehen und ließ ihn weiter zur Spielerbank rollen. Hätte er ihn geholt, wäre er dem Ding, das nur ich allein sehen konnte, ganz nahe gekommen. Ob er wohl Kälte in der Luft gespürt hat wie in einem Geisterfilm? Ich glaube nicht. Ich glaube, dass er nur ein, zwei Sekunden lang wahrgenommen hat, dass die

Welt um ihn herum erzitterte. Wie eine Gitarrensaite vibrierte. Ich habe Gründe, das anzunehmen.

»Alles in Ordnung, Jamie?«, sagte Mama. »Du kriegst doch nicht etwa einen Sonnenstich, oder?«

»Nein, alles gut«, sagte ich, was weitgehend auch stimmte, geballte Fäuste hin oder her. »Kannst du den Hotdog-Mann irgendwo sehen?«

Sie reckte den Kopf und winkte dem nächsten Verkäufer. Was mir die Chance gab, Kenneth Therriault den Stinkefinger zu zeigen. Sein Grinsen verwandelte sich in eine fiese Grimasse, bei der sämtliche Zähne zum Vorschein kamen. Dann marschierte er zur Bank der Gastmannschaft, wo die Auswechselspieler zweifellos zur Seite rutschten, um ihm Platz zu machen – ohne jede Ahnung, weshalb sie das taten.

Lächelnd lehnte ich mich zurück. Ich wollte mir noch nicht vorstellen, dass ich ihn bezwungen hatte – nicht mit einem Kreuz oder mit Weihwasser, sondern indem ich ihm den Stinkefinger gezeigt hatte –, aber die Vorstellung schlich sich auf Zehenspitzen in mich ein.

Am Anfang des neunten Innings, nachdem die Tigers sieben Punkte erzielt hatten und uneinholbar waren, wanderten die ersten Zuschauer ab. Meine Mutter fragte mich, ob ich bleiben wolle, um mir den Lauf ums Feld mit Mr. Met anzuschauen, dem heimischen Maskottchen, aber ich schüttelte den Kopf. So was war nur für kleine Kinder. Ich hatte einmal mitgemacht, lange bevor Liz gekommen war, bevor dieses Arschloch James Mackenzie uns unser ganzes Geld abgeluchst hatte, ja sogar vor dem Tag, wo Mona Burkett mir erklärte, Truthähne seien nicht grün. Damals, als ich ein kleines Kind war und die Welt mir zu Füßen lag.

Das schien sehr lange her zu sein.

42

Vielleicht stellt man sich jetzt die Frage, die ich mir selbst damals nie gestellt habe: *Wieso ich? Wieso Jamie Conklin?* Seither habe ich mich das durchaus gefragt, aber ich kann es nicht beantworten. Ich kann nur raten. Ich glaube, es lag daran, dass ich anders war und dass es – das Es in der Hülle von Kenneth Therriault – mich deshalb hasste und mir schaden, ja mich sogar wenn möglich zerstören wollte. Man kann mich gern für verrückt halten, aber ich glaube, ich habe es irgendwie *gekränkt*. Aber vielleicht lag es noch an etwas anderem – vielleicht, ja, vielleicht hatte das Ritual von Chüd längst begonnen.

Abgesehen davon, glaube ich, dass dieses Es nicht von mir ablassen konnte, nachdem es einmal angefangen hatte, mir auf den Pelz zu rücken.

Wie schon gesagt, sind das nur Vermutungen. Es kann ganz andere Gründe gehabt haben, da dieses Es total unverständlich für mich war. Und total monströs. Wie gesagt, ist das hier eine Horrorstory.

43

Ich hatte immer noch Angst vor Therriault, aber ich glaubte nicht mehr, dass ich kneifen würde, wenn sich die Gelegenheit bot, das mir von Professor Burkett erklärte Ritual in die Praxis umzusetzen. Ich musste nur bereit dafür sein. Dafür, dass Therriault dicht an mich herankam, anstatt auf der anderen Straßenseite oder auf dem Spielfeld eines Baseballstadions rumzustehen.

Die Chance dazu bot sich mir an einem Samstag im Oktober. Ich ging gerade zum Grover Park, um mit ein paar Schulkameraden Touch zu spielen. Meine Mutter hatte mir einen Zettel hingelegt, dass

sie lange aufgeblieben sei, um das neueste Werk von Philippa Stephens durchzugehen, und deshalb ausschlafen müsse. Ich solle mein Frühstück leise einnehmen und nicht mehr als eine halbe Tasse Kaffee trinken. Ich solle eine schöne Zeit mit meinen Freunden haben und nicht mit einer Gehirnerschütterung oder einem gebrochenen Arm heimkommen. Allerspätestens um zwei solle ich wieder da sein. Fürs Mittagessen hatte sie mir ein paar Geldscheine dagelassen, die ich sorgfältig zusammengefaltet in die Tasche steckte. Dazu kam ein PS: *Ob es wohl Zeitverschwendung ist, dich zu bitten, etwas Grünzeug zu essen, auch wenn es nur ein Salatblatt auf einem Hamburger ist?*

Wahrscheinlich ja, Mama, wahrscheinlich ja, dachte ich, während ich Cheerios in eine Schale schüttete und sie (leise) verzehrte.

Als ich die Wohnung verließ, dachte ich nicht an Therriault. Der verbrachte immer weniger Zeit in unserem Haus, und ich nutzte den frisch verfügbaren Freiraum dazu, an andere Dinge zu denken, besonders an Mädchen. Vor allem dachte ich an Valeria Gomez, während ich durch den Flur zum Aufzug ging. Ob Therriault an jenem Tag wohl deshalb in meine Nähe kam, weil er mir in den Kopf blicken konnte und daher wusste, dass ich nicht an ihn dachte? War er irgendwie telepathisch veranlagt? Auch das ist etwas, was ich nicht weiß.

Während ich die Ruftaste drückte, überlegte ich, ob Valeria wohl zum Spiel kommen würde. Weil ihr Bruder Pablo mitmachte, war das durchaus möglich. Ich träumte gerade mit offenen Augen, wie ich einen Pass fing, allen Versuchen, mich zu berühren, auswich und mit in die Höhe gerecktem Ball in die Endzone spurtete, aber als der Aufzug ankam, trat ich trotzdem einen Schritt zurück – das war mir in Fleisch und Blut übergegangen. Die Kabine war leer. Ich drückte die Taste fürs Erdgeschoss. Der Aufzug fuhr nach unten, und die Tür ging wieder auf. Dort erwarteten mich ein kurzer Flur und eine von innen verschlossene Glastür, durch die man in einen kleinen

Vorraum gelangte. Die Haustür von dort zur Straße war nicht abgeschlossen, damit der Briefträger hereinkommen konnte, um die Post in die Kästen zu stecken. Wenn Therriault draußen in dem Vorraum gewesen wäre, hätte ich nicht tun können, was ich gleich tun würde. Aber er stand nicht da draußen, sondern am Ende vom Flur und grinste so breit, als würde das übermorgen verboten sein.

Er wollte etwas von sich geben, vielleicht eine seiner bescheuerten Prophezeiungen, und wenn ich vorher an ihn gedacht hätte anstatt an Valeria, wäre ich wahrscheinlich entweder an Ort und Stelle erstarrt oder rückwärts in den Aufzug getaumelt, um dort hektisch die Taste zum manuellen Türschließen zu drücken. Aber ich war stinksauer auf ihn, weil er meine Tagträume zum Absturz gebracht hatte, und dachte nur daran, was Professor Burkett mir erklärt hatte, als ich bei ihm gewesen war.

»Der Zungenbiss im Ritual von Chüd ist nur eine von vielen Zeremonien, die man durchführen kann, wenn man auf einen Feind trifft«, hatte er gesagt. »Zum Beispiel führen die Maori vor gegnerischen Begegnungen einen Kriegstanz auf. Die Kamikazeflieger haben sich und ihren Zielen mit vermeintlich magischem Sake zugeprostet. Im alten Ägypten haben sich die Vertreter verfeindeter Adelsfamilien gegenseitig einen Schlag an die Stirn versetzt, bevor sie ihre Messer, Speere und Bogen hervorholten. Sumoringer klopfen sich gegenseitig auf die Schulter. Das alles drückt dasselbe aus: *Ich treffe jetzt im Kampf auf dich, wo einer von uns beiden den anderen besiegen wird.* Anders gesagt, Jamie, du brauchst deine Zunge gar nicht rauszustrecken. Pack einfach deinen Dämon, und halt ihn eisern fest.«

Anstatt zu erstarren oder zurückzuzucken, sprang ich also los, ohne nachzudenken, die Arme dabei ausgestreckt, als wollte ich einen länger nicht gesehenen Freund umarmen. Dabei stieß ich einen Schrei aus, wenn auch möglicherweise nur in meiner Vorstellung, weil niemand den Kopf aus einer der

Erdgeschosswohnungen streckte, um nachzuschauen, was da los sei. Das Grinsen von Therriault – bei dem zwischen Zähnen und Wange immer jener Klumpen trockenes Blut sichtbar wurde – verschwand, und ich sah etwas, was ebenso erstaunlich wie erfreulich war: Er hatte Angst vor mir. Er wich zur Glastür zum Vorraum zurück, die aber nicht nach außen, sondern nur nach innen aufging, sodass er auf einmal feststeckte. Da packte ich ihn.

Eigentlich kann ich gar nicht beschreiben, wie es ablief. Ich glaube, selbst ein wesentlich begabterer Schriftsteller als ich könnte das nicht. Also werde ich einfach mein Bestes geben. Kann sich jeder an meine Formulierung erinnern, wie die Welt erzitterte oder wie eine Gitarrensaite vibrierte? So fühlte es sich mit dem Körper von Therriault und der Luft um ihn herum an. Ich spürte, wie es meine Zähne zum Zittern brachte und meine Augäpfel flattern ließ. Allerdings war da noch etwas anderes, und zwar im *Innern* von Therriault. Es war etwas, was ihn als Gefäß benutzte und davon abhielt, dorthin weiterzuziehen, wohin auch immer die Toten entschwanden, wenn ihre Verbindung zu unserer Welt verwitterte.

Es war etwas Monströses, und es brüllte mich an, ich solle es loslassen. Oder Therriault loslassen. Vielleicht war da auch kein Unterschied. Jedenfalls war es wütend auf mich und hatte Angst vor mir, vor allem jedoch war es überrascht. Gepackt zu werden, hatte es absolut nicht erwartet.

Es wehrte sich und wäre mir sogar entwischt, wenn ich Therriault nicht gegen die Glastür gedrückt hätte, obwohl ich nur ein dürrer Jungspund war, da bin ich mir sicher. Therriault war bestimmt fünfzehn Zentimeter größer als ich und hätte gut fünfzig Kilo mehr gewogen, wenn er am Leben gewesen wäre, was er aber nun mal nicht war. Das Ding in ihm jedoch war durchaus lebendig. Inzwischen war ich mir ziemlich sicher, dass es in Therriault eingedrungen war, als ich ihn vor dem kleinen Supermarkt gezwungen hatte, meine Fragen zu beantworten.

Die Vibrationen wurden schlimmer. Jetzt stiegen sie durch den Boden auf und kamen von der Decke herab. Die Lampe über mir zitterte und warf flüssige Schatten. Die Wände schienen erst in die eine und dann in die andere Richtung zu kriechen.

»Lass mich los«, sagte Therriault. Selbst seine Stimme vibrierte. Sie hörte sich an, als würde man Butterbrotpapier um einen Kamm legen und darauf blasen. Seine Arme hoben sich seitlich, dann zuckten sie nach vorn und klopften mir auf den Rücken. Sofort fiel es mir schwer zu atmen. »Lass mich los, dann lass ich dich auch los!«

»Nein«, sagte ich und drückte ihn fester an mich. *Das ist es,* dachte ich. *Das ist Chüd. Hier am Eingang unseres Hauses in New York bin ich in einem Kampf mit einem Dämon verfangen, einem Kampf auf Leben und Tod.*

»Ich würge dich, bis du nicht mehr atmen kannst«, sagte es.

»Das schaffst du nicht«, sagte ich und hoffte, dass dem so war. Ich konnte noch atmen, aber nur mit sehr kurzen Zügen. Allmählich hatte ich den Eindruck, in Therriault hineinblicken zu können. Vielleicht war das eine Halluzination, die durch die Vibration entstand und durch das Gefühl, dass die Welt gleich wie ein empfindliches Weinglas zerplatzen würde, doch das glaube ich eigentlich nicht. Was ich da sah, waren nicht seine inneren Organe, sondern ein Licht, das zugleich hell und dunkel war. Es war etwas von außerhalb dieser Welt, und es war grässlich.

Wie lange wir wohl in dieser Umarmung dagestanden haben? Es können fünf Stunden oder nur neunzig Sekunden gewesen sein. Fünf Stunden kommen nicht infrage, könnte man sagen, da wäre inzwischen bestimmt jemand vorbeigekommen, aber ich glaube … ja, ich *weiß* beinah … dass wir uns außerhalb der Zeit befanden. Auf jeden Fall bin ich mir sicher, dass die Aufzugtür nicht zuging, wie sie es nach etwa fünf Sekunden hätte tun sollen. Über die Schulter von Therriault hinweg konnte ich in der Glastür das Spiegelbild der Kabine sehen, und die Tür blieb die ganze Zeit über offen.

Endlich sagte es: »Lass mich los, dann komme ich nie wieder.«

Das war ein ausgesprochen verlockender Vorschlag, wie man sich leicht vorstellen kann, und ich wäre womöglich sogar darauf eingegangen, wenn der Professor mich nicht auch darauf vorbereitet hätte.

Er wird Anstalten machen zu verhandeln, hatte er gesagt. *Lass dich keinesfalls darauf ein.* Und dann hatte er mir erklärt, was ich stattdessen tun solle. Gedacht hatte er dabei wahrscheinlich, dass das Einzige, womit ich kämpfen würde, eine Neurose, ein Komplex oder wer weiß was für ein psychisches Problem wäre.

»Das reicht nicht«, sagte ich und hielt die Umarmung aufrecht.

Jetzt konnte ich immer besser in Therriault hineinblicken und erkannte, dass er tatsächlich ein Geist war. Wahrscheinlich galt das für alle Toten, und ich hatte sie nur für körperhaft gehalten. Je substanzloser er wurde, desto heller leuchtete dieses Dunkellicht – dieses Todeslicht. Ich habe keine Ahnung, was es war. Ich wusste nur, dass ich es eingefangen hatte und dass ein alter Spruch besagte: *Wer einen Tiger beim Schwanz gepackt hat, wage nicht, ihn wieder loszulassen.*

Das Ding in Therriault war schlimmer als jeder Tiger.

»Was willst du?«, keuchte es. Es hatte keinen Atem in sich, sonst hätte ich den bestimmt an meiner Wange und am Hals gespürt, aber es keuchte trotzdem. Womöglich war es in schlechterer Verfassung als ich.

»Es reicht nicht aus, dass du aufhörst, mich zu verfolgen.« Dann holte ich tief Luft und sagte, was ich laut Professor Burkett sagen sollte, wenn es mir gelänge, meine Nemesis zum Ritual von Chüd zu zwingen. Und obwohl die ganze Welt um mich herum erzitterte, obwohl dieses Ding mich mit einem Todesgriff umklammerte, machte es mir Freude, das zu sagen. Große Freude. Die Freude eines *Kriegers*.

»Jetzt werde ich *dich* verfolgen.«

»Nein!« Sein Griff wurde fester.

Ich wurde an Therriault gepresst, obwohl der jetzt nichts mehr war als ein übernatürliches Hologramm.

»Doch.« Professor Burkett hatte mich angewiesen, noch etwas Bestimmtes anderes zu sagen, wenn sich die Chance dazu böte. Später fand ich heraus, dass es sich um den abgewandelten Titel einer berühmten Geistergeschichte handelte, wodurch es ausgesprochen passend war: »Wenn ich pfeife, kommst du zu mir, mein Freund.«

»Nein!« Es wehrte sich weiterhin. Das pulsierende Licht war so abscheulich, dass ich am liebsten gekotzt hätte, aber ich hielt durch.

»Doch. Ich rücke dir auf den Pelz, so viel ich will, wann immer ich will, und wenn du nicht einverstanden bist, halte ich dich jetzt fest, bis du stirbst.«

»Ich kann nicht sterben! Aber du kannst das!«

Was zweifellos stimmte, doch in diesem Moment fühlte ich mich stärker denn je. Außerdem verblasste Therriault immer mehr, und er war der Halt, mit dem sich jenes Todeslicht in unserer Welt verankerte.

Ich schwieg und klammerte mich nur fest. Therriault wiederum klammerte sich an mir fest. So ging es immer weiter. Mir wurde kalt, aus meinen Händen und Füßen schwand jede Empfindung, aber ich hielt fest. Wenn nötig, wollte ich für immer festhalten. Ich hatte furchtbare Angst vor dem Ding im Innern von Therriault, aber es saß in der Falle. Natürlich galt das auch für mich, darum ging es ja bei diesem Ritual. Und wenn ich losließe, hätte das Ding gewonnen.

Endlich sagte es: »Ich nehme deine Bedingungen an.«

Ich lockerte meinen Griff, aber nur ein bisschen. »Lügst du?« Eine dämliche Frage, mag man meinen, aber das war sie keineswegs.

»Das kann ich nicht.« Und leicht gereizt: »Das weißt du doch.«

»Sag es noch mal. Sag, dass du zustimmst.«

»Ich nehme deine Bedingungen an.«

»Du weißt, dass ich dich verfolgen kann?«

»Das weiß ich, aber ich fürchte mich nicht vor dir.«

Kühne Worte, aber wie ich bereits herausbekommen hatte, konnte Therriault so viele unwahre Behauptungen von sich geben, wie er – oder *es* – wollte. Behauptungen waren keine Antworten auf Fragen. Und wer sagen muss, dass er sich nicht fürchtet, der lügt. Ich musste nicht bis später warten, um das festzustellen, das wusste ich schon mit dreizehn.

»Fürchtest du dich vor mir?«

Wieder sah ich einen verkniffenen Ausdruck auf Therriaults Gesicht, als ob er einen sauren, unangenehmen Geschmack im Mund hätte. So empfand es dieser elende Dreckskerl wahrscheinlich, wenn er die Wahrheit sagen musste.

»Ja. Du bist nicht wie die anderen. Du bist ein *Sehender*.«

»Ja, und was noch?«

»Ja, ich fürchte mich vor dir!«

Was für eine Wonne.

Ich ließ ihn los. »Weg von hier, was immer du bist, verschwinde, wohin du willst. Aber denk dran, wenn ich dich rufe, kommst du!«

Er drehte sich ruckhaft um, wodurch er mir einen letzten Blick auf das klaffende Loch in der linken Kopfhälfte bot. Dann griff er nach dem Türknauf. Seine Hand ging durch den Knauf hindurch und tat das doch nicht. Beides geschah zugleich. Das klingt verrückt, ich weiß, es ist ein Paradox, aber so war es. Ich habe es gesehen. Der Knauf drehte sich, und die Tür ging auf. Im selben Augenblick erlosch mit einem Knall die Deckenlampe. Glassplitter rieselten herab. Von den zwölf Briefkästen draußen im Vorraum klappte mindestens die Hälfte auf. Über seine blutige Schulter hinweg warf Therriault mir einen letzten hasserfüllten Blick zu, dann war er fort. Die Haustür ließ er offen stehen. Ich sah ihn die Stufen hinunterstürmen, weniger laufend als springend. Ein Mann, der gerade auf seinem Fahrrad vorüberraste, wahrscheinlich ein Kurier,

verlor das Gleichgewicht, stürzte und landete fluchend auf der Straße.

Ich wusste, dass die Toten eine Wirkung auf Lebende haben konnten, das war keine Überraschung, aber immer wenn ich es zuvor gesehen hatte, war die Wirkung minimal gewesen. Professor Burkett hatte den Kuss seiner Frau wie einen Hauch gespürt. Liz hatte gespürt, wie Regis Thomas ihr ins Gesicht gepustet hatte. Aber das, was ich gerade erlebt hatte – die zerplatzende Lampe, der sich zitternd drehende Türknauf, der Kurier, der vom Fahrrad gestürzt war –, das hatte eine ganz andere Dimension.

Das Ding, das ich als Todeslicht bezeichne, hatte um ein Haar seinen Anker in der Welt verloren, als ich diesen fest umklammert hatte. Als ich losließ, gewann es die Herrschaft über Therriault jedoch nicht nur wieder, es wurde sogar stärker. Diese Kraft musste von mir gekommen sein, obwohl ich mich kein bisschen schwächer fühlte (anders als die arme Lucy Westenra, wenn Graf Dracula sie als persönlichen Imbissstand verwendet). Ich fühlte mich sogar besser denn je, erfrischt und gekräftigt.

Wenn das Ding jetzt stärker war, na und? Ich hatte es überwunden, hatte es mir untertan gemacht.

Zum ersten Mal seit Liz mich an jenem Tag von der Schule abgeholt und sich mit mir auf die Jagd nach Therriault gemacht hatte, fühlte ich mich wieder gut. Wie jemand, der eine schwere Krankheit hatte und sich jetzt endlich auf dem Weg der Besserung befand.

44

Gegen Viertel nach zwei kam ich wieder nach Hause, ein bisschen später als abgemacht, aber nicht so sehr, dass das besorgte Fragen nach meinem Verbleiben ausgelöst hätte. An einem Arm hatte ich

einen langen Kratzer, und meine Hose war am Knie aufgerissen, weil einer von den Highschooljungs mich angerempelt und zu Fall gebracht hatte, aber ich fühlte mich trotzdem verdammt gut. Valeria war zwar nicht da gewesen, aber zwei von ihren Freundinnen. Die eine hatte gesagt, Valeria würde auf mich stehen, und die andere hatte gemeint, ich solle sie halt mal ansprechen und mich zum Beispiel beim Mittagessen zu ihr setzen.

Mann, was für Möglichkeiten!

Als ich durch die Haustür trat, sah ich, dass jemand – höchstwahrscheinlich unser Hausmeister Mr. Provenza – die Briefkästen geschlossen hatte, die aufgeklappt waren, als Therriault verschwunden war. Oder, um es präziser auszudrücken, als *es* die Flucht ergriffen hatte. Außerdem hatte Mr. Provenza die Glassplitter beseitigt und am Aufzug ein Schild mit der Aufschrift VORÜBERGEHEND AUSSER BETRIEB befestigt. Dabei musste ich an den Tag denken, wo ich mit meinem grünen Truthahn in der Hand mit meiner Mutter von der Schule nach Hause gekommen war. Da war der Aufzug im Palast an der Avenue ebenfalls außer Betrieb gewesen, und Mama hatte gesagt: »Was für ein Scheißaufzug« und dann: »Das hast du nicht gehört, Kleiner.«

Die gute alte Zeit.

Ich nahm die Treppe, und als ich in die Wohnung kam, stellte ich fest, dass Mama ihren Bürosessel ans Wohnzimmerfenster gezogen hatte, um dort zu lesen und Kaffee zu trinken. »Gerade wollte ich dich anrufen«, sagte sie und blickte an mir herab. »Ach du lieber Himmel, das sind nagelneue Jeans!«

»Tut mir leid«, sagte ich. »Vielleicht kannst du ja einen Flicken draufnähen.«

»Ich kann zwar vieles, aber Nähen gehört nicht dazu. Da bringe ich die Hose lieber zum Ausbessern zu Mrs. Abelson in der Dandy-Reinigung. Was hast du dir mittags besorgt?«

»Einen Hamburger. Mit Salat und Tomatenscheiben.«

»Stimmt das auch?«

»Bekanntlich kann ich nicht lügen«, sagte ich, wobei mir natürlich Therriault einfiel. Ein leichtes Frösteln überkam mich.

»Zeig mir mal deinen Arm. Komm her, damit ich ihn besser sehen kann.« Ich trat zu ihr und präsentierte meine Kampfwunde. »Ein Pflaster braucht man da eher nicht, aber du musst Wundsalbe draufschmieren.«

»Darf ich dann auf ESPN Sport gucken, wenn ich das gemacht hab?«

»Könntest du, wenn wir Strom hätten. Was meinst du wohl, wieso ich hier am Fenster lese und nicht an meinem Schreibtisch.«

»Ah. Deshalb funktioniert auch der Aufzug nicht, oder?«

»Ihre logischen Fähigkeiten sind verblüffend, Holmes.« Das war einer der literarischen Scherze meiner Mutter. Sie kannte Dutzende davon, vielleicht sogar Hunderte. »Es betrifft nur unser Haus. Mr. Provenza sagt, dass aus irgendeinem Grund sämtliche Sicherungen rausgeflogen sind. Irgendeine Überspannungsspitze. So was hätte er noch nie erlebt, meint er. Er will das bis heute Abend repariert haben, aber ich hab da so eine Ahnung, dass wir uns auf Kerzen und Taschenlampen verlassen müssen, wenn es dunkel wird.«

Therriault, dachte ich, was natürlich nicht ganz richtig war. Es war das Ding mit dem Todeslicht gewesen, das Therriault jetzt bewohnte. Das hatte beim Abhauen also nicht nur die Deckenlampe platzen und mehrere Briefkästen aufklappen, sondern obendrein auch noch die Sicherungen durchbrennen lassen.

Ich ging ins Badezimmer, um die Wundsalbe zu holen. Da es dort drin ziemlich dunkel war, betätigte ich den Lichtschalter. Gewohnheiten waren halt irgendwie hartnäckig. Während ich dann auf dem Sofa saß und das Zeug auf meinen Kratzer schmierte, starrte ich auf den leeren Fernsehbildschirm und überlegte, wie viele Sicherungen es wohl in einem so großen Gebäude wie unserem gab

und was für ein Stromstoß nötig war, alle verschmoren zu lassen.

Ich konnte nach dem Ding pfeifen. Und wenn ich das tat, würde es wohl zu seinem »Freund« namens Jamie Conklin kommen? Das bedeutete eine Menge Macht für einen Jungen, der erst in drei Jahren den Führerschein machen konnte.

»Mama?«

»Was denn?«

»Meinst du, ich bin alt genug für eine Freundin?«

»Nein, mein Schatz.« Ohne von ihrem Manuskript aufzublicken.

»Wann bin ich denn alt genug dafür?«

»Wie wär's mit fünfundzwanzig?«

Sie brach in Gelächter aus, und ich lachte mit. Wenn ich dann mal fünfundzwanzig oder so war, würde ich Therriault vielleicht herbeirufen und ihm befehlen, mir ein Glas Wasser zu bringen. Bei näherem Nachdenken kam mir allerdings in den Sinn, dass alles, was *es* bringen würde, Gift sein könnte. Aber ich könnte ihm ja nur so aus Scheiß befehlen, sich auf seinen Therriault-Kopf zu stellen, Spagat zu machen oder an der Decke entlangzuspazieren. Oder ich könnte es wieder verschwinden lassen. Ihm sagen, es solle die Fliege machen. Natürlich musste ich dafür nicht warten, bis ich fünfundzwanzig war, das konnte ich jederzeit tun. Nur wollte ich das nicht. Es sollte jetzt eine Weile mein Gefangener sein. Dieses scheußliche, furchtbare Licht sollte nur noch so schwach leuchten wie ein Glühwürmchen in einem Deckelglas. Mal sehen, wie ihm das gefiel.

Um zehn Uhr abends ging der Strom an, und die Welt war wieder in Ordnung.

45

Am Samstag schlug meine Mutter vor, Professor Burkett zu

besuchen, um nachzusehen, wie es ihm gehe, und um die Auflaufform abzuholen. »Außerdem könnten wir ihm ein paar Croissants von Haber's mitbringen.«

Gute Idee, sagte ich. Worauf sie ihn anrief, und da er sagte, er würde sich unheimlich freuen, uns zu sehen, gingen wir also zur Bäckerei und winkten uns dann ein Taxi herbei. Meine Mutter weigerte sich damals noch, Wagen von Uber zu verwenden. Sie sagte, die gehörten nicht zu New York. Was zu New York gehöre, seien *Taxis*.

Offenbar konnte das Wunder der Heilung selbst dann geschehen, wenn man alt war. Professor Burkett verwendete nur noch einen Gehstock und bewegte sich ziemlich behände. Er würde zwar nicht mehr am New-York-City-Marathon teilnehmen (falls er das jemals getan hatte), aber er umarmte meine Mutter an der Tür, und ich hatte keine Angst, dass er auf die Schnauze fallen könnte, als er mir die Hand schüttelte. Er sah mir aufmerksam in die Augen, ich nickte ihm leicht zu, und er lächelte. Wir hatten einander verstanden.

Mama machte sich daran, die Croissants samt den kleinen Butter- und Marmeladeportionen, die man dazu bekam, auf Teller zu verteilen. Zum Essen saßen wir in der Küche im schrägen Schein der Vormittagssonne. Es war eine nette kleine Mahlzeit. Als wir fertig waren, löffelte Mama den Rest vom Auflauf (genauer gesagt das meiste, alte Leute essen wohl nicht viel) in einen Tupperware-Behälter und spülte dann die Auflaufform ab. Nachdem sie die zum Trocknen hingestellt hatte, verabschiedete sie sich auf die Toilette.

Sobald sie weg war, beugte Professor Burkett sich über den Tisch. »Na, was ist passiert?«

»Er war gestern unten im Flur, als ich aus dem Aufzug bin. Da hab ich gar nicht lange nachgedacht und bin einfach zu ihm gerannt und hab ihn gepackt.«

»Er war tatsächlich da? Dieser Therriault? Du hast ihn gesehen? Ihn *gespürt?*« Er war also weiterhin eher davon überzeugt, dass ich

mir alles nur eingebildet hatte. Das sah ich ihm am Gesicht an, und wer hätte ihm da einen Vorwurf machen können?

»Ja. Aber es ist gar nicht Therriault, das heißt, der ist es *jetzt* nicht mehr. Das Ding in ihm drin – es ist so eine Art Licht – hat versucht, von mir wegzukommen, aber ich hab festgehalten. Das war ganz schön gruselig, aber ich wusste, dass es schlecht für mich ist, wenn ich loslasse. Schließlich, als es gemerkt hat, dass Therriault langsam verblasst, hat es …«

»Er ist verblasst? Was meinst du damit?«

Die Klospülung rauschte. Meine Mutter würde zwar erst wiederkommen, nachdem sie sich die Hände gewaschen hatte, aber dazu würde sie nicht lange brauchen.

»Ich hab das zu ihm gesagt, was Sie mir beigebracht haben, Professor. Dass es zu mir kommen muss, wenn ich pfeife. Dass ich jetzt dran bin, es zu verfolgen. Da hat es nachgegeben. Ich hab es gezwungen, das laut zu bestätigen, und das hat es getan.«

Bevor er weitere Fragen stellen konnte, kam meine Mutter zurück, aber ich merkte an seinem besorgten Blick, dass er immer noch dachte, die ganze Auseinandersetzung habe nur in meinem Kopf stattgefunden. Ein bisschen war ich sauer auf ihn – schließlich wusste er über so allerhand Bescheid, zum Beispiel über die Ringe seiner Frau und das Buch von Mr. Thomas –, doch im Rückblick habe ich Verständnis dafür. Vorgefasste Überzeugungen sind eine hohe Hürde, die für kluge Leute vielleicht sogar noch höher ist. Kluge Leute wissen viel, was ihnen manchmal den Eindruck vermittelt, sie wüssten alles.

»Wir sollten los, Jamie«, sagte meine Mutter. »Ich muss noch ein Manuskript fertiglesen.«

»Du musst immer ein Manuskript fertiglesen«, sagte ich, was sie zum Lachen brachte, weil es nämlich stimmte. Sowohl in der Agentur als auch in ihrem Arbeitszimmer zu Hause stapelten sich die ungelesenen Manuskripte, und zwar ziemlich hoch. »Aber erzähl

dem Professor doch vorher noch, was gestern bei uns im Haus passiert ist.«

Sie sah Professor Burkett an. »Tja, das war ausgesprochen merkwürdig, Marty. Im ganzen Gebäude sind die Sicherungen durchgeschmort. Alle auf einmal! Mr. Provenza – also unser Hausmeister – meint, dass es da irgendeine Überspannungsspitze gegeben haben muss. So etwas hätte er noch nie erlebt.«

Der Professor blickte verblüfft drein. »Nur in eurem Haus?«

»Nur in unserem«, sagte meine Mutter. »Komm jetzt, Jamie. Fahren wir nach Hause, damit Marty sich ausruhen kann.«

Unser Abschied verlief beinah ebenso wie unsere Ankunft. Professor Burkett sah mich aufmerksam an, und ich nickte ihm leicht zu.

Wir verstanden einander.

46

Noch am Abend desselben Tages bekam ich eine E-Mail von ihm, versandt von seinem iPad. Er war die einzige Person aus meiner Bekanntschaft, die bei Mails eine Anrede verwendete und sozusagen echte Briefe schrieb anstatt Zeug wie *Yo Digga* und *ROFL* und *IMHO*.

Lieber Jamie,
nachdem Ihr mich heute Vormittag verlassen hattet, habe ich einige Recherchen zur Entdeckung der Bombe in diesem Supermarkt in Eastport angestellt, was ich längst hätte tun sollen. Dabei habe ich allerhand Interessantes entdeckt. Elizabeth Dutton spielt in keinem der Medienberichte eine größere Rolle. Die Lorbeeren hat in erster Linie das Bombenentschärfungskommando kassiert (vor allem die Hunde, weil die Leute Hunde lieben; wenn ich recht verstehe, hat der Bürgermeister einem der Hunde sogar einen Orden verliehen).

Dutton wurde nur als Kriminalpolizistin erwähnt, die von einem früheren Informanten einen Tipp erhalten habe. Ich fand es merkwürdig, dass sie nicht an der Pressekonferenz nach der erfolgreichen Entschärfung der Bombe teilnahm und keine offizielle Belobigung erhielt. Es ist ihr allerdings gelungen, ihren Job zu behalten. Vielleicht war das die einzige Belohnung, die sie wollte und nach Meinung ihrer Vorgesetzten verdiente.

Angesichts meiner Recherchen zu dieser Angelegenheit, des seltsamen Stromausfalls in eurem Haus zur Zeit Deiner Begegnung mit Therriault und anderer Faktoren, auf die Du mich aufmerksam gemacht hast, sehe ich mich nicht mehr in der Lage zu bezweifeln, was Du mir erzählt hast.

Ich muss ein Wort der Warnung anschließen. Es hat mir nicht gefallen, wie selbstsicher Du gewirkt hast, als Du sagtest, jetzt seist Du an der Reihe, dieses Ding zu verfolgen, und es müsse kommen, wenn Du nach ihm pfeifen würdest. Vielleicht würde es das tun, ABER ICH RATE DIR DRINGEND AB, DAS ZU VERSUCHEN. Seiltänzer stürzen manchmal ab, und Dompteure werden von Löwen zerfleischt, die sie für völlig gezähmt hielten. Unter bestimmten Bedingungen kann selbst der bravste Hund sich gegen sein Herrchen wenden und es beißen.

Daher rate ich Dir, Jamie, dieses Ding in Ruhe zu lassen.
Mit allen guten Wünschen von Deinem Freund
Martin Burkett (Marty)

PS: Ich bin sehr neugierig darauf, die Einzelheiten Deines außergewöhnlichen Erlebnisses zu erfahren. Wenn Du mich besuchen kannst, werde ich Dir mit großem Interesse lauschen. Ich nehme an, dass Du Deine Mutter weiterhin nicht mit dieser Geschichte belasten willst, da alles ein erfolgreiches Ende gefunden zu haben scheint.

Ich schrieb sofort zurück. Meine Antwort war wesentlich kürzer, aber

ich gab mir Mühe, sie so zu verfassen, wie er es getan hatte, wie einen mit der Post versandten Brief.

Lieber Professor Burkett,
ich werde gern kommen, aber das geht erst am Mittwoch, weil wir am Montag einen Ausflug ins Metropolitan Museum of Art machen, und am Dienstag ist ein Volleyballspiel, Jungen gegen Mädchen. Wenn Mittwoch okay ist, komme ich nach der Schule, so gegen halb vier, aber ich kann nur eine Stunde oder so bleiben. Meiner Mutter werde ich einfach erzählen, dass ich Sie besuchen wollte, was ja stimmt.
Mit herzlichen Grüßen
James Conklin

Offenbar hatte der Professor sein iPad auf dem Schoß (ich stellte mir vor, wie er in seinem Wohnzimmer saß, mit den ganzen gerahmten Fotos aus alten Zeiten an der Wand), jedenfalls antwortete er ebenfalls sofort.

Lieber Jamie,
Mittwoch ist wunderbar. Ich freue mich auf Deinen Besuch um 15.30 Uhr und werde Rosinenbrötchen bereithalten. Möchtest Du dazu lieber Tee oder eine Brause?
Herzlich
Marty Burkett

Diesmal gab ich mir keine Mühe, meine Antwort wie einen Brief aussehen zu lassen, sondern tippte nur: *Eine Tasse Kaffee wäre nicht schlecht.* Nachdem ich darüber nachgedacht hatte, fügte ich hinzu: *Für meine Mutter ist das okay.* Was ja auch nicht ganz gelogen war. Als Reaktion schickte er mir doch tatsächlich ein Emoji: Daumen hoch! Das fand ich ziemlich cool.

Ich sollte mich tatsächlich ein weiteres Mal mit Professor Burkett unterhalten, allerdings ohne Getränk und Gebäck. So etwas

brauchte er da nicht mehr, weil er tot war.

47

Am Dienstagvormittag bekam ich eine weitere E-Mail von ihm. Meine Mutter bekam dieselbe und mehrere andere Leute ebenfalls.

Liebe Freunde und Kollegen,
ich habe eine schlechte Nachricht erhalten. David Robertson, ein alter Freund, Kollege und mein früherer Fachbereichsleiter, hat gestern Abend an seinem Ruhesitz auf Siesta Key in Florida einen Schlaganfall erlitten und liegt jetzt im Sarasota Memorial Hospital. Es steht nicht zu erwarten, dass er überleben oder auch nur das Bewusstsein wiedererlangen wird, aber ich kenne Dave und seine wunderbare Frau Marie seit mehr als vierzig Jahren und muss mich, so wenig ich das will, auf die Reise dorthin begeben, und wenn auch nur, um seiner Frau Trost zu spenden und der Bestattung beizuwohnen, sollte es dazu kommen. Alle anderweitig anberaumten Termine werde ich nach meiner Rückkehr wahrnehmen.
Für die Dauer meines Aufenthalts werde ich im Bentley's Boutique Hotel (was für ein Name!) logieren. Dort wäre ich zu erreichen, allerdings sollte man mich lieber per E-Mail kontaktieren. Wie den meisten bekannt, besitze ich kein Mobiltelefon. Ich bitte um Verständnis für etwaige Unannehmlichkeiten.
Mit herzlichen Grüßen
Prof. em. Martin F. Burkett

»Er ist eben oldschool«, sagte ich zu meiner Mutter, während wir beim Frühstück saßen: eine Grapefruit und Joghurt für sie, Cheerios für mich.

Sie nickte. »Stimmt, und es sind nicht mehr viele von seiner Art übrig. In seinem Alter zum Bett eines sterbenden Freundes zu eilen

…« Sie schüttelte den Kopf. »Beachtlich. Bewundernswert. Und diese E-Mail!«

»Professor Burkett schreibt keine E-Mails«, sagte ich. »Er schreibt Briefe.«

»Stimmt auch wieder. Aber weißt du, was ich gerade gedacht hab? Wie viele Termine und Besucher hat er in seinem Alter wohl überhaupt noch?«

Tja, einen gab es auf jeden Fall, dachte ich, hielt jedoch den Mund.

48

Ich weiß nicht, ob der alte Freund des Professors damals letztlich gestorben ist. Ich weiß nur, dass der Professor starb. Auf dem Flug erlitt er einen Herzinfarkt und lag bei der Landung tot in seinem Sitz. Ein anderer alter Freund von ihm war sein Anwalt – der gehörte auch zu den Empfängern jener letzten E-Mail –, und den hat man benachrichtigt. Er hat sich darum gekümmert, den Leichnam zurücktransportieren zu lassen, aber anschließend hat meine Mutter alles Übrige in die Hand genommen. Sie hat die Agentur vorläufig dichtgemacht und die Bestattung vorbereitet. Dafür war ich stolz auf sie. Sie weinte und war traurig, weil sie einen Freund verloren hatte. Ich war genauso traurig, weil er auch mein Freund geworden war. Seit Liz fort war, war er mein einziger erwachsener Freund gewesen.

Die Trauerfeier fand in der presbyterianischen Kirche an der Park Avenue statt, ebenso wie die von Mona Burkett sieben Jahre zuvor. Meine Mutter war empört, weil seine Tochter – die an der Westküste – nicht teilnahm. Aus reiner Neugier rief ich später die letzte E-Mail von Professor Burkett noch einmal auf und stellte fest, dass sie nicht zu den Empfängern gehört hatte. Die einzigen drei Frauen, die diese Mail bekommen hatten, waren meine Mutter, Mrs. Richards (eine alte Dame im dritten Stock vom Palast an der Avenue, mit der er

freundschaftlich bekannt war) und Dolores Magowan, die Frau, bei der Mrs. Burkett fälschlicherweise vorhergesagt hatte, ihr verwitweter Mann werde sie bald zum Essen ausführen.

Bei der Trauerfeier hielt ich Ausschau nach dem Professor, weil ich dachte, wenn schon seine Frau bei ihrer Feier anwesend gewesen sei, würde er vielleicht auch zu seiner kommen. Dort war er nicht, aber diesmal gingen wir auch zur eigentlichen Beisetzung, und da sah ich ihn auf einem Grabstein sitzen, etwa sechs, acht Meter von der Trauergemeinde entfernt, aber nah genug, dass er alles hören konnte. Während das Gebet gesprochen wurde, hob ich die Hand und winkte ihm unauffällig zu. Es war nur ein Fingerwackeln, aber er sah es, lächelte und winkte zurück. Er war ein normaler Toter, kein Monster wie Kenneth Therriault, und ich brach in Tränen aus.

Meine Mutter legte den Arm um mich.

49

Das war am Montag, weshalb ich doch nicht mit meiner Klasse ins Metropolitan Museum of Art ging. Ich bekam den Tag über schulfrei, damit ich die Beerdigung besuchen konnte, und als wir nach Hause kamen, sagte ich zu meiner Mutter, ich wolle ein bisschen spazieren gehen. Ich müsse nachdenken.

»Kannst du gerne machen … wenn es dir so weit gut geht. Tut es das, Jamie?«

»Ja«, sagte ich und lächelte sie an, wie um es zu beweisen.

»Komm bis fünf wieder, sonst mache ich mir Sorgen.«

»Alles klar.«

Ich kam bis zur Tür, als sie mir die Frage stellte, die ich erwartet hatte. »War er da?«

Ich hatte mir überlegt, ob ich lügen solle, um ihre Gefühle zu schonen, aber vielleicht würde sie sich sogar besser fühlen, wenn

ich ehrlich antwortete. »Ja. Nicht in der Kirche, aber auf dem Friedhof.«

»Wie … wie hat er ausgesehen?«

Ganz gut habe er ausgesehen, sagte ich, und das stimmte auch. Bekanntlich tragen die Toten immer die Sachen, die sie auch beim Sterben anhatten. Bei Professor Burkett war das ein brauner Anzug, der ihm ein bisschen zu groß war, aber trotzdem ziemlich cool aussah, meiner bescheidenen Meinung nach. Es gefiel mir, dass er für den Flug einen Anzug angezogen hatte, weil das ebenfalls oldschool war. Seinen Gehstock hatte er nicht dabei, entweder weil er den bei seinem Tod nicht in der Hand gehabt oder ihn losgelassen hatte, als der Herzinfarkt eintrat.

»Jamie? Ob deine alte Mama wohl eine Umarmung kriegen könnte, bevor du losspazierst?«

Ich umarmte sie ganz lange.

50

Ich machte mich auf den Weg zum Palast an der Avenue, wesentlich älter und größer als der kleine Junge, der eines Herbsttags aus der Schule gekommen war, in der einen Hand die Hand seiner Mutter und in der anderen seinen grünen Truthahn. Älter, größer und vielleicht sogar klüger, aber immer noch dieselbe Person. Wir verändern uns, und wir verändern uns nicht. Das kann ich nicht erklären. Es ist ein Geheimnis.

Betreten konnte ich das Haus nicht, da ich keinen Schlüssel besaß, aber das war auch gar nicht nötig. Professor Burkett saß in seinem braunen Reiseanzug auf den Eingangsstufen. Ich setzte mich neben ihn. Eine alte Dame kam mit ihrem kleinen, fluffigen Hund vorüber. Der Hund warf einen Blick auf den Professor. Die alte Dame nicht.

»Hallo, Professor.«

»Hallo, Jamie.«

Seit er im Flugzeug gestorben war, waren fünf Tage vergangen, weshalb seine Stimme bereits leiser wurde, so wie das immer der Fall war. Es war, als würde er aus weiter Ferne zu mir sprechen und sich dabei immer weiter entfernen. Und während er mir so freundlich wie eh und je vorkam, schien er auch irgendwie – wie soll ich sagen – distanziert zu sein. Aber auch das ist meistens so. Selbst bei Mrs. Burkett war das irgendwie so, obwohl die redseliger gewesen war als die meisten Toten (manche sagen sogar überhaupt nichts, wenn man ihnen keine Frage stellt). Lag das daran, dass sie die Parade nur noch beobachteten, anstatt mitzumarschieren? So ungefähr musste es sein, wenn auch nicht ganz. Es war, als hätten sie andere, wichtigere Dinge im Sinn, und zum ersten Mal wurde mir zudem bewusst, dass für Mr. Burkett seinerseits auch meine Stimme leiser wurde. Dass die ganze Welt für ihn verblasste.

»Geht's Ihnen gut?«

»Ja.«

»Hat es wehgetan? Der Herzinfarkt?«

»Ja, aber das war schnell vorüber.« Anstatt mich anzusehen, blickte er die Straße entlang. Als wollte er sie sich einprägen.

»Gibt es noch etwas, was ich für Sie tun soll?«

»Nur eines. Ruf nie nach Therriault. Der ist nämlich nicht mehr da. Was kommen würde, ist das Ding, das ihn in Besitz genommen hat. Ich glaube, in der Fachliteratur bezeichnet man so etwas als Seelentausch.«

»Das tue ich schon nicht, versprochen. Aber, Professor, wieso konnte es ihn überhaupt in Besitz nehmen? Weil Therriault schon vorher bösartig war? Ist das der Grund?«

»Das weiß ich nicht, aber es kommt mir naheliegend vor.«

»Wollen Sie noch hören, was passiert ist, als ich ihn gepackt hab?« Ich musste dabei an seine E-Mail denken. »Die Einzelheiten?«

»Nein.« Die Antwort enttäuschte mich, ohne mich zu überraschen.

Tote Menschen verloren nun einmal das Interesse am Dasein der Lebenden. »Denk nur daran, was ich dir gerade geraten habe.«

»Das werde ich, machen Sie sich keine Sorgen.«

Ein leichter Anflug von Ärger trat in seine Stimme. »Hoffentlich. Du warst unglaublich tapfer, aber du hattest auch unglaubliches Glück. Das begreifst du nicht, weil du noch ein Kind bist, aber du kannst dich darauf verlassen. Dieses Ding stammt von außerhalb des Universums. Es gibt Gräuel, die kein Mensch sich vorstellen kann. Wenn du dich mit so etwas auf Scharmützel einlässt, riskierst du Tod, Wahnsinn oder die Vernichtung deiner Seele.«

Ich hatte keine Ahnung, was *Scharmützel* sein sollten – offenbar handelte es sich um eines der altmodischen Wörter, die der Professor verwendete, wie Eisschrank anstatt Kühlschrank –, aber ich verstand, worauf er hinauswollte. Und wenn er beabsichtigt hatte, mir Angst einzujagen, dann war ihm das gelungen. Die Vernichtung meiner *Seele?* Ach du Scheiße!

»Ich tu das schon nicht«, sagte ich. »Ganz ehrlich.«

Er reagierte nicht. Blickte nur auf die Straße, die Hände auf den Knien.

»Ich werde Sie vermissen, Professor.«

»Soso.« Seine Stimme wurde immer schwächer. Bald würde ich ihn gar nicht mehr hören können und nur noch sehen, wie seine Lippen sich bewegten.

»Darf ich Sie noch etwas fragen?« Dämliche Frage. Wenn man fragte, mussten sie antworten. Wobei einem die Antwort nicht immer gefallen mochte.

»Ja.«

Ich stellte meine Frage.

Als ich nach Hause kam, bereitete meine Mutter gerade Lachs zu, wie wir ihn gern essen, in feuchte Küchentücher eingewickelt und in der Mikrowelle gedämpft. Man würde nicht meinen, dass etwas so Einfaches derart gut schmeckt, doch das tut es.

»Genau rechtzeitig«, sagte sie. »Dazu gibt's einen Beutel Caesar-Salat. Bereitest du den bitte zu?«

»Klar.« Ich holte den Beutel aus dem Kühlschrank – dem Eisschrank – und riss ihn auf.

»Vergiss nicht, ihn zu waschen. Auf dem Beutel steht zwar, dass er schon gewaschen ist, aber dem traue ich nicht. Nimm das Sieb.«

Ich holte das Sieb, schüttete den Salat hinein und griff nach der Brause. »Ich bin zu unserem alten Haus gegangen«, sagte ich, ohne meine Mutter anzusehen. Ich konzentrierte mich auf meine Aufgabe.

»Hab ich mir irgendwie gedacht. War er dort?«

»Ja. Ich hab ihn gefragt, wieso seine Tochter ihn nie besucht hat und nicht mal zur Beerdigung gekommen ist.« Ich drehte das Wasser ab. »Sie ist in der Psychiatrie, Mama. Er sagt, da wird sie ihr restliches Leben bleiben. Sie hat ihr Baby umgebracht und dann versucht, sich selbst umzubringen.«

Meine Mutter wollte gerade den Lachs in die Mikrowelle befördern, legte ihn stattdessen jedoch auf die Arbeitsfläche und ließ sich auf einen Hocker fallen. »Du lieber Himmel. Mona hat mir irgendwie ganz stolz erzählt, sie wäre BTA in einem Biologielabor an der Caltech.«

»Professor Burkett hat gesagt, dass sie sich in einer Kata-Dingsbums befindet.«

»In einer Katatonie.«

»Genau. Das war es.«

Meine Mutter blickte auf unser geplantes Abendessen. Das Lachsfleisch schimmerte rosa durch die Küchentücher hindurch. Sie wirkte tief in Gedanken versunken. Dann glättete sich die senkrechte Falte zwischen ihren Augenbrauen.

»Jetzt wissen wir also etwas, was wir wahrscheinlich nicht wissen sollten. Das können wir nicht mehr ungeschehen machen. Jeder hat Geheimnisse, Jamie. Das wirst du selbst mit der Zeit herausbekommen.«

Dank Liz Dutton und Kenneth Therriault hatte ich das längst herausbekommen, und das Geheimnis meiner Mutter sollte ich auch noch herausbekommen.

Später.

52

Kenneth Therriault verschwand aus den Nachrichten; an seine Stelle traten andere Monster. Und weil er mich nicht mehr heimsuchte, verschwand er auch weitgehend aus meinen Gedanken. Während der Herbst in den kalten Winter überging, neigte ich noch dazu, einen Schritt zurückzuweichen, wenn die Aufzugtür aufging, aber als ich vierzehn wurde, war der kleine Spleen nicht mehr vorhanden.

Von Zeit zu Zeit sah ich andere Tote (wobei ich manche wahrscheinlich verpasste, weil sie wie normale Leute aussahen, wenn sie nicht gerade an sichtbaren Verletzungen gestorben waren oder ich ganz in ihre Nähe kam). Von einem möchte ich hier erzählen, obwohl das nichts mit der eigentlichen Geschichte zu tun hat. Es war ein kleiner Junge, nicht älter, als ich es am Tag meiner Begegnung mit Mrs. Burkett gewesen war. Er stand auf dem Grünstreifen, der in der Mitte der Park Avenue verlief, gekleidet in rote Shorts und ein Star-Wars-T-Shirt. Er war aschbleich und hatte blaue Lippen. Ich glaube, dass er versucht war, zu weinen, wenngleich ich keine Tränen sah. Weil er mir irgendwie bekannt vorkam, überquerte ich die Fahrbahn und fragte ihn, was für Probleme er habe. Also abgesehen davon, dass er tot war.

»Ich finde nicht nach Hause!«

»Kennst du denn die Adresse?«

»Ich wohne in der Second Avenue 490, Wohnung 16 B.« Das spulte er ab wie eine Tonaufnahme.

»Okay«, sagte ich. »Das ist ganz in der Nähe. Komm, Kleiner. Ich bringe dich hin.«

Es war ein Gebäude mit Namen Kips Bay Court. Als wir ankamen, hockte er sich einfach auf den Bordstein. Er weinte nicht mehr und verfiel allmählich in jenen abwesenden Blick, den sie irgendwie alle bekamen. Ich ließ ihn nicht gern allein da sitzen, wusste jedoch nicht, was ich sonst noch tun sollte. Bevor ich ging, fragte ich ihn nach seinem Namen, und er sagte, er heiße Richard Scarlatti. Da wusste ich, wo ich ihn schon mal gesehen hatte. Auf NY1 hatte man ein Foto von ihm gezeigt. Ein paar große Jungen hatten ihn im Swan Lake ertränkt, dem im Central Park. Anschließend hatten die alle wie die Schlosshunde geheult und behauptet, sie hätten nur rumgeblödelt. Vielleicht stimmte das ja. Vielleicht werde ich das ganze Zeug später mal verstehen, obwohl ich das eigentlich nicht recht glaube.

53

Inzwischen ging es uns finanziell so gut, dass ich auf eine Privatschule hätte gehen können. Meine Mutter zeigte mir Prospekte von der Dalton School und vom Friends Seminary, aber ich beschloss, im öffentlichen System zu bleiben und auf die Roosevelt zu gehen, die Heimat der Mustangs. Das war voll okay. Es waren gute Jahre für meine Mutter und mich. Sie zog eine supererfolgreiche Klientin an Land, die Geschichten über Trolle, Waldelfen und edle, zu Heldentaten ausziehende Typen schrieb. Ich wiederum zog eine Freundin an Land, jedenfalls mehr oder weniger. Sie hieß Mary Lou Stein und war ungeachtet ihres biederen Namens

eine Art Gothic-Intellektuelle und eine begeisterte Cineastin. Wir gingen etwa einmal pro Woche ins Angelika, wo wir in der hintersten Reihe saßen und Untertitel von ausländischen Filmen lasen.

Eines Tages nach meinem Geburtstag (ich hatte das ehrwürdige Alter von fünfzehn Jahren erreicht) schickte Mama mir eine Textnachricht. Ob ich wohl nach der Schule bei der Agentur vorbeischauen könne, anstatt direkt nach Hause zu gehen; es sei nichts Besonderes, nur etwas, was sie mir persönlich mitteilen wolle.

Als ich ankam, goss sie mir von sich aus eine Tasse Kaffee ein – unüblich, aber auch nicht mehr ganz ungewöhnlich – und fragte, ob ich mich an Jesus Hernandez erinnern würde. Das tat ich. Einige Jahre lang hatte er eng mit Liz zusammengearbeitet, und ein paar Mal hatte Mama mich mitgenommen, wenn sie und Liz mit Detective Hernandez und seiner Frau zum Essen gingen. Das war ziemlich lange her, aber es ist schwer, einen knapp zwei Meter großen Detective mit Namen Jesus zu vergessen, selbst wenn man das *He-súhs* aussprach.

»Ich fand immer seine Dreadlocks toll«, sagte ich. »Die waren cool.«

»Er hat angerufen, um mir zu erzählen, dass Liz ihren Job verloren hat.« Damals waren die beiden schon lange getrennt, aber Mama blickte trotzdem traurig drein. »Man hat sie schließlich doch dabei erwischt, wie sie Drogen transportiert hat. Eine ziemliche Menge Heroin, sagt Jesus.«

Das traf mich schwer. Nach einer Weile war Liz nicht gut für meine Mutter gewesen, und für mich war sie erst recht nicht gut gewesen, aber beschissen war es trotzdem. Ich erinnerte mich, wie sie mich gekitzelt hatte, bis ich mir beinah in die Hose machte, und wie ich zwischen ihr und Mama auf dem Sofa gesessen hatte, während wir alle dämliche Witze über irgendwelche Sendungen machten. Und daran, wie sie mit mir in den Zoo in der Bronx gegangen war und mir Zuckerwatte gekauft hatte, größer als mein Kopf. Außerdem darf

man nicht vergessen, dass sie mindestens fünfzig, vielleicht sogar hundert Menschen gerettet hat, die ums Leben gekommen wären, wenn Thumpers letzte Bombe detoniert wäre. Egal, ob ihre Motivation gut oder schlecht war, gerettet wurden die Leute auf jeden Fall.

Mir fiel ein Ausdruck aus dem letzten Streit ein, den die beiden gehabt hatten. Von *belastendem Material* hatte meine Mutter da gesprochen.

»Sie kommt ins Gefängnis, oder?«

»Tja, momentan ist sie laut Jesus auf Kaution frei«, sagte meine Mutter. »Aber letztlich … Ich glaube, es besteht eine gute Chance, dass sie dort landet, Schatz.«

»So eine Scheiße.« Ich stellte mir Liz in einem orangefarbenen Overall vor wie die Frauen in der Serie auf Netflix, die meine Mutter sich manchmal ansah.

Sie griff nach meiner Hand. »Genau, genau, genau.«

54

Zwei oder drei Wochen später hat Liz mich dann gekidnappt. Man könnte sagen, dass sie das erstmals schon bei der Sache mit Therriault getan hatte, aber das hätte man auch als sanfte Entführung bezeichnen können. Diesmal gab es keinen Zweifel. Liz zwang mich zwar nicht so in ihren Wagen, dass ich dabei strampelnd rumgeschrien hätte, aber gezwungen hat sie mich eindeutig. Weshalb die Sache aus meiner Sicht als glattes Kidnapping gelten kann.

Ich war im Schultennisteam und gerade auf dem Heimweg von ein paar Übungsspielen (die unser Trainer aus irgendeinem dämlichen Grund als Partien bezeichnete). Auf dem Rücken hatte ich meinen Rucksack, in der Hand meine Tennistasche. Als ich auf die

Bushaltestelle zuging, sah ich eine Frau an einem ramponierten Toyota lehnen und auf ihr Handy starren. Ohne genauer hinzuschauen, ging ich an ihr vorüber. Mir kam erst gar nicht in den Sinn, dass diese dürre Gestalt – das strohblonde Haar quoll strubbelig über den offenen Dufflecoatkragen, dazu ein graues Sweatshirt in Übergröße und abgewetzte Cowboystiefel, die in ausgebeulten Jeans verschwanden – die ehemalige Freundin meiner Mutter war. Die ehemalige Freundin meiner Mutter hatte gern taillierte Slacks in dunklen Farben und tief ausgeschnittene Seidenblusen getragen. Sie hatte die Haare meist streng nach hinten gekämmt und zu einem kurzen Pferdeschwanz gebunden. Und die ehemalige Freundin meiner Mutter hatte gesund ausgesehen.

»He, Champ, willst du ’ner alten Freundin nicht hallo sagen?«

Ich blieb stehen und drehte mich um. Zunächst erkannte ich sie immer noch nicht. Ihr Gesicht war knochig und bleich, die Stirn war mit von keinerlei Make-up bedeckten Flecken verunziert. Die ganzen Kurven, die ich bewundert hatte – wie ein kleiner Junge natürlich –, waren verschwunden. Das weite Sweatshirt unter der Jacke ließ nur eine Andeutung der früher üppigen Brüste erkennen. Sie war geschätzte zwanzig oder gar fünfundzwanzig Kilo leichter und sah zwanzig Jahre älter aus.

»Liz?«

»Niemand andres.« Sie schenkte mir ein Lächeln, dann verdeckte sie es, indem sie sich mit dem Handballen die Nase abwischte. *Zugedröhnt,* dachte ich. *Sie ist zugedröhnt.*

»Wie geht’s dir?«

Vielleicht nicht die klügste Frage, aber die einzige, die mir unter den Umständen einfiel. Außerdem achtete ich sorgfältig darauf, einen vermeintlich sicheren Abstand zu ihr zu halten, falls sie etwas Merkwürdiges anstellte. Was mir durchaus möglich vorkam, so merkwürdig, wie sie wirkte. Nicht wie eine Schauspielerin, die im

Fernsehen so tat, als wäre sie drogensüchtig, sondern wie die echten Süchtigen, die man ab und zu auf Parkbänken oder im Eingang von verlassenen Gebäuden schlafen sah. In New York lief es zwar wesentlich besser als früher, glaube ich, aber Junkies gehörten trotzdem noch gelegentlich zum Straßenbild.

»Wie sehe ich denn aus?« Sie lachte, allerdings nicht auf fröhliche Weise. »Gib lieber keine Antwort. Aber einmal haben wir beide es ganz schön krachen lassen, was? Dafür hätte ich mehr Anerkennung kriegen sollen, als ich bekommen habe, aber was soll's, wir haben eine Menge Leben gerettet.«

Ich dachte an alles, was ich wegen ihr durchgemacht hatte, und zwar nicht nur hinsichtlich Therriault. Das Leben meiner Mutter hatte sie ebenfalls auf den Kopf gestellt. Liz Dutton hatte uns beiden eine schlimme Zeit beschert, und da war sie wieder. Eine üble Type, die genau dann auftauchte, wenn man es am wenigsten erwartete. Ich wurde wütend.

»Eigentlich hast du *gar* keine Anerkennung verdient. Schließlich hab *ich* ihn zum Reden gebracht. Und ich hab einen Preis dafür bezahlt. Den willst du gar nicht wissen.«

Sie legte den Kopf schief. »Doch, durchaus. Erzähl mir von dem Preis, den du bezahlt hast, Champ. Paar Albträume über das Loch in seinem Kopf? Wenn du Albträume haben willst, schau dir doch irgendwann mal 'nen ausgebrannten SUV mit drei knusprigen Leichen an, von denen eine noch ein Kleinkind in seinem Sitz ist. Also, was für 'nen Preis hast du bezahlt?«

»Ach, vergiss es«, sagte ich und setzte mich wieder in Bewegung.

Sie streckte die Hand aus und griff nach dem Gurt meiner Tennistasche. »Nicht so schnell. Ich brauche dich noch mal, Champ, also steig ein.«

»Kommt nicht infrage. Lass meine Tasche los!«

Weil sie das nicht tat, zog ich fest daran. Kraftlos, wie sie war, ging sie sofort auf die Knie. Sie stieß einen leisen Schrei aus und ließ den

Gurt los.

Ein vorüberkommender Mann blieb stehen und sah mich so an, wie Erwachsene junge Leute ansahen, wenn die etwas Gemeines taten. »So geht man nicht mit Frauen um, Junge.«

»Kümmern Sie sich um Ihren eigenen Scheiß«, sagte Liz zu ihm, während sie sich aufrappelte. »Ich bin von der Polizei.«

»Schon gut, schon gut«, sagte der Mann und ging weiter. Er drehte sich nicht noch einmal zu uns um.

»Du bist nicht mehr bei der Polizei«, sagte ich. »Und ich fahre mit dir sicher nicht irgendwohin. Ich will nicht mal mit dir reden, also lass mich in Ruhe.« Trotzdem fühlte ich mich ein bisschen schlecht, weil ich so fest gezogen hatte, dass sie auf die Knie gefallen war. Mir fiel ein, wie sie in unserer Wohnung ab und zu auf den Knien gelegen hatte, aber da hatten wir mit meinen Matchbox-Autos gespielt. Ich versuchte mir einzureden, das sei in einem anderen Leben gewesen, aber das klappte nicht, weil es kein anderes Leben war. Es war mein Leben.

»O doch, du kommst mit. Wenn du nicht willst, dass die ganze Welt erfährt, wer das letzte Buch von Regis Thomas geschrieben hat jedenfalls. Den Riesenbestseller, der Titi gerade noch rechtzeitig vor dem Bankrott gerettet hat. Den *postumen* Bestseller.«

»Das würdest du nicht tun.« Dann, als der Schock darüber, was sie gesagt hatte, ein bisschen nachließ: »Das *kannst* du gar nicht tun. Dann würde nämlich dein Wort gegen das von Mama stehen. Das Wort einer Drogendealerin. Und ein Junkie bist du auch, so wie du aussiehst. Also, wer würde dir glauben? Niemand!«

Sie hatte ihr Handy in der Gesäßtasche stecken. Jetzt zog sie es heraus. »Deine Mutter war nicht die Einzige, die damals was aufgenommen hat. Hör dir das an!«

Bei dem, was ich hörte, rutschte mir das Herz in die Hose. Es war meine Stimme – wesentlich jünger, aber doch meine –, die meiner Mutter erklärte, Purity werde den Schlüssel, nach dem sie suche, am

Weg zum Roanoke-See unter einem vermoderten Baumstumpf finden.

Mama: »Woran erkennt sie den Stumpf?«

Pause.

Ich: »Martin Betancourt hat mit Kreide ein Kreuz draufgemalt.«

Mama: »Und was tut sie mit dem Schlüssel?«

Pause.

Ich: »Sie bringt ihn zu Hannah Royden. Dann gehen die zwei zusammen in den Sumpf und entdecken die Höhle.«

Mama: »Entzündet Hannah dort das Suchfeuer? Wegen dem sie um ein Haar als Hexe erhängt wird?«

Pause.

Ich: »Genau. Außerdem sagt er, dass George Threadgill den beiden hinterherschleicht. Und er sagt, George wird lüstern, wenn er Hannah beobachtet. Was heißt lüstern, Mama?«

Mama: »Kümmre dich ni…«

Hier hielt Liz die Aufzeichnung an. »Ich hab noch eine Menge mehr. Nicht alles, aber mindestens eine Stunde. Kein Zweifel, Champ – da erzählst du deiner Mutter gerade die Handlung von dem Buch, das *sie* geschrieben hat. Wobei du die größere Rolle bei der Geschichte spielen würdest. James Conklin, das kleine Medium.«

Ich starrte sie mit hängenden Schultern an. »Warum hast du mir das nicht früher vorgespielt? Als wir nach Therriault gesucht haben?«

Sie betrachtete mich, als wäre ich dämlich. Wahrscheinlich war ich das ja. »Das war nicht nötig. Damals warst du im Grunde ein braver Junge, der das Richtige tun wollte. Jetzt bist du fünfzehn und damit alt genug, einem anständig auf die Nerven zu gehen. Wozu du als Teenager berechtigt sein dürftest, aber darüber können wir ein andermal reden. Momentan lautet die Frage so: Steigst du ein und machst einen Ausflug mit mir, oder wende ich mich an diesen Reporter von der *New York Post,* den ich kenne, und liefre ihm einen

saftigen Knüller über die Literaturagentin, die mithilfe ihres übersinnlich veranlagten Sohns das letzte Buch eines toten Klienten gefakt hat?«

»Einen Ausflug wohin?«

»Das ist eine Fahrt ins Blaue, Champ. Steig ein, dann kriegst du es heraus.«

Ich sah keine andere Wahl. »Okay, aber unter einer Bedingung. Hör auf, mich Champ zu nennen, als ob ich dein Pony wär.«

»Okay, Champ.« Sie grinste. »Ein Scherz, bloß ein Scherz. Steig ein, Jamie.«

Ich stieg ein.

55

»Mit welchem toten Typen soll ich diesmal sprechen? Egal, wer das ist und was der weiß, ich glaube nicht, dass du damit verhinderst, ins Gefängnis zu kommen.«

»Ach, ich komme bestimmt nicht ins Gefängnis«, sagte sie. »Ich glaube nicht, dass ich das Essen dort mögen würde, von der Gesellschaft ganz zu schweigen.«

Wir kamen an einem Schild zur Cuomo Bridge vorüber, die von allen in New York weiterhin als Tappan Zee oder einfach als Tap bezeichnet wurde. Die Richtung gefiel mir gar nicht. »Wo geht es eigentlich hin?«

»Nach Renfield.«

Unter dem Namen Renfield war mir nur der Fliegen fressende Handlanger des Grafen in *Dracula* bekannt. »Wo ist das? Irgendwo in Tarrytown?«

»Nee. Kleiner Ort, gleich nördlich von New Paltz. Bis dort brauchen wir zwei, wenn nicht drei Stunden, also mach es dir bequem und genieß die Fahrt.«

Mehr als beunruhigt, ja beinah entsetzt, glotzte ich sie an. »Das meinst du doch nicht ernst, oder? Ich soll zum Abendessen zu Hause sein!«

»Sieht ganz so aus, dass Tia heute Abend in einsamer Pracht speisen muss.« Aus der Tasche ihres Dufflecoats zog sie ein mit weißlich gelbem Pulver gefülltes Fläschchen, die Sorte, wo an der Kappe ein kleiner goldener Löffel befestigt ist. Das schraubte sie einhändig auf, klopfte etwas Pulver auf den Rücken der Hand, die am Lenkrad lag, und schnupfte es ein. Dann schraubte sie die Kappe wieder auf – weiterhin einhändig – und steckte das Fläschchen ein. Die Fingerfertigkeit, mit der alles ablief, sprach für lange Übung.

Als sie meinen Gesichtsausdruck sah, lächelte sie. Jetzt glänzten ihre Augen. »Hast du das noch nie jemand tun sehen? Was für ein behütetes Leben du doch geführt hast, Jamie!«

Ich hatte gesehen, wie andere Kids Gras rauchten, hatte es sogar selbst mal ausprobiert, aber härteres Zeug? Nein. Einmal hatte man mir bei einer Schulparty Ecstasy angeboten, aber ich hatte abgelehnt.

Sie fuhr sich wieder mit dem Handballen über die Nase, was keine besonders reizvolle Geste war. »Ich würde dir ja was anbieten, ich teile nämlich gern mit anderen, aber das ist meine private Spezialmischung: Koks und Heroin zwei zu eins, mit einer Prise Fentanyl. Ich hab nämlich eine gewisse Toleranz entwickelt. Dir würde das den Schädel wegpusten.«

Möglich, dass sie eine Toleranz aufwies, aber ich konnte erkennen, dass es wirkte. Sie setzte sich gerader hin und redete hektischer, aber wenigstens hielt sie sich ans Tempolimit und fuhr weiterhin nicht in Schlangenlinien.

»Eigentlich ist deine Mutter schuld, weißt du? Jahrelang hab ich das Dope bloß von A – das war normalerweise der Jachthafen in der 79th Street oder der Stewart International – nach B transportiert,

irgendwo in der ganzen Stadt. Zuerst war es hauptsächlich Kokain, aber die Zeiten haben sich geändert, und zwar wegen Oxycodon. Der Scheiß macht schnell abhängig, *kabumm*. Wenn die User es nicht mehr von ihrem Arzt bekamen, haben sie es eben auf der Straße gekauft. Dann ist der Preis gestiegen, und den Leuten wurde klar, dass sie dasselbe High auch mit dem guten alten H haben konnten, und das auch noch billiger. Also sind sie umgestiegen. Das hat auch der Mann, den wir besuchen werden, geliefert.«

»Der Mann, der tot ist.«

Sie runzelte die Stirn. »Unterbrich mich nicht, Kleiner. Du wolltest was wissen, und jetzt rede ich.«

Wissen wollen hatte ich meiner Erinnerung nach lediglich, wo wir hinfuhren, doch das sagte ich nicht. Ich bemühte mich, die aufsteigende Angst zu unterdrücken. Das klappte zwar irgendwie, weil es sich immer noch um Liz handelte, aber nicht besonders gut, weil das absolut nicht die Liz zu sein schien, die ich von früher kannte.

»Hände weg von deiner eigenen Ware, sagt man, das ist das Mantra, aber nachdem Tia mich rausgeschmissen hat, hab ich angefangen, mir immer ein kleines bisschen abzuzweigen. Bloß um nicht zu deprimiert zu sein. Dann hab ich eine Menge abgezweigt. Nach einer Weile konnte man eigentlich nicht mehr von Abzweigen reden, ich hab ganz normal konsumiert.«

»Meine Mutter hat dich rausgeschmissen, weil du Dope zu uns nach Hause mitgebracht hast«, sagte ich. »Es war deine eigene Schuld.« Wahrscheinlich wäre es klüger gewesen, die Klappe zu halten, aber ich konnte nicht anders. Dass sie Mama für das verantwortlich machen wollte, wozu sie geworden war, ließ mich wieder richtig wütend werden. Völlig nutzlos jedoch, Liz achtete sowieso nicht auf mich.

»Eins kann ich dir allerdings verraten, Cha… Jamie. Gefixt hab ich nie.« Das sagte sie mit einer Art trotzigem Stolz. »Kein einziges Mal.

Wenn du schnupfst, hast du nämlich ’ne Chance, wieder clean zu werden. Wenn du den Stoff dagegen spritzt, ist es endgültig gelaufen.«

»Du hast Nasenbluten.« Es waren ein paar wenige Tropfen, die in der kleinen Rinne zwischen Nase und Oberlippe herabliefen.

»Echt? Danke.« Wieder wischte sie mit dem Daumenballen darüber, dann drehte sie mir kurz den Kopf zu. »Hab ich alles erwischt?«

»Mhm. Aber schau lieber auf die Straße.«

»Zu Befehl«, sagte sie. »Du bist ein Beifahrer, wie er im Buche steht.« Einen Moment lang hörte sie sich dabei wie die alte Liz an. Das brach mir zwar nicht gerade das Herz, aber weh zumute wurde mir durchaus.

Wir fuhren weiter. Für einen Nachmittag unter der Woche war der Verkehr nicht arg schlimm. Ich musste an meine Mutter denken. Die war jetzt bestimmt noch in der Agentur, aber bald würde sie nach Hause kommen. Zuerst würde sie sich keine Sorgen machen. Dann ein bisschen. Und schließlich große.

»Darf ich Mama anrufen? Ich sag nicht, wo ich bin, bloß dass es mir gut geht.«

»Klar. Nur zu.«

Ich zog mein Handy aus der Tasche – und weg war es! Liz hatte so schnell danach gegrapscht wie eine Eidechse, die sich eine Fliege schnappte. Bevor ich ganz kapierte, was passiert war, hatte sie das Fenster geöffnet und das Handy auf die Straße geworfen.

»Warum hast du das getan?«, brüllte ich. »Das war meins!«

»Ich bin froh, dass du mich an dein Handy erinnert hast.« Inzwischen folgten wir den Schildern zur I-87, dem nach Norden führenden Highway. »Das hatte ich total vergessen. Man spricht nicht umsonst von Betäubungsmitteln, weißt du?« Worauf sie losprustete.

Ich boxte sie in die Schulter. Der Wagen schlingerte kurz und fuhr

dann wieder geradeaus. Jemand hupte uns an. Liz warf mir einen Blick zu, aber diesmal lächelte sie nicht. Wahrscheinlich hatte sie denselben Gesichtsausdruck aufgesetzt, wie wenn sie Leute über ihre Rechte belehrt hatte. Also Verbrecher, meine ich.

»Wenn du mich noch mal schlägst, Jamie, kriegst du meine Faust in die Eier, und zwar so fest, dass du kotzen musst. Es wäre weiß Gott nicht das erste Mal, dass jemand in dieser beschissenen Mühle gekotzt hat.«

»Willst du etwa mit mir kämpfen, während du fährst?«

Jetzt kam das Lächeln wieder. Die Lippen öffneten sich gerade so weit, dass die Kanten ihrer Zähne sichtbar wurden. »Probier's doch aus.«

Was ich natürlich nicht tat. Ich probierte gar nichts, auch nicht (falls jemand den Gedanken gehabt haben sollte), nach dem Wesen zu rufen, das Therriault in Besitz genommen hatte, obwohl es mir jetzt theoretisch zu Diensten stand – also, wenn ich pfeife, kommst du zu mir, mein Freund, und so. Genauer gesagt, kam es mir – das Wesen – überhaupt nicht in den Sinn. Ich hatte es vergessen, so wie Liz vergessen hatte, mir sofort mein Handy abzunehmen, und dafür konnte ich bei mir nicht mal einen Rüssel voll Dope verantwortlich machen. Wahrscheinlich hätte ich es sowieso nicht getan. Ob es überhaupt gekommen wäre? Und falls ja … Tja, ich hatte zwar Angst vor Liz, aber vor dem Ding mit dem Todeslicht fürchtete ich mich weitaus mehr. *Tod, Wahnsinn oder die Vernichtung deiner Seele,* hatte der Professor gesagt.

»Denk mal nach, Kleiner. Wenn du angerufen hättest, dass es dir gut geht, nur dass du gerade einen kleinen Ausflug mit deiner alten Freundin Lizzy Dutton machst, meinst du, deine Mutter hätte bloß gesagt: Okay, Jamie, geht in Ordnung, aber lass dich von ihr wenigstens zum Abendessen einladen?«

Ich schwieg.

»Sie hätte sofort bei der Polizei angerufen. Aber das ist nicht das

Wichtigste. Ich hätte dein Handy gleich am Anfang loswerden sollen, weil sie es nämlich orten kann.«

Ich riss die Augen auf. »So ein Schwachsinn!«

Liz nickte grinsend und richtete den Blick wieder auf die Fahrbahn, während wir einen Sattelzug mit Anhänger überholten. »Sie hatte schon auf dem ersten Handy, das sie dir geschenkt hat, als du zehn warst, eine Ortungsapp installiert. Ich hab ihr erklärt, wie man die versteckt, damit du sie nicht findest und stinksauer wirst.«

»Vor zwei Jahren hab ich ein neues Handy bekommen«, murmelte ich. In meinen Augenwinkeln brannten Tränen, keine Ahnung, warum. Ich fühlte mich wie … Jetzt fällt mir der richtige Ausdruck nicht ein. Moment, vielleicht doch. *Wie hintergangen.* So fühlte ich mich.

»Meinst du etwa, auf dem neuen hat sie die App nicht installiert?« Liz stieß ein raues Lachen aus. »Soll das ein Witz sein? Du bist ihr Ein und Alles, Kleiner, ihr Prinzchen. Da wird sie dich noch in zehn Jahren orten wollen, wenn du verheiratet bist und bei deinem ersten Kind die Windeln wechselst.«

»Du lügst doch wie gedruckt«, sagte ich, den Blick fest auf meinen Schoß gerichtet.

Sobald wir die Stadt hinter uns hatten, sniffte sie eine weitere Portion von ihrer Spezialmischung. Ihre Bewegungen waren genauso flink und geübt wie vorher, aber diesmal machte der Wagen einen leichten Schlenker, was uns abermals ein missbilligendes Hupen eintrug. Ich dachte kurz, vielleicht wäre es gut, wenn uns ein Cop anhalten würde, weil das dem Albtraum ein Ende machen würde. Obwohl, vielleicht wäre das doch nicht so gut. In ihrem aufgeputschten Zustand könnte Liz aufs Gas drücken und davonrasen wollen, wobei wir beide bei einem Unfall ums Leben kommen könnten. Mir fiel der Mann im Central Park ein. Jemand hatte ihm eine Jacke über Gesicht und Oberkörper gelegt, die seinen üblen Zustand verdecken sollte, aber ich hatte trotzdem gesehen,

was der Unfall mit ihm angerichtet hatte.

Liz geriet wieder in bessere Stimmung. »Hör mal, du würdest einen prächtigen Detective abgeben, Jamie. Mit deinen speziellen Fähigkeiten wärst du der Star. Weil du mit den Opfern reden könntest, würde dir kein Mörder entwischen.«

Der Gedanke war mir selbst gelegentlich in den Sinn gekommen. James Conklin, der Detective der Toten. Oder der Detective *für* die Toten. Ich war unentschieden, was sich besser anhörte.

»Aber lieber nicht beim NYPD«, fuhr sie fort. »Nichts als Arschlöcher dort. Mach lieber ein Privatbüro auf. Ich seh schon deinen Namen an der Tür.« Sie nahm kurz beide Hände vom Lenkrad, um einen Rahmen in die Luft zu zeichnen.

Ein weiteres Hupen.

»Konzentrier dich aufs Fahren, verdammte Scheiße«, sagte ich, bemüht, nicht beunruhigt zu klingen. Wahrscheinlich klappte das nicht, weil ich tatsächlich beunruhigt war.

»Mach dir keine Sorgen wegen mir, Champ. Ich hab mehr übers Autofahren vergessen, als du je lernen wirst.«

»Deine Nase blutet wieder«, sagte ich.

Sie fuhr mit dem Handballen darüber und wischte das Blut dann an ihrem Sweatshirt ab. So wie das Ding aussah, nicht zum ersten Mal. »Die Nasenscheidewand ist hinüber«, sagte sie. »Ich werde sie richten lassen. Sobald ich clean bin.«

Danach schwiegen wir beide eine Weile.

56

Als wir die I-87 erreicht hatten, genehmigte Liz sich wieder eine Prise Spezialmischung. Ich würde gern sagen, dass sie mir allmählich gewaltige Angst einjagte, aber den Punkt hatten wir bereits lange hinter uns gelassen.

»Willst du wissen, wieso wir jetzt hier sitzen? Ich und du, Holmes und Watson auf dem Weg zu einem neuen Abenteuer?«

Abenteuer war zwar nicht das Wort, das ich gewählt hätte, doch das behielt ich für mich.

»Willst du nicht wissen, das seh ich dir an der Nasenspitze an. Ist schon okay. Lange Geschichte, nicht besonders interessant, aber etwas will ich dir doch verraten – kein Kind hat je verkündet, dass es später Penner, Collegeprofessor oder ein korrupter Cop werden will. Oder in Westchester County Müll einsammeln, was mein Schwager heute tut.«

Sie lachte, obwohl mir nicht klar war, was an einem Müllmann lustig sein sollte.

»Jetzt kommt was, was dich vielleicht *doch* interessiert. Ich hab eine Menge Dope von A nach B transportiert und wurde dafür bezahlt, aber das Koks, das deine Mutter in meiner Jackentasche gefunden hat, war ein Freebie für einen Freund. Lustig, was? Da hatte die Innenrevision mich nämlich schon auf dem Kieker. Man war sich nicht sicher, hatte aber Blut geleckt. Deshalb hatte ich furchtbare Angst, dass Titi mich verpfeifen könnte. Wäre eigentlich der richtige Zeitpunkt zum Aussteigen gewesen, aber das ging damals nicht.« Sie machte eine nachdenkliche Pause. »Oder ich wollte nicht. Im Rückblick ist das schwer zu sagen. Aber dabei fällt mir was ein, was Chet Atkins mal gesagt hat. Hast du von dem schon mal gehört?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Wie schnell die großen Namen doch vergessen werden! Google ihn, wenn du wieder zu Hause bist. Ausgezeichneter Gitarrist, genauso gut wie Clapton und Knopfler. Er hat über seine miserablen Fähigkeiten gesprochen, sein Instrument zu stimmen: *Als mir klar wurde, dass ich bei dem Teil von meinem Job nichts tauge, war ich zum Aufhören schon zu reich.* Bei mir und meiner Karriere als Drogenkurier war es dasselbe. Ach, und noch was, wo wir uns die

Zeit gerade auf der guten alten I-87 totschlagen. Meinst du, deine Mutter hat als Einzige Probleme bekommen, als zwotausendacht die Wirtschaft schlappgemacht hat? Von wegen. Zum Beispiel hatte ich ein Aktiendepot – winzig, aber immerhin –, und das hat sich komplett in Luft aufgelöst.«

Sie überholte einen weiteren Sattelschlepper mit Anhänger, wobei sie diesmal darauf achtete, den Blinker zu setzen, bevor sie auf die Überholspur fuhr und wieder nach rechts schwenkte. Was mich erstaunte, weil sie doch so viel Dope gesnifft hatte. Aber ich war dankbar. Ich wollte zwar nicht neben ihr sitzen, aber noch weniger wollte ich neben ihr ums Leben kommen.

»Aber der Hauptgrund war meine Schwester Bess. Die hat einen Typen geheiratet, der für eine von den großen Investmentfirmen tätig war. Von Bear Stearns hast du wahrscheinlich genauso wenig gehört wie von Chet Atkins, stimmt's?«

Ich wusste nicht, ob ich nicken oder den Kopf schütteln sollte, also reagierte ich einfach gar nicht.

»Danny – also mein Schwager, der jetzt in der Abfallwirtschaft tätig ist – war gerade erst bei Bear eingestiegen, als Bess ihn geheiratet hat, aber er hatte große Pläne. Wie's in dem alten Lied heißt: Er hatte eine so glänzende Zukunft, dass er eine Sonnenbrille tragen musste. Die beiden haben ein Haus in Tuckahoe Village gekauft. Saftige Hypotheken, aber alle – auch ich, Asche auf mein Haupt – haben ihnen versichert, dass die Immobilienpreise da draußen definitiv steigen würden. Wie der Aktienmarkt. Für ihr Kind haben sie sich 'n Au-pair-Mädchen besorgt, und sie sind in den Country Club eingetreten. Hatten sie Schulden? Scheiße, ja. Konnte Bessie auf mich runterschauen, weil ich bloß siebzigtausend im Jahr verdiente? Klar doch! Aber weißt du, was mein Vater immer gesagt hat?«

Wie sollte ich das wissen, dachte ich.

»Er hat gesagt, wenn man versucht, vor dem eigenen Schatten davonzulaufen, fällt man irgendwann auf die Schnauze. Danny und

Bess haben gerade drüber diskutiert, einen Swimmingpool in den Garten zu setzen, als der Markt zusammenbrach. Bear Stearns hatte sich auf Hypothekendarlehen spezialisiert, und urplötzlich waren die ganzen Papiere, die sie besaßen, nur noch Papier.«

Darüber brütete sie nach, während wir an einem Schild mit der Aufschrift NEW PALTZ 59, POUGHKEEPSIE 70 und RENFIELD 78 vorüberkamen. Das heißt, wir waren nur noch eine gute Stunde von unserer finalen Destination entfernt. Schon bei der Vorstellung schauderte mir. *Final Destination* war einer der gruseligsten Horrorfilme, die ich mir mit meinen Freunden je angesehen hatte. Nicht so brutal wie die *Saw*-Reihe, aber trotzdem.

»Bear Stearns? Der reinste Witz. Gerade noch waren die Aktien von denen für mehr als hundertsiebzig Dollar gehandelt worden, und jetzt kosteten sie gerade mal zehn. Die Scherben hat dann JPMorgan Chase zusammengekehrt. Andere Firmen sind auf dieselbe Weise abgestürzt. Die Topmanager sind ziemlich gut aus der Sache rausgekommen, das ist bekanntlich immer so. Die kleinen Leute weniger. Sieh dich auf Youtube um, Jamie, da findest du Clips von Leuten, die mit einem Pappkarton aus ihrem schicken Büro in der City kommen, und in dem Karton ist ihre gesamte Karriere. Danny Miller war einer davon. Sechs Monate, nachdem er dem Green Hills Country Club beigetreten war, saß er auf einem Müllwagen von Greenwise. Wobei er noch zu den Glücklichen gehört hat. Und das Haus war plötzlich unterfinanziert. Weißt du, was das bedeutet?«

Das wusste ich zufällig. »Die beiden haben nicht mehr genug verdient, dass sie die Hypotheken bezahlen konnten.«

»Ausgezeichnet, Cham… Jamie. Note Eins. Aber es war alles, was sie besaßen, und außerdem der einzige Ort, wo Bess, Danny und meine Nichte Francine sich nachts zur Ruhe legen konnten, ohne nass geregnet zu werden. Bess sagte damals, Freunde von denen würden schon in einem Wohnmobil schlafen. Was meinst du wohl,

wer genügend zugeschossen hat, damit sie ihre Hypotheken für die zu groß geratene Schrottimmobilie zahlen konnten?«

»Wahrscheinlich du.«

»Genau. Da hat Bess nicht mehr auf meine siebzigtausend pro Jahr runtergeschaut, das kann ich dir sagen. Aber war ich in der Lage, das mit meinem Gehalt und den ganzen Überstunden, die ich ergattern konnte, hinzukriegen? Unmöglich. Und wenn ich zusätzlich in ein paar Clubs als Security jobbte? Immer noch unmöglich. Aber dort hab ich Leute kennengelernt, Verbindungen geknüpft, Angebote bekommen. Bestimmte Branchen sind eben rezessionssicher. Bestattungsinstitute überleben immer. Kopfgeldjäger und Kautionsagenten ebenfalls. Schnapsläden. Und der Drogenhandel. Egal, ob die Zeiten gut oder schlecht sind, die Leute wollen high werden. Außerdem mag ich schöne Dinge, zugegeben. Dafür entschuldige ich mich nicht. Ich finde schöne Dinge tröstlich, und ich hab gedacht, ich würde sie verdienen. Schließlich hab ich meiner Schwester und ihrer Familie ein Dach über dem Kopf beschert, nach all den Jahren, wo Bess derart die Nase über mich gerümpft hat, weil sie hübscher und klüger als ich war und ein richtiges Studium absolviert hat, statt bloß zwei Jahre auf einem Schmalspurcollege abzusitzen. Und natürlich war sie *hetero*.« Das letzte Wort kam irgendwie geknurrt heraus.

»Was ist eigentlich passiert?«, fragte ich. »Wie hast du deinen Job verloren?«

»Die Leute von der Innenrevision haben mich mit einem Pinkeltest überrumpelt, auf den ich nicht vorbereitet war. Nicht dass sie es nicht sowieso schon gewusst hätten, aber sie konnten mich nach meinem Tipp zu Therriault nicht sofort rausschmeißen. Hätte nicht gut ausgesehen. Also haben sie gewartet, was wahrscheinlich clever war, und als sie mich in der Tasche hatten – meinten sie jedenfalls –, haben sie versucht, mich umzudrehen. Ich sollte ’ne Wanze tragen und denselben Scheiß abziehen wie in *Serpico*. Aber da gibt’s ein

anderes Sprichwort, diesmal nicht von meinem Vater: Spitzel haben eine kurze Halbwertszeit. Außerdem wussten sie nicht, dass ich ein Ass im Ärmel habe.«

»Was für ein Ass?« Man kann mich gern für dämlich halten, aber das war tatsächlich eine ernst gemeinte Frage.

»Dich, Jamie. Du bist mein Ass. Und seit der Sache mit Therriault wusste ich, das die Zeit kommen würde, dass ich es ausspielen muss.«

57

Wir fuhren durch Renfield, wo es angesichts der ganzen Kneipen, Buchläden und Fastfood-Schuppen an der Hauptstraße massenhaft Studenten geben musste. Am Ortsausgang wandte die Straße sich nach Westen, und es ging hoch in die Catskills. Nach etwa drei Meilen kamen wir zu einem Rastplatz mit Blick auf den Wallkill River. Liz bog ein und stellte den Motor ab. Wir waren der einzige Wagen dort. Sie holte das Fläschchen mit ihrer Spezialmischung hervor, zögerte, die Kappe abzuschrauben, und steckte es dann wieder weg. Dabei öffnete sich ihr Dufflecoat, und ich sah weitere verschmierte Blutflecken auf ihrem Sweatshirt. Ich dachte an das, was sie über ihre ruinierte Nasenscheidewand gesagt hatte. Dachte, dass das Pulver, das sich in ihr Fleisch hineinfraß, schlimmer war als irgendein Film wie *Final Destination* oder *Saw*. Weil es echt war.

»Jetzt will ich dir endlich erzählen, wozu ich dich hierhergeschleppt habe, Kleiner. Schließlich musst du wissen, was dich erwartet und was ich von dir erwarte. Ich glaube zwar nicht, dass wir als Freunde auseinandergehen werden, aber vielleicht können wir es in einigermaßen guter Stimmung tun.«

Das bezweifle ich, hätte ich sagen können.

»Wenn du wissen willst, wie der Drogenhandel funktioniert, schau

dir mal *The Wire* an. Das spielt zwar in Baltimore und nicht in New York, aber es läuft überall ähnlich. Es ist eine Pyramide wie bei jeder Organisation, bei der viel Geld im Spiel ist. Ganz unten sind die Straßendealer, die meist minderjährig sind, damit sie nach dem Jugendstrafrecht verurteilt werden, wenn man sie schnappt. Das heißt, heute stehen sie vor dem Familiengericht und morgen schon wieder an der Straßenecke. Dann kommen die mittleren Dealer, die in den Clubs arbeiten – wo man auch mich rekrutiert hat –, und dann die nächste Riege, die Geld spart, indem sie en gros einkauft.«

Sie lachte, obwohl ich das wieder überhaupt nicht lustig fand.

»Weiter oben sind die Lieferanten, das untere Management, das dafür sorgt, dass alles glatt abläuft, die Steuerberater, die Anwälte und dann die Typen an der Spitze. Alle Ebenen sind voneinander abgeschottet, jedenfalls sollten sie das sein. Die Leute ganz unten wissen, wer direkt über ihnen steht, aber das ist schon alles. Die Leute in der Mitte kennen alle unter sich, aber nur eine einzige Etage über sich. Ich hatte da einen etwas anderen Status. Außerhalb der Pyramide. Außerhalb der, äh, Hierarchie.«

»Weil du ein Kurier warst. Wie in dem Film mit Jason Statham.«

»So ungefähr. Kuriere sollten eigentlich nur zwei Sorten Leute kennen, nämlich die, von denen sie den Stoff an Punkt A entgegennehmen, und die, denen sie die Lieferung an Punkt B übergeben. Das sind die Verteiler, die dafür sorgen, dass der Stoff an der Pyramide abwärts zu seiner finalen Destination gelangt, den Usern.«

Finale Destination. Da war es wieder.

»Nur als Cop – das bleibt man auch, wenn man nicht mehr ganz sauber ist – habe ich aufgepasst, verstehst du? Fragen hab ich zwar nicht viele gestellt, das wär gefährlich gewesen, aber ich hab zugehört. Außerdem habe ich Zugang – na gut, den *hatte* ich – zu den Datenbanken vom NYPD und von der DEA. Da war es nicht schwer, die Pyramide bis zu ihrer Spitze zu verfolgen. Das sind etwa

ein Dutzend Leute, die hauptsächlich drei Arten Dope nach New York und Neuengland importieren, und der, für den ich gearbeitet hab, wohnt gleich da drüben in Renfield. Genauer gesagt, hat er da gewohnt. Er heißt Donald Marsden, und wenn er seine Steuererklärung eingereicht hat, stand da *Bauunternehmer* als früherer Beruf und *Ruheständler* als sein jetziger. Tja, im Ruhestand ist er jetzt tatsächlich.«

Alles praktisch wie bei Kenneth Therriault.

»Ich sehe, du kapierst, worum es geht«, sagte Liz. »Fantastisch. Hast du was dagegen, wenn ich rauche? Ich sollte lieber nichts mehr sniffen, bis es vorüber ist. Anschließend genehmige ich mir dann eine doppelte Portion. Um den Blutdruck richtig hochzujagen.«

Ohne auf meine Genehmigung zu warten, steckte sie sich eine Zigarette an. Immerhin öffnete sie das Fenster, damit der Rauch abziehen konnte. Das meiste jedenfalls.

»Unter seinen Kollegen – seinem *Team* – war Donnie Marsden als Donnie Bigs bekannt, und zwar aus gutem Grund. Auch wenn das politisch nicht korrekt klingt, war er eine fette Sau. Drei Zentner wären wahrscheinlich untertrieben, eher waren es vier. Das heißt, er hat's drauf angelegt, und gestern war es dann so weit. Gehirnblutung. Hat seine kleinen grauen Zellen ausgepustet, ohne dass er 'ne Pistole dafür brauchte.«

Sie nahm einen tiefen Zug und blies den Rauch aus dem Fenster. Draußen war es noch hell, wenngleich die Schatten schon länger wurden. Bald würde es dämmern.

»Eine Woche vor seinem Abgang hab ich durch zwei von meinen alten Bekannten erfahren – Leuten an Punkt B, mit denen ich in Kontakt geblieben bin –, dass er eine Lieferung aus China bekommen hat. Eine *riesige* Lieferung, haben sie gesagt. Kein Pulver, sondern Pillen. Erstklassiges Oxycodon, von dem er eine Menge für den persönlichen Verkauf abzweigen durfte. Als Bonus oder so. Nehme ich jedenfalls an, weil es im Grunde keine Spitze

der Pyramide gibt, Jamie. Selbst der Boss hat Bosse.«

Dabei fiel mir ein Vers ein, den Mama und Onkel Harry manchmal gemeinsam aufsagten. Sie hatten ihn wohl als Kinder gelernt, und Onkel Harry erinnerte sich selbst da noch daran, wo ihm sonst alles Wichtige entfallen war: *Große Flöhe tragen kleine Flöhe, die sie zwacken und sie beißen; kleine haben klein're wiederum, und so weiter ad infinitum.* Vielleicht würde ich das auch mal meinen Kindern beibringen. Falls ich die Gelegenheit bekam, welche zu kriegen.

»Pillen, Jamie! *Pillen!*« Liz hörte sich regelrecht verzückt an, was richtig gruselig war. »Leicht zu transportieren und noch leichter zu verkaufen! Und eine *riesige* Lieferung könnte bedeuten, dass es sich um zwei- oder dreitausend handelt, womöglich sogar um *zehn*tausend. Und Rico – einer von meinen Freunden an Punkt B – sagt, es sind Forties. Weißt du, was man für Forties auf der Straße zahlt? Lass nur, mir ist schon klar, dass du's nicht weißt. Achtzig pro Pille. Und kein Stress mehr damit, Heroin in Mülltüten durch die Gegend zu fahren. Das ganze Zeug könnte ich in 'nem verdammten Koffer transportieren!«

Zwischen ihren Lippen stieg Rauch in die Höhe. Sie beobachtete, wie er auf das mit dem Hinweis ACHTUNG STEILKANTE versehene Geländer zutrieb.

»Wir werden uns die Pillen holen, Jamie. Du wirst herausbekommen, wo er sie versteckt hat. Meine zwei Kontaktleute haben mich gebeten, sie zu beteiligen, wenn ich den Stoff in die Finger bekomme, und ich hab natürlich zugestimmt, aber das ist einzig und allein mein Deal. Außerdem sind es ja vielleicht keine zehntausend Pillen, sondern bloß achttausend. Oder achthundert.«

Sie legte den Kopf schief, dann schüttelte sie ihn. Als würde sie mit sich selbst diskutieren.

»Ach, ein paar Tausend werden es schon sein. Mindestens ein paar Tausend, geht gar nicht anders. Wahrscheinlich mehr. Ein

Bonus für Donnie, weil er es so gut geschafft hat, seine New Yorker Kundschaft zu versorgen. Aber wenn man anfängt, das aufzuteilen, hat man bald nur noch Peanuts in der Hand, und darauf steh ich nicht. Hab zwar ein kleines Drogenproblem, aber ein Trottel bin ich nicht. Weißt du, was ich tun werde, Jamie?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Mich an die Westküste verziehen. Endgültig aus der Gegend hier verschwinden. Neue Klamotten, neue Haarfarbe, ein neues Ich. Da drüben finde ich schon jemand, der einen Deal für das Oxy einfädelt. Natürlich kriege ich da keine achtzig pro Pille, aber es wird trotzdem eine Menge werden, weil Oxy immer noch der Maßstab ist, und der ganze chinesische Scheiß ist genauso gut wie das Original. Anschließend werde ich mir eine hübsche neue Identität besorgen, die zu meinen neuen Haaren und Klamotten passt. Ich geh in ’ne Entzugsklinik und werde clean. Suche mir einen Job, vielleicht irgendwas, womit ich die Vergangenheit wiedergutmachen kann. Die Katholiken nennen so was Buße. Na, wie hört sich das an?«

Nach einem Hirngespinst, dachte ich.

Offenbar war das an meiner Miene abzulesen, jedenfalls erstarrte das glückliche Lächeln auf ihrem Gesicht. »Du meinst, das klappt nicht? Na gut. Du wirst schon sehen!«

»Ich will überhaupt nichts sehen«, sagte ich. »Ich will weg von dir, verdammt noch mal.«

Sie hob die Hand, und ich drückte mich in meinen Sitz, weil ich dachte, sie würde mir eins überziehen, aber sie seufzte nur und wischte sich wieder die Nase ab. »Tja, das kann ich dir nicht übel nehmen. Alsdann, an die Arbeit. Wir werden jetzt zu seinem Haus fahren – das letzte an der Renfield Road, schön einsam –, und dann wirst du ihn fragen, wo sich die Pillen momentan befinden. Ich nehme an, in seinem persönlichen Safe. Falls dem so ist, fragst du ihn nach der Kombination. Die wird er dir wohl verraten, weil Tote bekanntlich ja nicht lügen können, oder?«

»Darauf kann man sich nicht verlassen«, sagte ich, eine Lüge, die bewies, dass ich noch am Leben war. »Es ist ja nicht so, dass ich Hunderte befragt hätte. Normalerweise rede ich überhaupt nicht mit denen. Wieso auch? Schließlich sind die tot.«

»Aber Therriault hat dir verraten, wo die Bombe war, obwohl er das eigentlich nicht wollte.«

Das konnte ich nicht bestreiten, aber es gab vielleicht einen weiteren Ausweg. »Was ist, wenn der Typ gar nicht mehr da ist? Wenn er dort ist, wo man seine Leiche hingebracht hat? Oder, keine Ahnung, vielleicht besucht er seine Eltern in Florida. Vielleicht können sie sich überallhin teleportieren, sobald sie tot sind.«

Ich glaubte, ihr damit zusetzen zu können, aber sie sah nicht im Mindesten erschüttert aus. »Regis Thomas war doch bei sich zu Hause, oder etwa nicht?«

»Das heißt noch lange nicht, dass das auf *alle* zutrifft, Liz!«

»Auf Marsden schon, da bin ich mir ziemlich sicher.« Sie hörte sich sogar sehr sicher an. Natürlich kapierte sie nicht, dass Tote sich unberechenbar verhalten konnten. »Also, auf geht's. Anschließend gewähre ich dir deinen größten Wunsch. Du wirst mich nie mehr wiedersehen müssen.«

Das sagte sie in einem traurigen Ton, als müsste sie mir irgendwie leidtun, aber nichts da. Sie machte mir lediglich Angst, sonst nichts.

58

Die Straße führte in mehreren sanften S-Kurven aufwärts. Zuerst standen am Rand noch einige Häuser mit Briefkästen, aber in immer größeren Abständen. Die Bäume drängten sich heran; ihre Schatten verschmolzen so, dass es mir später vorkam, als es war.

»Was meinst du, wie viele es gibt?«, fragte Liz.

»Hä?«

»Leute wie dich. Welche, die Tote sehen können.«

»Woher soll ich das wissen?«

»Bist du schon mal so jemand begegnet?«

»Nein, aber es ist ja nicht was, worüber man sich auslässt. Wenn man jemand kennenlernt, fragt man nicht als Erstes: He, siehst du vielleicht Tote?«

»Wahrscheinlich nicht. Von deiner Mutter hast du es jedenfalls nicht geerbt.« Als würde sie über meine Augenfarbe oder meine lockigen Haare sprechen. »Was ist mit deinem Vater?«

»Ich weiß überhaupt nicht, wer das ist. Oder war. Oder wie auch immer.« Über meinen Vater zu reden war mir unangenehm, wohl weil meine Mutter sich weigerte, etwas über ihn zu erzählen.

»Hast du nie nach ihm gefragt?«

»Klar hab ich gefragt. Aber Mama reagiert nicht darauf.« Ich drehte ihr den Kopf zu. »Hat sie denn zu dir irgendwas darüber … über ihn … erzählt?«

»Als ich gefragt hab, bin ich auf dieselbe Reaktion wie du gestoßen. Hab auf Granit gebissen. Was Tia eigentlich überhaupt nicht ähnlich sah.«

Weitere Kurven, jetzt enger. Tief unter uns glitzerte der Wallkill in der späten Nachmittagssonne. Vielleicht war es auch früher Abend. Ich hatte meine Armbanduhr zu Hause auf dem Nachttisch liegen lassen, und die Uhr am Armaturenbrett zeigte 08:15 an, was definitiv nicht stimmte. Inzwischen wurde der Straßenbelag immer schlechter. Der Wagen rumpelte über zerbröselnden Asphalt und durch Schlaglöcher.

»Vielleicht war sie damals so besoffen, dass sie sich nicht an ihn erinnert. Oder sie ist vergewaltigt worden.« Beides war mir nie in den Sinn gekommen, weshalb ich zusammenzuckte. »Guck nicht so schockiert. Sind nur Vermutungen. Und du bist alt genug, wenigstens darüber nachzudenken, was deine Mutter vielleicht durchgemacht hat.«

Ich widersprach ihr nicht laut, aber doch in Gedanken. Ich dachte sogar, dass sie totale Scheiße laberte. Ob man wohl je alt genug ist, sich zu fragen, ob sein Leben das Ergebnis von besoffenem Sex hinten im Wagen eines Fremden ist oder ob man seine Mutter in eine Durchfahrt geschleppt und vergewaltigt hat? Ich glaube eigentlich nicht. Dass Liz so etwas dachte, sagte mehr als genug darüber aus, was aus ihr geworden war. Vielleicht war sie aber auch schon immer so gewesen.

»Kann durchaus sein, dass dein Talent von deinem alten Papi stammt. Schade, dass du ihn nicht danach fragen kannst.«

Ich dachte, dass ich ihn überhaupt nichts fragen würde, wenn er mir unvermutet über den Weg liefe. Ich würde ihm nur eine aufs Maul hauen.

»Allerdings könntest du es auch von niemand Bestimmtes haben. Ich bin in ’ner Kleinstadt in New Jersey aufgewachsen, und ein paar Häuser weiter hat ’ne Familie namens Jones gewohnt. Mann, Frau und fünf Kinder in ’nem kleinen, klapprigen Trailer. Die Eltern waren dumm wie Bohnenstroh und vier von den Kindern ebenfalls, aber das fünfte, ein Junge, war ein verdammtes Genie. Hat sich mit sechs selbst das Gitarrespielen beigebracht, hat zwei Klassen übersprungen und ist schon mit zwölf auf die Highschool gekommen. Woher kann er das wohl gehabt haben? Unglaublich.«

»Vielleicht hatte Mrs. Jones ja Sex mit dem Briefträger«, sagte ich. Das war ein Spruch, den ich in der Schule gehört hatte. Er brachte Liz zum Lachen.

»Du bist echt witzig, Jamie. Wär schön, wenn wir Freunde bleiben könnten.«

»Dann hättest du dich vielleicht wie ’ne Freundin verhalten sollen«, sagte ich.

Plötzlich endete der Asphalt, aber die Schotterstraße dahinter war sogar besser: gut festgewalzt, geölt, glatt. Ein großes, orangefarbenes Schild verkündete: PRIVATWEG ZUFAHRT VERBOTEN.

»Was ist, wenn da irgendwelche Typen rumhängen?«, fragte ich. »Du weißt schon, Bodyguards.«

»Dann würden die ’ne Leiche bewachen. Aber die Leiche ist nicht mehr da, und der Typ, der das Tor bewacht hat, ist bestimmt ebenfalls verschwunden. Sonst gab’s da niemand außer dem Gärtner und der Haushälterin. Falls du dir so was wie eine Filmszene vorstellst, wo Männer mit schwarzem Anzug, Sonnenbrille und halbautomatischen Waffen den Boss beschützen, vergiss es. Der Typ am Tor – er heißt Teddy – war als Einziger bewaffnet, und falls er tatsächlich noch da sein sollte, kennt er mich.«

»Was ist mit der Frau von Mr. Marsden?«

»Nicht mehr da. Die ist vor fünf Jahren abgehauen.« Liz schnippte mit den Fingern. »Vom Winde verweht. Simsalabim!«

Wir kamen um eine weitere Biegung. Im Hintergrund ragte ein unregelmäßig mit Tannen bestandener Berg auf und verdunkelte die westliche Hälfte des Himmels. Die Sonne schien durch eine Scharte, würde aber bald verschwunden sein. Vor uns erhob sich ein aus Eisenstäben zusammengeschweißtes Tor. Geschlossen. An der einen Seite sah ich eine Sprechanlage mit Tastatur. Auf der anderen stand ein Häuschen, wo wohl der Pförtner seine Zeit verbrachte.

Liz stoppte, schaltete den Motor ab und steckte den Schlüssel ein. »Bleib schön sitzen, Jamie. Das habe ich gleich erledigt.«

Ihre Wangen waren gerötet, ihre Augen glänzten. Aus ihren Nasenlöchern rann eine kleine Blutspur, die sie wegwischte. Sie stieg aus und ging zur Sprechanlage, aber da die Autofenster zu waren, bekam ich nicht mit, was sie sagte. Dann ging sie zum Wachhäuschen hinüber, und diesmal konnte ich sie hören, weil sie die Stimme hob. »Teddy? Bist du da drin? Ich bin’s, deine Freundin

Liz. Will mich von Donnie verabschieden. Kannst du mir sagen, wo er liegt?«

Niemand gab eine Antwort, und niemand kam heraus. Liz ging wieder zur anderen Seite vom Tor. Sie zog einen Zettel aus der Gesäßtasche, studierte ihn und tippte dann mehrere Zahlen in die Tastatur. Langsam rollte das Tor auf. Strahlend kam Liz zum Wagen zurück. »Sieht ganz so aus, dass wir das Haus ganz für uns allein haben!«

Sie fuhr durchs Tor. Der Weg dahinter war asphaltiert und glatt wie Glas. Es kam eine weitere S-Kurve, und als Liz den Wagen hindurchlenkte, flammten an beiden Seiten elektrische Fackeln auf. Ich fühlte mich an die Szene erinnert, wo die Dorfbewohner in den alten Frankenstein-Filmen die Mühle stürmen.

»Ganz hübsch«, sagte ich.

»Ja, aber sieh dir mal das verfluchte Ding da vorn an, Jamie!«

Hinter der Kurve kam das Haus von Marsden in Sicht. Es war wie eine von diesen Villen in Hollywood Hills, die man aus Filmen kennt – wuchtig ragte es ein Stück über den Abhang hinaus. Die uns zugewandte Seite war vollständig verglast. Ich stellte mir vor, wie Marsden mit seinem Morgenkaffee in der Hand den Sonnenaufgang betrachtete. Bestimmt konnte man von hier aus bis nach Poughkeepsie sehen, wenn nicht gar weiter. Allerdings … ein Blick auf Poughkeepsie? Nicht gerade sensationell.

»Das Haus da wurde mit Heroin erbaut.« Liz klang gehässig. »Samt dem ganzen Schnickschnack, darunter ein Mercedes und ein Boxster in der Garage. Mit dem Zeug, durch das ich meinen Job verloren habe.«

Ich überlegte, etwas zu sagen: *Du hattest eine Wahl.* Das sagte meine Mutter immer zu mir, wenn ich etwas verbockt hatte. Aber ich hielt den Mund. Liz konnte so leicht explodieren wie eine von Thumpers Bomben, da wollte ich sie nicht reizen.

Nach einer weiteren Kurve hatten wir die gepflasterte Zufahrt vor

dem Haus erreicht. Als Liz sie umrundete, sah ich vor der Doppelgarage, die laut Liz zwei coole Autos enthielt (bestimmt hatte man Donnie Bigs nicht in seinem Boxster zum Bestatter kutschiert), einen Mann stehen. Ich wollte schon sagen, das sei wohl der Pförtner Teddy – weil er dürr war, konnte es sich unmöglich um Marsden handeln –, aber dann sah ich, dass sein Mund nicht mehr vorhanden war.

»Steht da der Boxster drin?«, fragte ich und hoffte, dass meine Stimme sich mehr oder weniger normal anhörte. Ich zeigte auf die Garage und den davor stehenden Mann.

Liz warf einen Blick darauf. »Jawoll. Aber falls du auf eine Spritzfahrt gehofft hast, muss ich dich leider enttäuschen. Wir haben etwas Wichtigeres zu tun.«

Also sah sie den Mann nicht. Nur ich konnte ihn sehen. Und angesichts des roten Lochs, wo sich sein Mund befunden hatte, war er keines natürlichen Todes gestorben. Wie gesagt, eine Horrorstory.

60

Liz stellte den Motor ab und stieg aus. Als sie sah, dass ich auf dem Beifahrersitz blieb, die Füße zwischen zerknülltem Einwickelpapier, schüttelte sie mich. »Komm schon, Jamie. Jetzt geht es an die Arbeit. Und dann bist du mich los.«

Ich stieg aus und folgte ihr zum Hauseingang. Auf dem Weg warf ich verstohlen einen weiteren Blick zu dem Mann vor der Doppelgarage. Der merkte offenbar, dass ich ihn sehen konnte, und hob die Hand. Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass Liz mich nicht beobachtete, erwiderte ich den Gruß.

Mit Schiefer gepflasterte Stufen führten zu einer großen Holztür, die mit einem Löwenklopfer geschmückt war. Um den kümmerte Liz sich nicht groß. Sie zog wieder den Zettel aus der Tasche und tippte

Zahlen in die Tastatur neben der Tür. Das rote Lämpchen darauf wurde grün, und das Schloss öffnete sich mit einem dumpfen Schlag.

Hatte Marsden einer einfachen Drogenkurierin seine Türkombination verraten? Das war nicht anzunehmen, und von den Leuten, die Liz von den Pillen erzählt hatten, hatte sie es wohl auch nicht gehört. Es gefiel mir gar nicht, dass sie die Kombination kannte, und zum ersten Mal dachte ich an Therriault … beziehungsweise an das Ding, das jetzt in dem Überrest von ihm hauste. Das Ding hatte ich in dem Ritual von Chüd besiegt, und vielleicht würde es kommen, wenn ich es rief, vorausgesetzt, es musste sich an die Abmachung halten, die wir geschlossen hatten. Ob dem so war, musste sich erst noch erweisen. Jedenfalls würde ich nur als letzte Ausflucht darauf zurückgreifen, weil ich furchtbare Angst vor dem Ding hatte.

»Rein mit dir.« Liz hatte den Zettel in die Gesäßtasche zurückgeschoben und ließ die Hand nun in der Tasche ihres Dufflecoats verschwinden. Ich warf einen letzten Blick auf den Mann, der vor der Garage stand, vermutlich tatsächlich Teddy. Bei dem blutigen Loch an der Stelle, wo sein Mund gewesen war, musste ich an die Flecken denken, mit denen das Sweatshirt von Liz bedeckt war. Ob die alle daher stammten, dass sie sich die Nase abgewischt hatte?

Vielleicht nicht.

»Rein mit dir, hab ich gesagt.« Alles andere als eine höfliche Einladung.

Ich zog die Tür auf. Es gab weder Flur noch Eingangsdiele, nur ein riesiges Wohnzimmer. In der Mitte befand sich ein tiefer gelegter Bereich mit Sofas und Sesseln. Später bekam ich heraus, dass man so etwas als versenkte Sitzecke bezeichnet. Drum herum waren weitere teuer aussehende Sitzmöbel platziert (wohl um die unten stattfindenden Unterhaltungen von oben herab zu betrachten),

außerdem gab’s eine Bar auf Rädern und allerhand Kram an den Wänden. Ich sage *Kram,* weil es in meinen Augen nicht nach Kunst aussah, sondern nur aus Klecksen und Kritzikratzi bestand. Aber da die Kleckse gerahmt waren, hatte Marsden sie wohl als Kunst empfunden. Über der Sitzecke hing ein Kronleuchter, der mindestens zweihundert Kilo schwer sein musste. Ich hätte nicht gern darunter gesessen. Auf der anderen Seite stieg eine geschwungene Doppeltreppe in die Höhe. Die einzig vergleichbare Konstruktion, die ich im wahren Leben anstatt im Kino oder Fernsehen je gesehen hatte, war die im Apple-Store in der Fifth Avenue.

»Nicht übel, was?«, sagte Liz. Sie knallte die Tür zu – *RUMS* – und schlug mit der Handfläche an die Leiste mit den Lichtschaltern daneben. Weitere Fackeln flammten auf, dazu der Kronleuchter. Er war ein wunderschönes Objekt und verströmte ein wunderschönes Licht, aber ich war nicht in der Stimmung, das zu genießen. Ich war mir immer sicherer, dass Liz schon hier gewesen war, um Teddy zu erschießen, bevor sie mir aufgelauert hatte.

Mich muss sie aber nicht erschießen, wenn sie nicht weiß, dass ich ihn gesehen habe, sagte ich mir, und obwohl das einigermaßen einleuchtete, war mir klar, dass ich nicht auf logische Schlussfolgerungen vertrauen konnte, wenn ich die Sache hier durchstehen wollte. Liz war high wie eine Frisbeescheibe; sie vibrierte geradezu. Wieder fielen mir Thumpers Bomben ein.

»Du hast mich gar nicht gefragt«, sagte ich.

»Was gefragt?«

»Ob er hier ist.«

»Und? Ist er hier?« Das sagte sie nicht mit echtem Interesse in der Stimme, sondern eher der Form halber. Was hatte das zu bedeuten?

»Nein«, sagte ich.

Sie kam mir nicht so hektisch vor wie an dem Tag, wo wir nach Therriault gesucht hatten. »Sehen wir mal im Obergeschoss nach.

Vielleicht ist er in seinem Schlafzimmer und träumt von der glücklichen Zeit, die er da mit seinen Huren verbracht hat. Nachdem Madeline abgehauen ist, waren viele von der Sorte da. Vorher wahrscheinlich auch schon.«

»Ich will da nicht rauf.«

»Wieso nicht? Hier spukt es doch nicht, Jamie.«

»Weil er vielleicht da oben ist.«

Darüber dachte sie nach, dann lachte sie. Ihre Hand steckte immer noch in der Jackentasche. »Das leuchtet mir ein, aber da wir nach niemand anderes als ihm suchen, rauf mit dir. *Ándale, ándale!*«

Ich deutete auf den Flur, der von der rechten Seite des großen Raums abging. »Vielleicht ist er in der Küche.«

»Um sich was zu futtern zu besorgen? Kaum anzunehmen. Ich glaube, er ist oben. Los jetzt!«

Ich überlegte, ob ich weiter diskutieren oder mich glatt weigern sollte, aber dann kam eventuell ihre Hand aus der Jackentasche, und ich ahnte, was sie darin hielt. Daher ging ich zur rechten Treppe. Der Handlauf war aus mattem grünem Glas, glatt und kühl. Die Stufen waren aus grünem Stein. Insgesamt waren es siebenundvierzig, ich zählte sie mit, und jede hatte wahrscheinlich so viel gekostet wie ein Kia.

Am oberen Ende hing an der Wand gegenüber ein Spiegel mit Goldrahmen, bestimmt zwei Meter hoch. An der anderen Seite hing das Gegenstück. Ich sah mich im Spiegelglas höher steigen, gefolgt von Liz, die mir über die Schulter blickte.

»Deine Nase«, sagte ich.

»Ich weiß.« Jetzt blutete sie aus beiden Nasenlöchern. Sie wischte sich das Blut ab und reinigte die Hand an ihrem Sweatshirt. »Das ist der Stress. Der ruft so was hervor, weil die ganzen Kapillaren da drin so brüchig sind. Sobald wir Marsden gefunden haben und er uns sagt, wo die Pillen sind, lässt der Stress bestimmt nach.«

Hat es geblutet, als du Teddy erschossen hast? Wie stressig war

das eigentlich, Liz?

Der obere Flur war eigentlich eine ringförmige Galerie, beinah ein Laufgang, gesichert mit einem hüfthohen Geländer. Als ich da drüberblickte, wurde mir flau im Magen. Wenn man da runterfiele – oder runtergestoßen würde –, landete man nach kurzem Flug mitten in der abgesenkten Sitzecke, wo der farbenprächtige Teppich nur minimal vor dem Steinfußboden darunter schützen würde.

»Links lang, Jamie.«

Das bedeutete weg von der Galerie, was gut war. Wir gingen einen langen Flur entlang, wo nur links Türen waren, damit man von jedem Zimmer aus den Blick genießen konnte. Die einzige Tür, die offen stand, war etwa in der Mitte. Sie führte in eine kreisrunde Bibliothek voller Regale, die mit Büchern gefüllt waren. Meine Mutter wäre vor Entzücken in Ohnmacht gefallen. Vor der einzigen Wand ohne Bücher standen zwei Sessel und ein Sofa. Die Wand war natürlich ein einziges Fenster aus geschwungenem Glas, durch das man die Landschaft betrachten konnte, die jetzt in der Dämmerung eine violette Färbung annahm. Ich sah ein Lichternest, bei dem es sich um Renfield handeln musste, und ich hätte fast alles gegeben, um dort zu sein.

Liz fragte nicht, ob Marsden sich in der Bibliothek befand. Sie warf nicht einmal einen kurzen Blick hinein. Als wir zum Ende des Flurs kamen, deutete sie mit der Hand, die nicht in der Jackentasche steckte, auf die letzte Tür. »Ich bin mir ziemlich sicher, dass er da drin ist. Mach die Tür auf.«

Ich gehorchte, und tatsächlich war da Donald Marsden. Er lag lang ausgestreckt auf einem so großen Bett, dass man es kaum noch als XXL bezeichnen konnte. Eher als XXXL oder XXXXL. Er selbst besaß den entsprechenden Körperumfang, da hatte Liz recht. Aus meiner jugendlichen Perspektive kam seine Masse mir beinah halluzinatorisch vor. Ein gut geschnittener Anzug hätte wenigstens etwas von seinem Speck kaschiert, aber er trug keinen Anzug. Er

trug riesenhafte Boxershorts und sonst nichts. Sein immenser Leib samt den monströsen Männerbrüsten und den wabbeligen Armen war mit einem Kreuzmuster aus oberflächlichen Schnittwunden überzogen. Das Vollmondgesicht war ein einziger Bluterguss, eines der Augen war gänzlich zugeschwollen. Im Mund steckte ihm ein merkwürdiges Ding, bei dem es sich, wie ich später feststellte (auf einer dieser Websites, von denen man seiner Mama nichts erzählen würde), um einen Ballknebel handelte. Die Handgelenke waren an die oberen Bettpfosten gekettet. Offenbar hatte Liz für ihr Vorhaben nur zwei Handschellen mitgebracht gehabt, jedenfalls waren die Füße mit Paketband an die unteren Pfosten gefesselt worden. So wie es aussah, hatte sie je eine ganze Rolle für jedes Bein verwendet.

»Sieh da, der Hausherr«, sagte Liz.

Er blinzelte mit dem halbwegs unversehrten Auge. Wahrscheinlich meint jetzt jeder, dass ich es schon an den Handschellen und dem Klebeband hätte merken sollen. Und daran, dass aus ein paar Wunden noch Blut austrat. Aber ich merkte es nicht, dazu war ich zu geschockt. Bis zu dem einzelnen Blinzeln.

»Er ist noch am Leben!«

»Das kann man ändern«, sagte Liz. Sie zog ihre Pistole aus der Jackentasche und schoss ihm in den Kopf.

61

Blut und Gehirnmasse spritzten an die Wand hinter ihm. Ich schrie auf und rannte aus dem Zimmer, die Treppe hinab, durch die Haustür, an Teddy vorüber und weiter die Straße hinunter. Ich rannte bis nach Renfield, alles in einer einzigen Sekunde. Dann schlang Liz die Arme um mich.

»Ruhig, Kleiner. Ganz ru…«

Ich versetzte ihr einen Faustschlag in den Bauch und hörte, wie sie überrascht den Atem ausstieß. Dann wurde ich herumgewirbelt und spürte, wie mir der Arm hinter dem Rücken verdreht wurde. Das tat so brutal weh, dass ich wieder aufschrie. Urplötzlich trugen meine Beine mich nicht mehr. Liz hatte sie mir weggetreten. Ich fiel auf die Knie und brüllte wie am Spieß, weil sie mir den Arm so hoch verdrehte, dass ich mit dem Handgelenk mein Schulterblatt berührte.

»Halt die Klappe!« Ihre Stimme, kaum mehr als ein Knurren, drang mir in die Ohren. Das war die Frau, die früher mit mir auf dem Boden gekniet hatte, um mit meinen Matchbox-Autos zu spielen, während meine Mutter in der Küche Spaghettisoße gerührt und im Radio Oldies gehört hatte. »Hör auf mit dem Gebrüll, dann lasse ich dich los!«

Ich hörte auf, sie ließ los. Auf allen vieren am ganzen Körper zitternd, starrte ich auf den Teppich.

»Auf die Beine, Jamie.«

Das schaffte ich, blickte jedoch weiter auf den Teppich. Den dicken Mann, dem der obere Teil vom Kopf fehlte, wollte ich nicht sehen.

»Ist er hier?«

Ich starrte auf den Teppich, ohne etwas zu erwidern. Die Haare hingen mir in die Augen. In meiner Schulter pochte es.

»*Ist er hier?* Sieh dich um!«

Als ich den Kopf hob, hörte ich es im Nacken knacken. Anstatt den Blick auf Marsden zu richten – ich sah ihn trotzdem, er war zu massig, als dass man ihn hätte ausblenden können –, betrachtete ich das Tischchen neben dem Bett. Darauf standen mehrere Tablettendöschen neben einem dick belegten Sandwich und einer Flasche Mineralwasser.

»Ist er hier?« Liz gab mir einen festen Klaps an den Hinterkopf.

Ich sah mich im Zimmer um. Da war niemand außer uns beiden und der Leiche des Dicken. Jetzt hatte ich bereits drei Menschen mit Kopfschüssen gesehen. Therriault hatte sogar ein übleres Bild

abgegeben, aber wenigstens hatte ich ihn nicht sterben sehen müssen.

»Da ist niemand«, sagte ich.

»Wieso nicht? Wieso ist er nicht hier?« Sie hörte sich hektisch an. Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen, dazu war ich zu verängstigt. Erst später, als ich die endlosen fünf Minuten im Schlafzimmer von Marsden Revue passieren ließ, wurde mir klar, dass sie immer noch an meinen Fähigkeiten zweifelte. Trotz Regis Thomas und seinem Buch, trotz der Bombe im Supermarkt fürchtete sie, dass ich doch keine Toten sehen konnte und dass sie jetzt die einzige Person umgebracht hatte, die wusste, wo der Pillenschatz versteckt war.

»Keine Ahnung. Ich war noch nie dabei, wenn jemand gestorben ist. Vielleicht … vielleicht dauert es eine Weile, ich weiß es auch nicht, Liz.«

»Na gut«, sagte sie. »Dann warten wir eben.«

»Aber nicht hier drin, okay? Bitte, Liz, nicht hier drin, wo ich ihn sehen muss.«

»Dann im Flur. Wenn ich dich loslasse, bist du dann brav?«

»Ja.«

»Du wirst nicht versuchen wegzurennen?«

»Nein.«

»Würde ich dir auch nicht raten. Es täte mir echt leid, wenn ich dir in den Fuß oder ins Bein schießen müsste. Das wäre das Ende deiner Tenniskarriere. Raus mit dir.«

Ich ging hinaus, und sie folgte mir, damit sie mich hindern konnte, falls ich doch abhauen wollte. Als wir im Flur standen, befahl sie mir, mich wieder umzusehen. Ich tat wie geheißen. Marsden war immer noch nicht da, was ich ihr auch mitteilte.

»Verdammt.« Dann: »Du hast das Sandwich gesehen, oder?«

Ich nickte. Ein Sandwich und eine Flasche Wasser für jemand, der an sein riesenhaftes Bett gefesselt war. Mit Händen und Füßen.

»Essen war seine größte Leidenschaft«, sagte Liz. »Ich war mal mit ihm im Restaurant. Da hätte er eine Schaufel haben sollen statt Gabel und Löffel. Was für ein Schwein!«

»Warum hast du ihm ein Sandwich hingelegt, wenn er es gar nicht essen konnte?«

»Ich wollte, dass er es sieht, deshalb. Er sollte es einfach anschauen. Den ganzen Tag lang, während ich weg war, um dich zu holen. Und glaub mir, den Kopfschuss hat er sich redlich verdient. Hast du eine Ahnung, wie viele Leute er mit seinem … seinem giftigen Glück umgebracht hat?«

Wer hat ihm dabei eigentlich geholfen? Das dachte ich natürlich nur, ohne es auszusprechen.

»Was meinst du, wie lange er überhaupt noch gelebt hätte? Zwei Jahre? Fünf? Ich war in seinem Badezimmer, Jamie. Er hat eine Kloschüssel in doppelter Größe!« Sie gab ein Geräusch von sich, das irgendwo zwischen einem Lachen und einem angeekelten Schnauben lag. »Okay, gehen wir mal zur Galerie rüber. Dann sehen wir, ob er im Wohnzimmer ist. Schön langsam, ja?«

Ich hätte selbst dann nicht schnell gehen können, wenn ich das gewollt hätte, weil mir die Oberschenkel zitterten und die Knie sich wie Wackelpudding anfühlten.

»Weißt du, wie ich an den Code fürs Tor gekommen bin? Über den Mann von UPS, der Marsden beliefert hat. Der Typ ist ganz verrückt nach Kokain. Ich hätte glatt mit seiner Frau schlafen können, wenn ich’s gewollt hätte. Der hätte sie mir für ’ne regelmäßige Portion Dope gern zur Verfügung gestellt. Den Code fürs Haus hab ich von Teddy bekommen.«

»Bevor du ihn erschossen hast.«

»Was hätte ich sonst tun sollen?« Als wäre ich dumm wie Brot. »Er hätte mich identifizieren können.«

Das kann ich auch, dachte ich, wobei mir sofort wieder das Ding in den Sinn kam, nach dem ich pfeifen konnte. Irgendwann würde ich

das müssen, aber noch wollte ich nicht. Weil es womöglich nicht funktioniert hätte? Ja, aber nicht nur deshalb. Wenn man an einer Zauberlampe rieb, um einen guten Geist zu rufen, wunderbar. Wenn man damit einen Dämon – ein Todeslicht – heraufbeschwor, wusste dagegen Gott allein, was dann passierte. Ich jedenfalls nicht.

Wir erreichten die Galerie mit ihrem niedrigen Geländer und der großen Fallhöhe. Ich spähte hinunter.

»Ist er da unten?«

»Nein.«

Die Pistole bohrte sich in mein Kreuz. »Lügst du etwa?«

»Nein!«

Liz stieß einen rauen Seufzer aus. »So hätte es nicht laufen sollen.«

»Ich hab keine Ahnung, wie es laufen sollte, Liz. Wer weiß, vielleicht steht er draußen und redet mit T…« Ich unterbrach mich.

Sie packte mich an den Schultern und drehte mich zu sich um. Jetzt war ihre ganze Oberlippe mit Blut verschmiert – offenbar war sie extrem gestresst –, aber sie grinste. »Du hast Teddy gesehen?«

Ich senkte den Blick. Was als Antwort ausreichte.

»Du bist ein schlauer Hund.« Sie lachte sogar. »Wir gehen schon noch raus und sehen uns draußen um, falls Marsden hier nicht aufkreuzt, aber vorläufig warten wir einfach ein bisschen. Können wir uns gut leisten. Seine neueste Hure besucht gerade ihre Verwandten in Jamaica oder Barbados oder irgendwo anders, wo’s Palmen gibt, und während der Woche kommt niemand her. Er hat längst alle Geschäfte übers Telefon erledigt. Als ich rein bin, lag er da und hat sich *John Law* angesehen, die Gerichtsshow. Mann, ehrlich, es wäre mir echt lieber gewesen, wenn er da wenigstens ’nen Pyjama getragen hätte.«

Ich schwieg.

»Er hat behauptet, es gäbe keine Pillen, aber ich hab ihm am Gesicht angesehen, dass er lügt. Deshalb hab ich ihn fixiert und

dann ein bisschen geritzt. Dachte, das würde ihm die Zunge lösen, aber weißt du, was er gemacht hat? Er hat mich *ausgelacht*. Hat gesagt, ja, okay, er hätte Oxy, sogar eine Menge, würde mir aber nie verraten, wo es ist. Warum sollte er, hat er gesagt. Ich würde ihn ja sowieso umbringen. Da ist bei mir der Groschen gefallen. Konnte kaum glauben, dass ich nicht vorher daran gedacht hab. *Muy estúpido.*« Sie klopfte sich mit dem Ballen der Hand, in der sie die Waffe hielt, an den Kopf.

»Du hast an mich gedacht«, sagte ich. »Ich war der Groschen, der gefallen ist.«

»Genau. Also hab ich ihm ein Sandwich und eine Flasche Wasser zum Bewundern hingestellt und bin sofort nach New York, um dich zu holen, dann sind wir wieder hergefahren, und da wären wir nun, aber wo zum Teufel ist er?«

»Da drüben«, sagte ich.

»Was? *Wo?*«

Ich zeigte hinter sie. Als sie sich umdrehte, sah sie natürlich nichts, aber ich konnte für uns beide sehen. Da stand Donald Marsden, auch als Donnie Bigs bekannt, in der Tür seiner kreisrunden Bibliothek. Er trug nichts als Boxershorts. Der obere Schädelteil war praktisch nicht mehr vorhanden, und die Schultern waren mit Blut bedeckt, doch mit dem Auge, das selbst nach Liz' wütenden Frustschlägen nicht zugeschwollen war, starrte er mich an.

Ich hob zögernd die Hand, und er erwiderte meinen Gruß.

62

»Frag ihn!« Liz bohrte mir die Finger in die Schulter, und ich roch ihren Atem. Beides war unangenehm, aber der Atem war schlimmer.

»Lass mich los, dann tue ich's.«

Langsam ging ich auf Marsden zu, dicht gefolgt von Liz. Ich konnte

spüren, wie sie hinter mir lauerte.

Zwei Schritte von ihm entfernt, blieb ich stehen. »Wo sind die Pillen?«

Er antwortete, ohne zu zögern, wie sie es alle taten – mit Ausnahme von Therriault jedenfalls –, nämlich so, als wäre es nicht mehr besonders wichtig. Kein Wunder. Er brauchte keine Pillen mehr, weder da, wo er sich befand, noch da, wohin er ging. Falls er überhaupt irgendwohin unterwegs war.

»Ein paar liegen auf dem Tischchen neben meinem Bett, aber die meisten sind im Medizinschrank. Topamax, Marinox, Propranolol, Pepcid, Tamsulosin …« Und ein halbes Dutzend weitere. Er leierte die Namen herunter wie einen Einkaufszettel.

»Was hat er …«

»Sei still«, sagte ich. Im Moment hatte ich die Zügel in der Hand, wobei mir klar war, dass es nicht lange dabei bleiben würde. Ob ich wohl auch dann das Sagen hatte, wenn ich das Ding rief, das Therriault in Besitz genommen hatte? Wie gesagt, keine Ahnung. »Ich hab die falsche Frage gestellt.«

Ich drehte mich zu ihr um.

»Ich kann die richtige stellen, aber zuerst musst du mir versprechen, dass du mich freilässt, sobald du bekommen hast, was du willst.«

»Natürlich lass ich dich frei, Jamie«, sagte sie, aber ich wusste, dass sie log. *Wie* ich das wusste, ist mir nicht ganz klar. Mit Logik hatte es nichts zu tun, doch reine Intuition war es ebenfalls nicht. Ich glaube, ich erkannte es daran, wie sie den Blick abwandte, als sie meinen Namen aussprach.

Da wusste ich, dass ich würde pfeifen müssen.

Donald Marsden stand weiterhin in der Tür seiner Bibliothek. Ich überlegte kurz, ob er die Bücher darin tatsächlich gelesen hatte oder ob sie nur Schau waren. »Was sie haben will, sind nicht Ihre Medikamente, sondern das Oxy. Wo ist es?«

Was nun geschah, war bisher erst ein einziges Mal passiert. Als ich Therriault gefragt hatte, wo sich seine letzte Bombe befinde. Was Marsden sagte, passte nicht mehr zu seinen Mundbewegungen, so als würde er sich gegen den Zwang zu antworten wehren. »Das will ich dir nicht verraten.«

Genau das, was Therriault gesagt hatte.

»Jamie! Was …«

»Sei still, hab ich gesagt! Gib mir eine Chance!« Dann zu ihm: »Wo ist das Oxy?«

Unter Druck hatte Therriault gewirkt, als hätte er Schmerzen, und ich glaube – ich weiß es nicht, aber ich glaube es –, dass in jenem Moment das Todeslicht-Ding in ihn eingedrungen war. Marsden wiederum machte nicht den Eindruck, als würde er körperlich leiden, aber in ihm ging etwas Emotionales vor sich, obwohl er tot war. Er schlug die Hände vors Gesicht wie ein Kind, das etwas falsch gemacht hatte, und sagte: »Im Panikraum.«

»Was heißt das? Was ist ein Panikraum?«

»Das ist ein Raum, in den man sich zurückziehen kann, wenn man überfallen wird.« Marsdens emotionaler Ausdruck war so schnell verschwunden, wie er aufgetaucht war. Jetzt sprach er wieder so ausdruckslos wie beim Ablesen eines Einkaufszettels. »Ich habe Feinde. Zum Beispiel die da. Das wusste ich nur nicht.«

»Frag ihn, wo der Raum ist!«, befahl Liz.

Ich war mir ziemlich sicher, dass ich es bereits wusste, stellte die Frage jedoch trotzdem. Er deutete auf die Bibliothek.

»Es ist eine Geheimkammer«, sagte ich, aber da das keine Frage war, reagierte Marsden nicht. »Ist es eine Geheimkammer?«

»Ja.«

»Zeigen Sie sie mir!«

Er ging in die Bibliothek, in der jetzt trübes Licht herrschte. Tote waren eigentlich keine richtigen Geister, aber während er jetzt in das Halbdunkel trat, sah er eindeutig wie einer aus. Liz musste mit der

Hand nach dem Schalter tasten, mit dem die Deckenlampe und weitere elektrische Fackeln eingeschaltet wurden, woraus ich schloss, dass sie sich nie lange hier aufgehalten hatte, obwohl sie gern Bücher las. Wie oft sie wohl vorher in dem Haus hier gewesen war? Ein-, zweimal vielleicht, vielleicht auch nie. Gut möglich, dass sie es nur von Fotos her kannte und durch geschickte Fragen an Leute, die mal hier gewesen waren.

Marsden deutete auf ein Bücherregal. Weil Liz ihn nicht sehen konnte, ahmte ich die Geste nach und sagte: »Das da.«

Sie trat zu dem Regal und zog daran. Am liebsten wäre ich da schon davongerannt, nur dass sie mich mit sich zog. Sie war stoned und beinah außer sich vor Erregung, hatte ihren Polizeiinstinkt jedoch zumindest teilweise behalten. Mit der freien Hand zerrte sie an mehreren Regalbrettern, aber nichts geschah. Fluchend sah sie mich an.

Um zu verhindern, dass sie mich wieder schüttelte oder mir den Arm verdrehte, stellte ich Marsden gleich die naheliegende Frage. »Gibt’s eine Taste, die man drücken muss?«

»Ja.«

»Was sagt er, Jamie? Verdammt noch mal, was sagt er?«

Abgesehen davon, dass sie mir brutal Angst einjagte, trieb sie mich mit ihrer ständigen Fragerei schier in den Wahnsinn. Sie hatte vergessen, sich die Nase abzuwischen, weshalb ihr jetzt frisches Blut über die Oberlippe rann, wodurch sie wie einer von Bram Stokers Vampiren aussah. Was sie meiner Meinung nach auch irgendwie war.

»Gib mir eine Chance, Liz«, sagte ich wieder und dann zu Marsden: »Wo ist die Taste?«

»Oberstes Regalbrett, ganz rechts«, sagte er.

Ich gab das an Liz weiter. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und fummelte kurz herum, dann klickte es. Als sie diesmal zog, schwang das Regal auf verborgenen Angeln nach außen. Zum Vorschein kam

eine Stahltür mit einer Tastatur und einem roten Lämpchen über den Zahlen. Liz musste mir nicht sagen, was ich als Nächstes fragen sollte.

»Wie lautet der Code?«

Wieder hob er die Hände und hielt sie sich zu jener kindlichen Geste vors Gesicht: *Wenn ich dich nicht sehen kann, siehst du mich auch nicht.* Es war ein trauriger Anblick, aber ich konnte es mir nicht leisten, davon berührt zu werden, und zwar nicht nur, weil der Mann da ein Drogenbaron war, durch dessen Stoff zweifellos Hunderte, wenn nicht gar Tausende Menschen ums Leben gekommen und Tausende weitere süchtig geworden waren. Ich hatte genügend eigene Probleme.

»Wie … lautet … der … Code?« Ich betonte jedes einzelne Wort, wie ich es bei Therriault getan hatte. Das Ganze hier war anders, aber auch irgendwie dasselbe.

Er sagte es mir. Musste er ja.

»7-3-6-1-2«, wiederholte ich.

Während Liz die Ziffern eintippte, hielt sie mich weiter am Arm fest. Ich wartete auf einen dumpfen Schlag und ein Zischen, wie wenn sich in Science-Fiction-Filmen eine Luftschleuse öffnete, aber nichts dergleichen passierte. Nur dass das rote Lämpchen grün wurde. Da weder ein Handgriff noch ein Türknauf vorhanden war, drückte Liz einfach gegen die Tür. Sie öffnete sich. In dem Raum dahinter war es finster wie in einem Bärenarsch.

»Frag ihn, wo der Lichtschalter ist.«

Als ich das tat, sagte Marsden: »Es gibt keinen.« Er hatte die Hände sinken lassen, und seine Stimme wurde bereits leiser. In jenem Moment dachte ich, er würde so schnell dahinschwinden, weil er ermordet worden war, anstatt eines natürlichen Todes oder bei einem Unfall zu sterben. Später kam ich zu einem anderen Schluss. Ich glaube, er wollte weg sein, bevor wir herausfanden, was sich in dem Raum befand.

»Geh doch einfach mal rein«, sagte ich.

Ohne mich loszulassen, tat Liz einen vorsichtigen Schritt in die Dunkelheit, worauf an der Decke Leuchtstoffröhren aufflammten. Der Raum bot einen krassen Anblick. An der Wand gegenüber sah ich einen Eisschrank (mir kam die Stimme von Professor Burkett in den Sinn), eine Kochplatte und eine Mikrowelle. Links und rechts waren Regale angebracht, auf denen sich billiges Dosenfutter stapelte, Zeug wie Frühstücksfleisch, Ölsardinen und Rindergulasch von Dinty Moore. Weitere Nahrung war in Beuteln abgepackt (später bekam ich heraus, dass es sich um etwas handelte, was bei der Army als Feldration bezeichnet wird). Dazu kamen Sechserpacks Mineralwasser und Bier. Auf einem der unteren Regalbretter stand ein Festnetz-Fernsprecher. In der Mitte des Raums war ein einfacher Holztisch mit einem Desktop, einem Drucker, einem dicken Aktenordner und einem Stoffding mit Reißverschluss.

»Wo ist das Oxy?«

Ich fragte. »Er sagt, es ist im Kulturbeutel, was immer das sein soll.«

Sie griff sich das Stoffding, zog den Reißverschluss auf und drehte es um. Heraus fielen mehrere Pillenfläschchen, dazu zwei, drei kleine Päckchen in Frischhaltefolie. Nicht gerade ein Schatzfund. »Verdammte Scheiße, was ist *das* denn?«

Ich hörte sie kaum, weil ich den Aktenordner neben dem Computer aufgeschlagen hatte, nur deshalb, weil er dalag, und nun war ich starr vor Schreck. Zuerst kam es mir vor, als würde ich gar nicht wissen, was ich da sah, aber natürlich wusste ich es. Außerdem wusste ich, wieso Marsden nicht gewollt hatte, dass wir in diesen Raum kamen, und wieso er sich schämte, obwohl er tot war. Mit Drogen hatte das nichts zu tun. Ich fragte mich, ob die Frau, die ich da sah, denselben Ballknebel im Mund hatte wie seine Leiche. Falls ja, handelte es sich wohl um ausgleichende Gerechtigkeit.

»Liz«, sagte ich. Meine Lippen fühlten sich so taub an, als hätte ich

beim Zahnarzt gerade eine Novocain-Spritze bekommen.

»Ist das alles?«, brüllte sie. »Verdammte Scheiße, wag bloß nicht, mir weiszumachen, dass das alles ist!« Sie schraubte eines der Fläschchen auf und leerte den Inhalt aus. Es waren etwa zwanzig Pillen. »Das ist nicht mal Oxy, sondern Darvon, verdammt noch mal!«

Sie hatte mich losgelassen, weshalb ich jetzt hätte davonrennen können, aber das kam mir gar nicht in den Sinn. Ich dachte nicht mal mehr daran, nach Therriault zu pfeifen. »Liz«, sagte ich noch einmal.

Liz beachtete mich nicht. Sie schraubte die Fläschchen auf, eines nach dem anderen. Verschiedene Sorten Pillen, aber in keinem Behälter besonders viele. Liz starrte auf ein Häufchen blaue. »Das sind Oxys, okay, aber nicht mal ein *Dutzend!* Frag ihn, wo der Rest ist!«

»Liz, sieh dir das an.« Es war meine Stimme, die jedoch von weit weg zu kommen schien.

»Ich hab gesagt, du sollst ihn fragen …« Sie kam auf mich zu, hielt aber inne, als sie dasselbe sah wie ich.

Es war ein Hochglanzfoto auf einem dünnen Stapel weiterer Fotos. Zu sehen waren drei Personen, zwei Männer und eine Frau. Einer der Männer war Marsden, der nicht einmal seine Boxershorts trug. Auch der andere Mann war nackt. Die beiden taten der Frau mit dem Knebel im Mund etwas an. Was, will ich nicht sagen, nur dass Marsden einen kleinen Bunsenbrenner in der Hand hielt und der andere Mann eine von diesen Fleischgabeln mit zwei Zinken.

»Scheiße«, flüsterte Liz. »Ach, du *Scheiße*.« Sie blätterte ein paar weitere Fotos durch, die schlicht entsetzlich waren. Dann klappte sie den Aktendeckel zu. »Das ist sie.«

»Wer?«

»Maddie. Seine Frau. Offenbar ist sie doch nicht abgehauen.«

Marsden stand immer noch vor der Bibliothek, hatte jedoch den Blick abgewendet. Der Hinterkopf war ebenso verwüstet, wie es die

linke Seite von Therriaults Kopf gewesen war, doch das nahm ich kaum wahr. Es gibt Schlimmeres als Schusswunden, eine kleine Erkenntnis, die ich an jenem Abend gewann.

»Die haben sie zu Tode gefoltert«, sagte ich.

»Ja, und sie hatten Spaß dabei. Sieh dir nur das breite Grinsen an. Tut es dir immer noch leid, dass ich ihn umgebracht habe?«

»Das war ja nicht wegen dem, was er seiner Frau angetan hat«, sagte ich. »Das wusstest du gar nicht. Du hast ihn wegen dem Dope umgebracht.«

Sie zuckte die Achseln, als ob es nicht darauf ankäme, was für sie wahrscheinlich auch zutraf. Dann blickte sie durch den Panikraum und die Bibliothek auf den Flur. Marsden war näher gekommen, um sich seine schrecklichen Fotos anzusehen. »Ist er noch da?«

»Ja. An der Tür.«

»Zuerst hat er gesagt, es gäbe keinerlei Pillen, aber ich wusste, dass er lügt. Am Ende meinte er, es gäbe massenhaft davon. *Massenhaft!*«

»Vielleicht hat er gelogen, als er das gesagt hat. Lügen konnte er ja, weil er da noch nicht tot war.«

»Aber er hat dir gesagt, dass die Pillen im Panikraum sind! Und da war er schon tot!«

»Er hat nicht gesagt, wie viele es sind.« Ich wandte mich an Marsden. »Ist das alles, was Sie haben?«

»Ja, das ist alles«, sagte er. Seine Stimme verblasste allmählich.

»Sie haben ihr aber gesagt, dass Sie massenhaft davon haben!«

Er hob die blutigen Schultern. »Ich dachte, sie würde mich am Leben lassen, solange sie meint, ich hätte das, was sie will.«

»Und was ist mit dem Tipp, den Liz bekommen hat, dass Sie eine große private Lieferung erwarten …«

»Reiner Bullshit«, sagte er. »In diesem Geschäft gibt’s eine Menge Bullshit. Die Leute reden allerlei Schwachsinn, bloß um sich reden zu hören.«

Als ich Liz das mitteilte, schüttelte sie nur den Kopf. Sie glaubte es nicht. Genauer gesagt, *wollte* sie das nicht glauben, sonst wären alle ihre Pläne für den Umzug an die Westküste für die Tonne. Und es bedeutete, dass sie reingelegt worden wäre.

»Bestimmt hat er noch was versteckt«, beharrte sie. »Irgendwie. Irgendwo. Frag ihn noch mal, wo der Rest ist.«

Ich öffnete schon den Mund, um zu sagen, wenn es noch etwas gäbe, hätte er mir das bereits gesagt. Dann – wahrscheinlich weil die fürchterlichen Fotos einen benommenen Teil von mir wach gerüttelt hatten – kam mir eine Idee. Vielleicht konnte ich sie selbst ein bisschen reinlegen; bereit dafür war sie auf jeden Fall. Wenn es klappte, entkam ich ihr ja vielleicht, ohne nach dem Dämon pfeifen zu müssen.

Sie packte mich an den Schultern und schüttelte mich. »Frag ihn danach, hab ich gesagt!«

Also tat ich es: »Wo ist das übrige Dope, Mr. Marsden?«

»Ich hab dir doch gesagt, dass das alles ist.« Seine Stimme wurde leiser und leiser. »Ich habe immer einen kleinen Vorrat für Maria, aber die ist jetzt in den Bahamas. Auf Bimini.«

»Ah ja. Das hört sich besser an.« Ich deutete auf die Regale mit Dosenfutter. »Siehst du die Spaghettidosen da auf dem obersten Brett?« Die waren nicht zu übersehen. Es waren mindestens dreißig, Marke Franco-American. Offenbar war Donnie Bigs ein echter Fan davon gewesen. »Er sagt, da drin hat er etwas versteckt – kein Oxy, es ist was anderes.«

Liz hätte mich mit dorthin zerren können, aber ich rechnete damit, dass sie dafür zu gierig war, und ich lag richtig. Sie lief auf das Regal zu. Ich wartete, bis sie auf den Zehenspitzen stand und nach oben griff, dann rannte ich aus dem Panikraum in die Bibliothek. Leider dachte ich nicht daran, die Tür zu schließen. Marsden stand mir im Weg und sah durchaus körperhaft aus, aber ich rannte direkt durch ihn hindurch. Einen Moment lang spürte ich eisige Kälte, und in

meinen Mund trat ein öliger Geschmack, der mich an Salami erinnerte. Dann stürzte ich auf die Treppe zu.

Hinter mir hörte ich herunterfallende Dosen scheppern. »Komm zurück, Jamie! Komm sofort zurück!«

Sie verfolgte mich. Ich konnte sie hören. Als ich es bis zum Anfang der Treppe geschafft hatte, warf ich einen Blick über die Schulter. Das war ein Fehler. Ich stolperte und landete auf allen vieren. Mangels anderer Alternativen spitzte ich die Lippen, um zu pfeifen, blies jedoch nur Luft aus. Der Mund und die Lippen waren zu trocken. Deshalb stieß ich stattdessen einen Schrei aus.

»THERRIAULT!«

Die Haare hingen mir in die Augen, als ich mich daranmachte, die Treppe hinunterzukrabbeln, aber Liz packte mich am Fußgelenk.

»HILF MIR, THERRIAULT! SCHAFF SIE MIR VOM HALS!«

Urplötzlich war alles – nicht nur die Galerie und die Treppe, sondern auch die ganze Luft über dem großen Raum mit seiner versenkten Sitzecke – von weißem Licht erfüllt. Als das geschah, sah ich mich gerade nach Liz um und kniff geblendet die Augen zusammen. Das Licht kam aus dem hohen Spiegel hinter mir und aus dem Spiegel am Ende der anderen Treppe.

Liz lockerte den Griff. Ich klammerte mich an eine Stufenkante und zerrte so fest, wie ich konnte. Worauf ich wie ein Kind auf der holprigsten Rodelbahn der Welt auf dem Bauch nach unten rutschte. Nach etwa einem Viertel der Strecke kam ich zum Halten. Hinter mir hörte ich Liz schreien. Als ich unter meinem Arm hindurchspähte, sah ich sie aufgrund meiner Position wie auf den Kopf gestellt. Sie stand vor dem Spiegel. Ich weiß nicht genau, was sie darin sah, und das ist auch gut so, sonst hätte ich vielleicht nie wieder einschlafen können. Das Licht war schon mehr als genug, dieses strahlende, farblose Licht, das wie in einer Eruption aus dem Spiegel loderte.

Das Todeslicht.

Dann sah ich – glaube ich jedenfalls –, wie eine Hand aus dem

Spiegel kam, Liz am Hals ergriff und ihren Kopf so gegen die Scheibe krachen ließ, dass sie splitterte. Liz schrie immer noch.

Alle Lichter gingen aus.

Die Dämmerung war noch nicht ganz vorüber, weshalb es im Haus nicht etwa pechschwarz war, aber doch beinah. Der Raum unter mir war ein Schacht voller Schatten. Hinter mir hörte ich Liz am Ende der geschwungenen Treppe schreien und immerfort schreien. Ich klammerte mich an das glatte Glasgeländer, zog mich auf die Beine und schaffte es, nach unten zu stolpern, ohne hinzufallen.

Dann hörte Liz auf zu schreien und fing zu lachen an. Als ich mich umdrehte, sah ich sie die Treppe herabrennen, eine dunkle Gestalt, wiehernd wie der Joker aus einem Batman-Film. Sie war viel zu schnell unterwegs und achtete nicht darauf, wo sie hintrat. Stattdessen schlingerte sie von einer Seite zur anderen und prallte ans Geländer, während sie sich nach dem Spiegel umsah, in dem das Licht jetzt langsam schwächer wurde wie der Faden in einer altmodischen Glühbirne, die man gerade ausgeknipst hat.

»Liz, pass auf!«

Das brüllte ich, obwohl ich um alles in der Welt von ihr wegkommen wollte. Die Warnung war reiner Reflex, nützte jedoch ohnehin nichts. Liz verlor das Gleichgewicht, fiel vorwärts, kam auf der Treppe auf, überschlug sich, kam wieder auf der Treppe auf, machte einen weiteren Salto und rutschte dann bis ganz nach unten. Als sie das erste Mal aufschlug, lachte sie noch, hörte aber beim zweiten Mal damit auf wie ein Radio, das man ausmachte. Schließlich lag sie unten im Wohnzimmer auf dem Rücken, mit verdrehtem Kopf und zur Seite gebogener Nase. Ein Arm lag hinter ihrem Nacken, die Augen starrten in die Dunkelheit hinauf.

»Liz!«

Nichts.

»Liz, ist alles in Ordnung?«

Was für eine dämliche Frage. Warum interessierte mich das

überhaupt? Das kann ich gern verraten – ich wollte, dass sie am Leben war, weil sich etwas hinter mir befand. Obwohl ich es nicht hörte, wusste ich, dass es da war.

Ich kniete mich neben Liz und hielt die Hand vor ihren blutigen Mund. Auf der Handfläche spürte ich keinen Atem, und ihre Augen blinzelten nicht einmal. Sie war tot. Ich stand auf, drehte mich um und sah genau das, was ich erwartet hatte: Da stand Liz in ihrem offenen Dufflecoat und ihrem blutbefleckten Sweatshirt vor mir. Sie sah nicht mich an, sondern blickte mir über die Schulter. Dann hob sie deutend eine Hand, wobei ich selbst in jenem schrecklichen Moment daran denken musste, wie der Geist der zukünftigen Weihnacht auf den Grabstein von Scrooge zeigte.

Kenneth Therriault – beziehungsweise das, was von ihm geblieben war – kam die Treppe herab.

63

Er sah aus wie ein verkohltes Holzscheit, in dem es noch glomm, anders kann ich das nicht ausdrücken. Das heißt, er hatte eine schwarze Färbung angenommen, aber seine Haut war an zahllosen Stellen aufgesprungen, durch die das grelle Todeslicht nach außen drang. Außerdem kam es ihm aus der Nase, den Augen, ja selbst den Ohren. Als er den Mund öffnete, strahlte es auch dort heraus.

Grinsend hob er die Arme. »Versuchen wir es doch noch einmal mit dem Ritual, mal sehen, wer dann gewinnt. Ich glaube, das schuldest du mir, schließlich habe ich dich vor der da gerettet.«

Er eilte die Treppe herab auf mich zu, bereit für die große Wiedervereinigungsszene. Mein Bauchgefühl riet mir, die Flucht zu ergreifen, aber etwas noch tiefer in mir drin sagte mir, ich solle stehen bleiben, egal wie sehr ich vor dem nahenden Monster fliehen wolle. Wenn ich das nämlich täte, würde es mich von hinten packen

und mit seinen verkohlten Armen umschlingen, und das wäre dann das Ende. Es würde gewinnen und mich zu seinem Sklaven machen, der gehorchen musste, wann immer es rief. So wie es den toten Therriault besessen hatte, würde es mich lebendig besitzen, und das würde schlimmer sein.

»Halt!«, sagte ich, worauf die verkohlte Hülle von Therriault unten an der Treppe innehielt. Die ausgestreckten Arme waren nur noch ein kleines Stück von mir entfernt.

»Geh weg. Ich bin fertig mit dir. Für immer.«

»Du wirst nie fertig mit mir sein.« Und dann sprach es ein weiteres Wort aus, bei dem ich eine Gänsehaut bekam und spürte, wie sich mir die Nackenhaare aufstellten. *»Champ.«*

»Wart's ab«, sagte ich. Tapfere Worte, wenngleich ich das Zittern in der Stimme nicht verhindern konnte.

Therriaults Arme waren immer noch gehoben, die verkohlten Hände mit ihren leuchtenden Rissen nur wenige Zentimeter von meinem Hals entfernt. »Wenn du mich wirklich endgültig loswerden willst, fass zu. Dann führen wir das Ritual noch einmal durch. Und diesmal wird es fairer ablaufen, weil ich jetzt auf dich vorbereitet bin.«

Ich war merkwürdig versucht, das tatsächlich zu tun, man frage mich nicht, warum, aber ein Teil von mir, der weit jenseits meines Egos und tiefer als meine Instinkte verborgen lag, gewann die Überhand. Man konnte den Teufel einmal besiegen – durch Vorsehung, Tapferkeit, schieres Glück oder eine Kombination von allem –, aber kein zweites Mal. Ich glaube, nur Heilige können den Teufel zweimal besiegen, und vielleicht nicht einmal die.

»Geh!« Jetzt war ich an der Reihe, wie der letzte Geist, den Scrooge zu Gesicht bekam, die Hand zu heben. Ich zeigte auf die Tür.

Das Ding verzog die verkohlten, rußigen Lippen von Therriault zu einem höhnischen Grinsen. »Du kannst mich nicht wegschicken,

Jamie. Ist dir das immer noch nicht klar? Wir sind aneinander gefesselt. Du hast die Folgen nicht bedacht, aber jetzt ist es so, wie es ist.«

Ich wiederholte jenes eine Wort. Mehr konnte ich nicht aus meiner Kehle herauspressen, die sich plötzlich anfühlte, als wäre sie so eng wie eine Injektionsnadel.

Der Körper von Therriault schien bereit zu sein, den Abstand zwischen uns zu überwinden, sich auf mich zu stürzen und in seine furchtbare Umarmung zu ziehen, doch das tat er nicht. Irgendwie war das Ding nicht dazu fähig.

Liz wich zurück, als es an ihr vorüberging. Ich hätte erwartet, dass es einfach durch die Haustür hindurchwanderte – so wie ich durch Marsden hindurchgerannt war –, aber was immer es war, ein Geist war es nicht. Mit der Hand ergriff es den Knauf und drehte ihn, wobei die Haut an weiteren Stellen aufplatzte und neues Licht hervorströmen ließ. Die Tür schwang auf.

Es wandte sich zu mir um. »Pfeif nur, dann komme ich zu dir, mein Freund.«

Damit ging es hinaus.

64

Meine Beine versagten den Dienst. Die Treppe war ganz in der Nähe, aber ich würde mich bestimmt nicht dorthin setzen, wo die verrenkte Leiche von Liz Dutton lag. Daher taumelte ich auf die versenkte Sitzecke zu und ließ mich auf einen der darüber platzierten Sessel fallen. Schluchzend ließ ich den Kopf sinken. Was meine Tränen hervorrief, waren Entsetzen und Hysterie, aber ich glaube, außerdem waren es Freudentränen, wobei ich mir da nicht ganz sicher bin. Ich war am Leben. Ich befand mich mit zwei Leichen und deren Erscheinungen (Marsden blickte von der Galerie aus auf

mich herab) in einem finsteren Haus am Ende einer entlegenen Privatstraße, aber ich war am Leben.

»Drei«, sagte ich. »Teddy nicht zu vergessen. Drei Leichen und drei Erscheinungen.«

Ich prustete los, doch dann fiel mir ein, dass Liz vor ihrem Tod beinah genauso gelacht hatte, und ich zwang mich aufzuhören. Dann überlegte ich angestrengt, was ich jetzt unternehmen sollte. Als Erstes beschloss ich, die verfluchte Haustür zuzumachen. Dass mich die beiden Wiedergänger (ein Wort, das ich erst später gelernt habe, wie man sich leicht denken kann) anstarrten, war zwar nicht angenehm, aber ich war es gewohnt, dass Tote sahen, dass ich sie sah. Was mir wirklich nicht gefiel, war die Vorstellung, dass Therriault mit seiner verfaulten Haut, durch die das Todeslicht leuchtete, sich irgendwo da draußen herumtrieb. Ich hatte ihm gesagt, er solle sich verziehen, und das hatte er getan … Aber was, wenn er wiederkam?

Ich ging an Liz vorüber und schloss die Tür. Als ich dann wieder vor Liz stand, fragte ich sie, was ich jetzt am besten tun solle. Ich erwartete zwar keine Antwort, erhielt jedoch eine: »Ruf deine Mutter an.«

Mir fiel das Festnetztelefon im Panikraum ein, aber ich würde bestimmt nicht noch einmal die Treppe hinaufsteigen und diesen Raum betreten. Nicht für eine Million Dollar.

»Hast du noch dein Handy, Liz?«

»Ja.« Sie klang desinteressiert, was bei den meisten Toten der Fall ist. Nicht bei allen, zum Beispiel hatte Mrs. Burkett noch genug Leben in sich gehabt, die künstlerischen Verdienste meines Truthahns zu kritisieren. Und Donnie Bigs hatte versucht, das Versteck mit den Folterpornobildern zu verheimlichen.

»Wo ist es denn?«

»In meiner Jackentasche.«

Ich trat zu ihrer Leiche und griff in die rechte Tasche ihres

Dufflecoats. Dort stieß ich auf den Griff der Waffe, mit der sie Donald Marsdens Leben beendet hatte, und zog die Hand zurück, als hätte ich etwas Heißes angelangt. Als ich es in der anderen Tasche versuchte, fand ich das Handy. Ich schaltete es ein.

»Wie ist die PIN?«

»2-6-6-5.«

Ich gab sie ein und hatte schon die Vorwahl von New York und die ersten drei Ziffern von Mamas Nummer getippt, als ich abbrach und erst einen anderen Anruf machte.

»Sie haben die Notrufnummer gewählt. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich bin in einem Haus mit zwei toten Leuten«, sagte ich. »Mit einem Mann, der ermordet wurde, und einer Frau, die die Treppe runtergefallen ist.«

»Soll das ein Scherz sein, Junge?«

»Schön wär's. Die Frau, die die Treppe runtergefallen ist, hat mich gekidnappt und hierher verschleppt.«

»Und wo bist du gerade?« Jetzt klang die Frau am anderen Ende höchst interessiert.

»Am Ende von einer Privatstraße bei Renfield, Ma'am. Ich weiß nicht, wie viele Meilen es von da sind und ob es eine Hausnummer gibt.« Dann fiel mir ein, was ich gleich hätte sagen sollen. »Es ist das Haus von Donald Marsden. Das ist der Mann, den die Frau ermordet hat. Die die Treppe runtergefallen ist. Sie heißt Liz Dutton. Elizabeth.«

Die Frau fragte, ob mir auch nichts passiert sei, dann sagte sie, ich solle mich nicht von der Stelle rühren, die Polizei sei bereits unterwegs. Ohne mich also von der Stelle zu rühren, rief ich meine Mutter an. Das war ein wesentlich längeres Gespräch und nicht immer ganz verständlich, weil wir beide flennten. Ich erzählte ihr alles außer der Sache mit dem Todeslicht. Sie hätte mir zwar geglaubt, aber es reichte, wenn einer von uns beiden Albträume bekam. Ich sagte nur, Liz sei gestolpert, als sie hinter mir hergerannt

sei, und habe sich dann beim Sturz den Hals gebrochen.

Während unseres Telefonats kam Donald Marsden die Treppe herab und stellte sich vor die Wand. Ein Toter, dem der obere Teil vom Kopf fehlte, eine Tote, die den Kopf schief auf den Schultern sitzen hatte. Ein hübsches Paar gaben sie ab. Wie ich mehrfach gewarnt habe, ist das hier eine Horrorstory, aber ich konnte die beiden betrachten, ohne allzu schockiert zu sein. Der schlimmste Horror war vorüber. Solange ich ihn nicht noch einmal durchleben wollte jedenfalls. Dann nämlich würde er mit aller Macht zurückkehren.

Ich musste nur pfeifen.

Nach einer sehr langen Viertelstunde hörte ich in der Ferne Sirenen heulen. Nach fünfundzwanzig Minuten schillerten rote und blaue Lichter in den Fenstern. Es waren mindestens ein halbes Dutzend Cops, eine richtige kleine Armee. Zuerst sah ich sie nur in der Tür als dunkle Silhouetten, von denen die letzten Spuren Tageslicht ausgelöscht wurden, falls es noch welche gab. Einer fragte, wo die verdammten Lichtschalter seien. Ein anderer sagte, er habe sie gefunden, und fluchte dann, weil nichts passierte.

»Wer ist da drin?«, rief wieder jemand anderes. »Geben Sie sich zu erkennen!«

Ich stand auf und hob die Hände, obwohl man wahrscheinlich nichts als die Bewegung einer dunklen Gestalt sehen konnte. »Ich bin hier! Hab die Hände gehoben! Das Licht ist ausgefallen! Ich bin der Junge, der angerufen hat!«

Taschenlampen flammten auf. Ihre sich kreuzenden Lichtkegel wanderten umher, bevor sie sich auf mich richteten. Jemand kam auf mich zu. Eine Frau. Sie wich Liz aus, sicher ohne zu wissen, weshalb sie das tat. Zuerst lag ihre Hand auf dem Griff ihrer im Holster steckenden Waffe, aber als sie mich genauer sah, nahm sie die Hand weg. Was eine Erleichterung war.

Sie ließ sich auf ein Knie nieder. »Bist du allein im Haus, Junge?«

Ich sah zu Liz und dann zu Marsden hinüber, der in gebührendem Abstand von der Frau, die ihn umgebracht hatte, dastand. Selbst Teddy war eingetroffen. Er stand in der Tür, von der sich die Cops entfernt hatten, vielleicht angelockt von dem Spektakel, vielleicht nur aus einer Laune heraus. Die drei untoten Fragezeichen.

»Ja«, sagte ich. »Ich bin als Einziger hier.«

65

Die Polizistin legte mir den Arm um die Schultern und führte mich hinaus. Ich fing zu zittern an. Sie dachte wahrscheinlich, das läge an der Nachtluft. Das war natürlich nicht der Grund. Sie zog ihre Jacke aus und legte sie mir über, aber das reichte nicht aus. Ich steckte die Arme in die zu langen Ärmel und drückte die Jacke an mich. Sie war schwer, weil irgendwelcher Polizeikram in den Taschen war, aber das störte mich nicht. Das Gewicht fühlte sich sogar gut an.

Im Hof standen drei Streifenwagen, zwei zu beiden Seiten von Liz' kleinem Auto, der dritte dahinter. Während wir dastanden, traf ein weiterer Wagen ein, diesmal ein SUV, in dem sich laut Aufschrift der Polizeichef von Renfield befand. Betrunkene Autofahrer und Temposünder konnten sich da unten im Tal momentan wohl austoben. Der größte Teil der städtischen Truppe musste sich jetzt jedenfalls hier oben aufhalten.

Einer der Cops kam aus der Haustür und trat neben seine Kollegin. »Was ist da drin vorgefallen, Junge?«

Bevor ich etwas antworten konnte, legte mir die Polizistin den Zeigefinger auf die Lippen. Auch das machte mir nichts aus, weil es sich gut anfühlte. »Keine Fragen, Dwight. Der Junge steht unter Schock. Er braucht ärztliche Hilfe.«

Ein stämmiger Mann in einem weißen Hemd und einer um den Hals hängenden Dienstmarke – offenbar der Polizeichef – war aus

dem SUV gestiegen und hatte den letzten Satz mitbekommen. »Bring ihn hin, Caroline. Sorg dafür, dass er untersucht wird. Gibt es bestätigte Todesopfer?«

»Vor der Treppe liegt eine Leiche, offenbar eine Frau. Ob sie tot ist, kann ich nicht bestätigen, aber so, wie ihr Kopf verdreht ist …«

»Ach, die ist ganz sicher tot«, sagte ich und fing zu weinen an.

»Auf geht's, Caro«, sagte der Chief. »Und fahr nicht bis zur Bezirksklinik. Bring ihn in die Bereitschaftspraxis bei uns. Keine Fragen, bis ich zu euch stoße. Außerdem brauchen wir jemand, der für ihn sorgeberechtigt ist. Weißt du schon seinen Namen?«

»Noch nicht«, sagte Officer Caroline. »Es war eine irre Situation. Im Haus ist kein Licht.«

Der Chief stützte die Hände auf die Oberschenkel und beugte sich zu mir herunter, wobei ich mir wie ein Fünfjähriger vorkam. »Wie heißt du denn, Junge?«

So viel also zum Thema keine Fragen, dachte ich. »Jamie Conklin, und meine Mutter ist schon unterwegs. Sie heißt Tia Conklin. Ich hab sie angerufen.«

»Aha.« Der Chief wandte sich an Dwight. »Warum ist der Strom ausgefallen? In den Häusern auf dem Weg hierher hat Licht gebrannt.«

»Keine Ahnung, Chief.«

»Das Licht ist ausgegangen, als sie hinter mir die Treppe runtergerannt ist«, sagte ich. »Ich glaube, darum ist sie hingefallen.«

Ich merkte, dass der Chief mir gern weitere Fragen gestellt hätte, aber er wies Officer Caroline nur an, mit mir loszufahren. Während sie wendete und die gekrümmte Einfahrt entlangrollte, tastete ich meine Hosentaschen ab und fand das Handy von Liz, obwohl ich mich nicht erinnerte, es da reingesteckt zu haben. »Kann ich meine Mutter noch mal anrufen und ihr sagen, dass wir zum Doktor fahren?«

»Klar.«

Während ich wählte, wurde mir bewusst, dass es Probleme geben konnte, wenn Officer Caroline herausbekam, wessen Handy ich benutzte. Womöglich würde sie fragen, woher ich die PIN für das Telefon einer Toten kannte, und dann hätte ich keine gute Antwort parat. Aber sie stellte solche Fragen nicht.

Mama sagte, sie sitze in einem Uber (was wahrscheinlich ein Vermögen kosten würde, weshalb es gut war, dass die Agentur wieder anständig Profit machte), und sie kämen gut vorwärts. Ob mir auch wirklich nichts passiert sei? Wirklich nicht, sagte ich, aber Officer Caroline würde mich zur Sicherheit gerade trotzdem zur Bereitschaftspraxis in Renfield bringen. Worauf sie mir einschärfte, keinerlei Fragen zu beantworten, bevor sie dort sei. Das versprach ich ihr.

»Ich werde gleich Monty Grisham anrufen«, sagte sie. »Mit solchen Fällen beschäftigt er sich zwar nicht, aber er kennt bestimmt jemand, der sich da auskennt.«

»Ich brauche doch keinen Anwalt, Mama.« Als ich das sagte, warf Officer Caroline mir einen kurzen Seitenblick zu. »Schließlich hab ich überhaupt nichts getan.«

»Wenn Liz jemand ermordet hat und du dabei warst, brauchst du einen. Es wird eine Untersuchung geben … Reporter werden aufkreuzen … und wer weiß was noch. Das ist alles meine Schuld. Ich hab das Miststück in unsere Wohnung mitgebracht. Diese verfluchte *Liz!*« Die letzten Worte fauchte sie geradezu.

»Am Anfang war sie ja ganz in Ordnung«, sagte ich. Das stimmte wohl, aber urplötzlich fühlte ich mich sehr, sehr müde. »Bis bald, Mama.«

Ich legte auf und fragte Officer Caroline, wie lange wir bis zur Praxis brauchen würden. Etwa zwanzig Minuten, sagte sie. Unwillkürlich spähte ich nach hinten durch das Gitter vor dem Rücksitz, weil ich mir plötzlich sicher war, dass Liz dort saß. Oder – wesentlich schlimmer – Therriault. Aber hinten war alles leer.

»Hier sind nur du und ich«, sagte Officer Caroline. »Mach dir keine Sorgen.«

»Tu ich schon nicht«, sagte ich, obwohl es da etwas gab, worum ich mir Sorgen machen musste. Gott sei Dank war mir das noch eingefallen, sonst hätten ich und meine Mutter gewaltige Probleme bekommen können. Ich lehnte den Kopf ans Fenster und drehte mich halb von Officer Caroline weg. »Ich möchte jetzt ein bisschen schlafen.«

»Tu das.« In ihrer Stimme lag ein Lächeln.

Ich schlief tatsächlich ein bisschen. Aber zuerst schaltete ich verstohlen das Handy von Liz ein und löschte die Aufnahme, wie ich meiner Mutter die Handlung vom *Geheimnis von Roanoke* weitergebe. Wenn man mir das Handy abnahm und feststellte, dass es nicht meines war, würde ich mir etwas ausdenken. Oder einfach sagen, ich wisse nicht mehr, wie ich daran gekommen sei, was sicherer sein würde. Aber die Aufnahme durfte niemand hören.

Auf gar keinen Fall.

66

Etwa eine Stunde nachdem ich mit Officer Caroline in der Bereitschaftspraxis angekommen war, tauchten der Chief und zwei weitere Cops auf. Außerdem ein Anzugtyp, der sich als Staatsanwalt der County vorstellte. Ein Arzt untersuchte mich und meinte, im Grunde gehe es mir gut; mein Blutdruck sei zwar leicht erhöht, was aber nach allem, was ich durchgemacht habe, nicht überraschend sei. Morgen früh werde alles wieder im Lot sein; alles in allem sei ich ein normaler gesunder Teenager. Ich war zwar ein normaler gesunder Teenager, der Tote sehen konnte, aber das behielt ich für mich.

Die Cops und der Staatsanwalt setzten sich mit mir in den

Aufenthaltsraum der Praxis, wo wir auf meine Mutter warteten, und als die eintraf, ging es mit der Fragerei los. Die Nacht über blieben wir in einem Motel, dem Renfield Stardust, und am nächsten Morgen gab es weitere Fragen. Meine Mutter erzählte, dass sie eine Beziehung mit Liz Dutton gehabt, diese jedoch beendet habe, nachdem ihr Liz' Verwicklung in den Drogenhandel bewusst geworden sei. Ich wiederum berichtete, wie Liz mich nach dem Tennistraining aufgegabelt und nach Renfield mitgenommen habe, weil sie im Haus von Mr. Marsden eine große Lieferung Oxycodon rauben wollte. Marsden habe ihr schließlich verraten, wo die Drogen seien, und sie habe ihn erschossen, entweder weil sie nicht die erwartete Menge vorgefunden habe oder aufgrund der anderen Sachen im Panikraum. Der Fotos.

»Eins verstehe ich nicht«, sagte Officer Caroline, als ich ihr ihre Jacke zurückgab, die ich die Nacht über behalten hatte. Meine Mutter warf ihr einen misstrauischen Blick zu wie eine Löwin, die um alles ihr Junges verteidigen würde, doch den nahm Officer Caroline nicht wahr. Sie sah mich an. »Die Frau hat Marsden gefesselt …«

»Sie hat gesagt, sie hätte ihn *fixiert*. Das war das Wort, das sie benutzt hat. Weil sie früher bei der Polizei war, glaube ich.«

»Okay, sie hat ihn also fixiert. Und nach dem, was sie dir erzählt hat – und was wir oben entdeckt haben –, hat sie ihm zunächst ein bisschen zugesetzt. Wenn auch nicht allzu sehr.«

»Würden Sie bitte zum Punkt kommen?«, sagte Mama. »Mein Sohn hat furchtbare Dinge durchgemacht und ist völlig erschöpft.«

Officer Caroline beachtete sie nicht. Sie sah mich mit funkelnden Augen an. »Dabei hätte sie wesentlich mehr tun können. Sie hätte ihn richtig foltern können, bis sie bekommt, was sie wollte, aber stattdessen hat sie ihn liegen lassen, ist bis nach New York gefahren, hat dich gekidnappt und hierhergebracht. Warum nur hat sie das getan?«

»Keine Ahnung.«

»Du hast zwei Stunden mit ihr im Auto gesessen, und sie hat es dir nicht gesagt?«

»Sie hat bloß gesagt, dass sie sich freut, mich zu sehen.« Ich konnte mich nicht erinnern, ob sie das tatsächlich gesagt hatte oder nicht, also war es wohl eigentlich eine Lüge, obwohl es mir nicht wie eine vorkam. Ich musste an die Abende denken, die ich zwischen den beiden auf dem Sofa gesessen hatte, um gemeinsam mit ihnen *Big Bang Theory* zu gucken. Da hatten wir uns alle krankgelacht, aber jetzt brach ich in Tränen aus. Was dazu führte, dass man uns gehen ließ.

Sobald wir im Motel waren und die Zimmertür abgeschlossen hatten, sagte meine Mutter: »Wenn man dich noch mal fragen sollte, sagst du, dass sie vielleicht vorhatte, dich mit in den Westen zu nehmen. Schaffst du das?«

»Ja«, sagte ich. Wobei ich mich fragte, ob Liz nicht genau das tatsächlich im Kopf herumgegangen war. Das war zwar keine angenehme Vorstellung, aber besser als das, was ich vorher gedacht hatte (und eigentlich heute noch denke) – dass sie vorhatte, mich umzubringen.

Ich schlief nicht hinter der Verbindungstür im Nebenzimmer, sondern auf dem kleinen Sofa im Zimmer meiner Mutter. Dabei träumte ich, dass ich unter der Mondsichel eine einsame Landstraße entlangwanderte. *Pfeif nicht, pfeif bloß nicht,* befahl ich mir, tat es jedoch trotzdem. Ich konnte nichts dagegen machen. Ich pfiff *Let It Be,* daran erinnere ich mich ganz deutlich. Kaum hatte ich die ersten sechs oder acht Töne gepfiffen, hörte ich hinter mir Schritte.

Als ich aufwachte, hielt ich beide Hände fest auf den Mund gepresst, als wollte ich einen Schrei ersticken. In den seither vergangenen Jahren bin ich einige Male auf dieselbe Weise aufgewacht, und es ist nie ein Schrei, vor dem ich mich fürchte. Ich habe Angst, dass ich pfeifend aufwache und das Ding mit dem Todeslicht da ist.

Die Arme ausgebreitet, um mich an sich zu ziehen.

67

Ein Teenager zu sein hat allerhand Nachteile, das kann man mir gern glauben. Pickel, die Qual, die richtigen Klamotten für die Schule auszuwählen, damit man nicht ausgelacht wird, und das Geheimnis, das Mädchen darstellen, sind nur drei davon. Nach meinem Ausflug zum Haus von Donald Marsden (genauer gesagt nach meiner Entführung) stellte ich fest, dass es auch Vorteile hatte.

Dazu gehörte, keinen Spießrutenlauf durch einen Pulk aus Reportern und Fernsehkameras absolvieren zu müssen, weil ich nicht persönlich vor Gericht aussagen musste. Stattdessen machte ich meine Aussage per Video, auf der einen Seite flankiert von dem Anwalt, den Monty Grisham für mich besorgt hatte, und auf der anderen von meiner Mutter. Die Medienleute wussten zwar, wer ich war, aber mein Name wurde nie öffentlich genannt, weil für mich das Zauberwort *minderjährig* galt. Meine Mitschüler bekamen es trotzdem heraus (Mitschüler bekommen fast immer alles heraus), aber niemand hat auf mir herumgehackt. Vielmehr zollte man mir sogar Respekt. Jedenfalls musste ich nicht mehr darüber nachgrübeln, wie man Mädchen ansprach. Die kamen von allein an, um mit mir zu quatschen, wenn ich an meinem Spind stand.

Vor allem gab es keine Probleme mit meinem Handy, das eigentlich das von Liz war. Ohnehin existierte es nicht mehr. Meine Mutter hatte es in die Mülltonne befördert, gute Reise, und mir gesagt, wenn sich jemand danach erkundigte, sollte ich sagen, ich hätte es verloren. Niemand erkundigte sich. Was die Frage anging, weshalb Liz nach New York gekommen war und mich gekidnappt hatte, kam die Polizei ganz von selbst zu dem Schluss, den meine Mutter mir vorgegeben hatte: Liz habe ein Kind bei sich haben wollen, wenn sie

sich nach Westen absetzte, weil sie gedacht habe, eine Frau mit Kind würde weniger Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Niemand schien über die Möglichkeit nachzudenken, dass ich einen Fluchtversuch hätte unternehmen oder wenigstens um Hilfe rufen können, wenn wir in Pennsylvania, Indiana oder Montana anhielten, um zu tanken und Proviant zu besorgen. So etwas hätte ich natürlich nicht getan. Ich wäre ein gefügiges kleines Entführungsopfer gewesen, genau wie Elizabeth Smart. Weil ich ein Teenager war.

In der Presse, besonders den Boulevardzeitungen, wurde etwa eine Woche lang groß über den Fall berichtet, teilweise weil Marsden ein »Drogenbaron« gewesen war, vor allem jedoch wegen der Fotos, die man in seinem Panikraum gefunden hatte. Liz wiederum wurde als eine Art Heldin dargestellt, seltsam, aber wahr. EX-COP STIRBT IN HAUS VON SADO-DROGENBARON, verkündeten die *Daily News*. Kein Wort davon, dass Liz nach einer Untersuchung der Innenrevision und einem positiven Drogentest ihren Job verloren hatte; dafür wurde erwähnt, dass sie entscheidend zur Entdeckung von Thumpers letzter Bombe beigetragen und damit einen Haufen Leute gerettet hatte. Der *New York Post* wiederum war es offenbar gelungen, einen Reporter in Marsdens Haus zu schmuggeln (»diese Gauner kommen doch überall rein«, meinte Mama), falls sie nicht bereits Fotos davon archiviert hatten, denn dort lautete die Schlagzeile: IN DONNIE BIG'S HORRORKABINETT. Darüber lachte meine Mutter und meinte, mit dem Apostroph gehe die Zeitung genauso hirnrissig um wie mit der amerikanischen Politik.

»Nicht Big-Apostroph-S«, sagte sie, als ich nachfragte. »Der Apostroph kommt nach dem S.«

Okay, Mama. Wie auch immer.

Es dauerte nicht lange, bis andere Nachrichten Donnie Bigs' Horrorkabinett von der Titelseite der Boulevardzeitungen verdrängten und mein Bekanntheitsgrad an der Schule verblasste. So etwas wurde bald vergessen, genau wie Chet Atkins, von dem Liz gesprochen hatte. Daher stand ich wieder vor dem Problem, wie ich die Mädchen ansprechen sollte, anstatt dass sie mit Mascara und Lipgloss aufgebrezelt von allein zu meinem Spind kamen. Ich spielte Tennis und bewarb mich für die Schulaufführung, wo ich zwar nur eine Rolle mit zwei Sätzen bekam, sie aber nach besten Kräften ausfüllte. Mit meinen Freunden spielte ich Videospiele. Außerdem ging ich mit Mary Lou Stein ins Kino und küsste sie. Sie erwiderte den Kuss, was echt geil war.

So weit eine kleine Collage, blättern wir den Kalender um. Es wurde 2016 und dann 2017. Manchmal träumte ich von jener Landstraße, und wenn ich mit auf den Mund gepressten Händen aufwachte, dachte ich: *Hab ich gepfiffen? O Gott, hab ich nicht doch gepfiffen?* Allerdings kamen solche Träume weniger häufig. Manchmal sah ich Tote, aber nicht zu oft, und sie waren überhaupt nicht gruselig. Einmal fragte meine Mutter mich danach, und ich sagte, so was würde ich nur noch ganz selten sehen, weil ich wusste, dass sie sich dann besser fühlte. Das wünschte ich mir für sie, weil auch sie eine schwere Zeit durchgemacht hatte, was ich nur zu gut verstand.

»Vielleicht wächst du da heraus«, sagte sie.

»Ja, vielleicht«, stimmte ich ihr zu.

Damit kommen wir zu 2018. Inzwischen ist unser Held Jamie Conklin gut einen Meter achtzig groß, kann sich ein Kinnbärtchen wachsen lassen (das meiner Mutter gründlich zuwider war), hat einen Studienplatz an der NYU zugesagt bekommen und ist fast schon wahlberechtigt. Wenn im November die Wahlen stattfanden, würde ich das tatsächlich sein.

Ich saß in meinem Zimmer und büffelte für die

Abschlussprüfungen, als mein Handy summte. Es war Mama, die wieder in einem Uber saß, diesmal auf dem Weg nach Tenafly, wo Onkel Harry jetzt hauste.

»Er hat wieder eine Lungenentzündung«, sagte sie. »Und ich glaube nicht, dass er sich diesmal davon erholt, Jamie. Man hat mir gesagt, ich soll kommen, und das hätte man nicht, wenn es nicht wirklich ernst wäre.« Sie machte eine Pause. »Tödlich ernst.«

»Ich komme, so schnell ich kann.«

»Das musst du doch nicht.« Gemeint war damit, dass ich Onkel Harry sowieso nie richtig gekannt hatte, zumindest nicht, als er noch ein cleverer Typ war, der für sich und seine Schwester in der harten New Yorker Verlagswelt eine Karriere aufbaute. Hart konnte diese Welt wirklich sein, das wusste ich, weil ich inzwischen ebenfalls im Büro beschäftigt war, wenn auch nur ein paar Stunden pro Woche mit Archivierungsarbeiten. Und außerdem stimmte es, dass ich nur vage Erinnerungen an einen cleveren Typen hatte, der wesentlich länger hätte clever bleiben sollen, aber ich würde nicht wegen ihm hinfahren.

»Ich nehme den Bus.« Was ich ohne Weiteres tun konnte, weil wir früher, als eine Fahrt mit Uber oder Lyft unser Budget gesprengt hätte, immer auf diese Weise nach New Jersey gelangt waren.

»Deine Prüfungen … Du musst doch für deinen Abschluss lernen …«

»Bücher sind Magie zum Mitnehmen. Habe ich irgendwo gelesen. Ich bringe sie mit. Bis bald!«

»Eventuell müssen wir über Nacht bleiben«, sagte sie. »Bist du dir sicher?«

Ich sagte, das sei ich.

Wo ich mich genau befand, als Onkel Harry starb, weiß ich nicht. Vielleicht in New Jersey, vielleicht auf der Brücke über den Hudson, vielleicht noch da, wo ich durch mein mit Vogeldreck verunziertes Busfenster das Yankee-Stadion sehen konnte. Ich weiß nur, dass

Mama mich vor dem Pflegeheim – seinem letzten – auf einer Bank im Schatten eines Baums erwartete. Sie weinte nicht, rauchte jedoch eine Zigarette, was ich sie lange nicht hatte tun sehen. Wir umarmten uns ausgiebig und fest. Ich roch ihr Parfüm, den vertrauten süßen Duft von La vie est belle, der mich immer an meine Kindheit erinnerte. An den kleinen Jungen, der gemeint hatte, sein grüner Hand-Truthahn sei saugeil. Ich musste gar nicht fragen, was passiert war.

»Keine zehn Minuten, bevor ich angekommen bin«, sagte sie.

»Wie geht's dir damit?«

»Ganz gut. Bin traurig, aber auch erleichtert, dass es endlich vorbei ist. Er hat wesentlich länger durchgehalten als die meisten, die an so was leiden. Weißt du was? Als ich hier so saß, hab ich an Flugball-Grundball gedacht. Weißt du, was das ist?«

»Ich glaube schon, ja.«

»Die anderen Jungen wollten mich als Mädchen nicht mitspielen lassen, aber Harry hat gesagt, dann würde er auch nicht mitspielen. Und er war beliebt. Immer war er total beliebt. Daher wurde ich, wie man so sagt, zum einzigen Mädchen im Spiel.«

»Warst du gut?«

»Ich war klasse«, sagte sie und lachte. Dann wischte sie sich ein Auge aus. Sie hatte doch geweint. »Hör mal, ich muss mit Mrs. Ackermann reden – das ist die Chefin hier – und ein paar Dokumente unterschreiben. Dann muss ich noch in sein Zimmer und nachsehen, ob da irgendwas ist, was wir gleich mitnehmen sollten. Wobei ich mir allerdings nichts vorstellen kann.«

Ich erschrak. »Ist er etwa noch …«

»Ja, Schatz. Man ruft hier immer gleich das örtliche Bestattungsinstitut. Morgen sorge ich dafür, dass er nach New York überführt wird, und kümmre mich um … Du weißt schon, das Übliche.« Sie schwieg kurz. »Jamie?«

Ich sah sie an.

»Du … du siehst ihn doch nicht, oder?«

Ich lächelte. »Nein, Ma.«

Sie fasste mich am Kinn. »Wie oft hab ich dir eigentlich gesagt, du sollst mich nicht so nennen? Wer macht Ma?«

»Lämmchen«, sagte ich und fügte hinzu: »Ja, ja, ja.«

Das brachte sie zum Lachen. »Wart hier auf mich, Schatz. Es dauert nicht lange.«

Sie ging hinein, und ich wandte mich Onkel Harry zu, der keine drei Schritte entfernt von mir dastand. Da war er die ganze Zeit gewesen, in dem Schlafanzug, in dem er gestorben war.

»Hallo, Onkel Harry«, sagte ich.

Keine Antwort. Aber er sah mich an.

»Hast du immer noch Alzheimer?«

»Nein.«

»Also ist jetzt alles okay?«

In seine Augen trat ein winziger Schimmer Humor. »Wohl schon, wenn es zu deiner Definition von okay passt, tot zu sein.«

»Sie wird dich vermissen, Onkel Harry.«

Keine Antwort, was auch nicht zu erwarten war, da ich keine Frage gestellt hatte. Allerdings hatte ich eine im Sinn. Er würde sie wahrscheinlich nicht beantworten können, aber ein alter Spruch besagt bekanntlich, wer nicht fragt, bleibt dumm.

»Weißt du, wer mein Vater ist?«

»Ja.«

»Echt? Wer denn?«

»Das bin ich«, sagte Onkel Harry.

69

Jetzt bin ich bald fertig (und ich erinnere mich, dass ich mal dachte, dreißig Seiten zu schreiben wäre eine Menge!), aber noch nicht

ganz, also bitte dabeibleiben, bis man sich Folgendes zu Gemüte geführt hat.

Meine Großeltern – mein *einziges* Großelternpaar, wie sich herausstellte – starben auf dem Weg zu einer Weihnachtsfeier. Irgendein Typ, der zu viel Weihnachtspunsch intus hatte, schleuderte über drei Fahrspuren einer vierspurigen Straße hinweg und stieß frontal mit ihnen zusammen. Der Besoffene überlebte, wie das so oft der Fall war. Als mein Onkel (zugleich mein Vater, wie sich herausstellte) davon erfuhr, machte er in New York gerade die Runde bei *mehreren* Weihnachtsfeiern, um Verlegern, Lektoren und Schriftstellern Honig ums Maul zu schmieren. Seine Agentur war gerade erst gegründet worden, und Onkel Harry (mein lieber alter Papa!) war wie jemand, der im tiefen Wald ein Häufchen brennende Zweige anzündete und hoffte, damit ein großes Lagerfeuer zu entfachen.

Zur Beerdigung kam er heim nach Arcola, einem kleinen Ort in Illinois. Anschließend fand im Haus der Conklins ein Leichenschmaus statt. Lester und Norma Conklin waren sehr beliebt gewesen, weshalb viele Leute kamen. Manche brachten Essen mit, und manche hatten Alkohol dabei, der bekanntlich gern als Pate für Überraschungsbabys dient. Tia Conklin, die damals gerade das College hinter sich und ihre erste Stelle bei einem Steuerberater angetreten hatte, trank eine ziemliche Menge. Ihr Bruder ebenfalls. Oje, oje, nicht wahr?

Als alle Gäste heimgegangen sind, sieht Harry Tia in ihrem Zimmer auf dem Bett liegen, nur mit einem Slip bekleidet. Sie weint sich die Augen aus. Harry legt sich neben sie und nimmt sie in die Arme. Nur um sie zu trösten, wohlgemerkt, aber eine Art Trost führt zu einer anderen. Nur dieses eine Mal, aber einmal ist genug, und sechs Wochen später erhält Harry – nach New York zurückgekehrt – einen Anruf. Nicht lange danach tritt meine schwangere Mutter in seine kleine Firma ein.

Hätte die Literaturagentur in dieser von harter Konkurrenz geprägten Szene ohne meine Mutter wohl überlebt, oder wäre das Häuflein aus Zweigen und Blättern, das mein Vater/Onkel aufgeschichtet hatte, mit einer kleinen, weißen Rauchwolke verpufft, bevor er die ersten größeren Holzscheite hinzufügen konnte? Schwer zu sagen. Als die Agentur ins Rollen kam, lag ich in einem Stubenwagen, pinkelte in meine Pampers und machte Gugu. Aber meine Mutter war gut in ihrem Beruf, das weiß ich. Wäre sie das nicht gewesen, so wäre die Agentur später, als der Finanzmarkt zusammenkrachte, schlicht untergegangen.

Im Ernst, es gibt eine Menge schwachsinnige Legenden über durch Inzest gezeugte Kinder, vor allem wenn Vater und Tochter oder Schwester und Bruder die Eltern sind. Ja, es kann medizinische Probleme geben, und ja, die Chancen dafür sind bei Inzest ein bisschen höher, aber die Vorstellung, dass die Mehrheit dieser Kinder schwachsinnig, mit nur einem Auge oder mit Klumpfüßen geboren wird? Reiner Quatsch. Wie ich herausbekam, sind die häufigsten Defekte bei Babys aus inzestuösen Beziehungen zusammengewachsene Finger oder Zehen. Ich habe Narben an der Innenseite von Mittel- und Ringfinger der linken Hand, weil die chirurgisch getrennt wurden, als ich noch ein Säugling war. Als ich meine Mutter das erste Mal zu den Narben befragte – da war ich kaum älter als vier oder fünf –, erklärte sie mir, das hätten die Ärzte getan, bevor sie mich aus dem Krankenhaus nach Hause geholt hätte. »Ging kinderleicht«, sagte sie.

Und natürlich ist da das andere, womit ich geboren wurde, was eventuell damit zu tun haben könnte, dass sich meine Eltern einst, an Trauer und Alkohol leidend, etwas näher gekommen sind, als das für Bruder und Schwester angebracht gewesen wäre. Möglich ist aber auch, dass meine Fähigkeit, Tote zu sehen, überhaupt nichts damit zu tun hat. Eltern, die nicht die einfachste Melodie halten können, können singende Wunderkinder bekommen, Analphabeten

großartige Schriftsteller. Manchmal kommt ein Talent von nirgendwoher, wenigstens scheint es so.

Moment mal, ich muss hier was gestehen.

Die ganze Geschichte hier ist fiktiv.

Ich weiß nämlich gar nicht, wie Tia und Harry Eltern eines lebhaften männlichen Babys namens James Lee Conklin geworden sind, weil ich Onkel Harry nie nach irgendwelchen Einzelheiten gefragt habe. Er hätte es mir erzählt – bekanntlich können die Toten nicht lügen –, aber ich wollte es nicht wissen. Nachdem er die erwähnten drei Worte ausgesprochen hatte – *das bin ich* –, wandte ich mich von ihm ab und ging ins Pflegeheim, um meine Mutter zu suchen. Er folgte mir nicht, und ich habe ihn nie wiedergesehen. Ich dachte, er würde vielleicht zu seiner Trauerfeier kommen oder zur Zeremonie am Grab, aber das war nicht der Fall.

Auf der Rückfahrt in die Stadt (mit dem Bus wie in früheren Zeiten) fragte Mama mich, ob etwas nicht in Ordnung sei. Doch, sagte ich, ich würde nur versuchen, mich an die Vorstellung zu gewöhnen, dass Onkel Harry wirklich nicht mehr da war. »Es kommt mir so vor wie damals, wo ich meine Milchzähne verloren habe«, sagte ich. »In mir drin ist ein Loch, das ich ständig spüre.«

»Ich weiß«, sagte sie und umarmte mich. »Mir geht es genauso. Aber traurig bin ich nicht. Das hab ich vorher nicht erwartet und bin es jetzt tatsächlich nicht. Weil er eigentlich schon sehr lange nicht mehr da war.«

Es tat gut, umarmt zu werden. Ich liebte meine Mama, und ich liebe sie noch heute, aber an jenem Tag habe ich sie angelogen, und zwar nicht nur, indem ich ihr etwas verschwieg. Es war nämlich nicht so, wie einen Milchzahn zu *verlieren,* sondern so, als würde mir ein zusätzlicher Zahn wachsen, für den in meinem Mund kein Platz war.

Bestimmte Fakten lassen die Geschichte, die ich gerade erzählt habe, allerdings wahrscheinlicher werden. Lester und Norma Conklin kamen tatsächlich durch einen betrunkenen Autofahrer ums Leben,

als sie auf dem Weg zu einer Weihnachtsfeier waren. Und Harry kam zu ihrer Beerdigung nach Illinois. Im *Arcola Record Herald* habe ich einen Artikel gefunden, in dem steht, er habe die Grabrede gehalten. Tia Conklin wiederum hat Anfang des folgenden Jahrs tatsächlich ihre Stelle gekündigt und ist nach New York gezogen, um ihrem Bruder mit seiner neuen Literaturagentur zu helfen. Und James Lee Conklin kam wirklich etwa neun Monate nach der Beerdigung im Krankenhaus Lenox Hill auf die Welt.

Also ja, ja, ja und genau, genau, genau, es könnte alles genau so sein, wie ich es erzählt habe. Jedenfalls spricht eine gewisse Logik dafür. Aber es könnte auch anders gelaufen sein, was mir wesentlich weniger gefallen würde. Zum Beispiel könnte es sich darum handeln, dass eine junge Frau, die sich bis zur Besinnungslosigkeit betrunken hatte, von ihrem ebenfalls besoffenen, geilen älteren Bruder vergewaltigt wurde. Der Grund, weshalb ich nicht weitergefragt habe, ist einfach: Ich wollte es nicht wissen. Frage ich mich, ob die beiden über eine Abtreibung nachgedacht haben? Manchmal. Mach ich mir Sorgen, ich könnte mehr von meinem Onkel/Vater geerbt haben als die Grübchen, die sich zeigen, wenn ich lächle, und die ersten Spuren von Weiß, die bereits im zarten Alter von zweiundzwanzig Jahren in meinem schwarzen Haar aufgetaucht sind? Oder, um es direkt zu sagen, mache ich mir Sorgen, ich könnte im immer noch zarten Alter von dreißig, fünfunddreißig oder vierzig Jahren anfangen, den Verstand zu verlieren? Ja. Natürlich tue ich das. Laut Internet hat mein Vater/Onkel an einer Alzheimer-Krankheit mit frühem Beginn und familiärer Häufung gelitten. Die lauert auf Genen mit Namen PSEN1 und PSEN2, daher gibt es einen Test dafür. Man muss nur in ein Röhrchen spucken und auf das Ergebnis warten. Ich nehme an, dass ich den Test machen werde.

Später.

Jetzt noch was Lustiges – wenn ich die Seiten durchgehe, merke

ich, dass mein Stil mit der Zeit immer besser geworden ist. Ich will mich gewiss nicht mit Faulkner oder Updike vergleichen, sondern nur sagen, dass ich mich verbessert habe, indem ich etwas tat, was wohl für die meisten Dinge im Leben gilt. Ich hoffe nur, auf andere Weise besser und stärker zu sein, wenn ich dem Ding wiederbegegne, das Therriault in Besitz genommen hat. Das werde ich nämlich. Seit jenem Abend in Marsdens Haus, als das, was Liz im Spiegel sah, sie in den Wahnsinn getrieben hat, habe ich es nicht zu Gesicht bekommen, aber es wartet auf mich. Das spüre ich. Ich weiß es sogar, obwohl ich nicht weiß, was dieses Ding ist.

So oder so kommt es nicht darauf an. Ich werde mein Leben nicht mit der Frage verbringen, ob ich im mittleren Alter den Verstand verlieren werde, oder damit, dass der Schatten dieses Dings über mir hängt. Es hat mir schon an zu vielen Tagen die Freude geraubt. Die Tatsache, dass ich das Kind eines Inzests bin, kommt mir lächerlich unwichtig vor, verglichen mit der schwarzen Hülle von Therriault, durch deren aufgesprungene Haut das Todeslicht leuchtet.

In den Jahren nachdem dieses Ding mich erneut zu einem Wettkampf, einem weiteren Ritual von Chüd aufgefordert hat, habe ich viel gelesen und bin dabei auf eine Menge abergläubische Vorstellungen und merkwürdige Legenden gestoßen, die keinen Eingang in die Roanoke-Bücher von Regis Thomas oder in Bram Stokers *Dracula* gefunden haben. Während es häufig darum geht, dass lebende Menschen von Dämonen besessen sind, habe ich nirgendwo eine Kreatur entdeckt, die in der Lage gewesen wäre, Tote in Besitz zu nehmen. Am nächsten kommen dem Geschichten über bösartige Geister, aber das ist eigentlich absolut nicht dasselbe. Daher habe ich keine Ahnung, womit ich es zu tun habe. Ich weiß nur, dass ich damit umgehen muss. Ich werde nach ihm pfeifen, es wird kommen, wir werden uns umarmen, anstatt uns gegenseitig rituell auf die Zunge zu beißen, und dann … Tja. Dann werden wir

erfahren, was passiert, oder nicht?

Ja, das werden wir. Wir werden es erfahren.

Später.

mygully.com